

Anita Haviv-Horiner  
In Europa nichts Neues?

Schriftenreihe Band 10775

Anita Haviv-Horiner

# In Europa nichts Neues?

Israelische Blicke auf Antisemitismus heute

Anita Haviv-Horiner, 1960 in Wien als Tochter von Holocaustüberlebenden geboren, wanderte 1979 nach Israel ein. Sie studierte Literaturwissenschaft an der Universität Tel Aviv und absolvierte Ausbildungen zur Gruppenmoderatorin, Museumspädagogin und Mediatorin. Die Bildungsexpertin fokussiert in ihrer Arbeit auf unterschiedliche Facetten des deutsch-israelischen Dialogs, u.a. Antisemitismus, Gedenkkultur, die Perzeption Israels und die Rolle von Lebensgeschichten. Sie ist Leiterin der 1994 von ihr gegründeten Agentur Israel Encounter Programs, welche die Programme der Israel-Studienreisen der Bundeszentrale für politische Bildung/bpb mitgestaltet und organisiert. Homepage: Anita Haviv-Horiner|Bildungsexpertin|Israel <https://www.anitahaviv.com/>

Diese Veröffentlichung stellt keine Meinungsäußerung der Bundeszentrale für politische Bildung dar. Für die inhaltlichen Aussagen tragen die Autorinnen und Autoren die Verantwortung. Beachten Sie bitte auch unser weiteres Print- sowie unser Online- und Veranstaltungsangebot. Dort finden sich weiterführende, ergänzende wie kontroverse Standpunkte zum Thema dieser Publikation.

Die Inhalte der im Text und Anhang zitierten Internetlinks unterliegen der Verantwortung der jeweiligen Anbieter. Für eventuelle Schäden und Forderungen können die Bundeszentrale für politische Bildung sowie die Autorinnen und die Autoren keine Haftung übernehmen.

Bonn 2022, 2. erweiterte Auflage  
© Bundeszentrale für politische Bildung  
Adenauerallee 86, 53113 Bonn

Projektleitung: Hans-Georg Golz, bpb  
Projektleitung der ersten Ausgabe: Simon Lengemann, bpb  
Lektorat der zweiten Ausgabe: Wladimir Struminski, Jerusalem  
Lektorat der ersten Ausgabe: Gabi Gumbel, Mannheim; Heinrich Bartel, bpb

Umschlaggestaltung: Michael Rechl, Kassel  
Umschlagillustration: © Gilad Fried  
Satzherstellung: Naumilkat – Agentur für Kommunikation und Design, Berlin  
Druck: Druck- und Verlagshaus Zarbock GmbH & Co. KG, Frankfurt/Main

ISBN 978-3-7425-0775-4

[www.bpb.de](http://www.bpb.de)

# Inhalt

ANITA HAVIV-HORINER

In Europa nichts Neues? –

Israelische Blicke auf Antisemitismus heute

11



## Interviews



JONATHAN RYNHOLD

»Lieber lautstarke Debatte als »Israelkritik«

31

ALICE SCHÖNBERG HALBERSTAMM

»Ich sehe keinen Unterschied zwischen Hass auf Juden und Hass auf Israel«

41

RACHEL VERLIEBTER

»Wo Antisemitismus auftaucht, ist Frauenhass nicht weit«

46

OFER WALDMAN

»Antisemitismus ist die destillierte Form von Menschenhass«

56

CARLIJN BON

»Selbst wenn es Israel nicht mehr gäbe, bliebe der Antisemitismus bestehen«

70

MILI PECHERER

»Ich will nicht von Angst gesteuert sein«

77

PHILIPPE WEIL

»Antisemitismus gibt es. Punkt.«

84

SILVIA DADUSC-BUBLIL

»Wer Sicherheit von Israel erwartet, muss dort leben«

91

RONNY HOLLAENDER

»Für mich ist Israel ein sicherer Hafen«

97

DAFNA BERGER

»In Berlin fühle ich mich mehr als Jüdin und Israelin als in der Heimat« 104

GUY BAND

»Warum jetzt? Warum hier? – Meine Sicht auf Antisemitismus ist viel differenzierter geworden« 113

SONJA K.

»Antisemitismus sollte als Problem der jeweiligen Gesellschaften verstanden werden und nicht als Problem der Juden« 120

SHIMRIT SUTTER-SCHREIBER

»Antisemitismus beginnt mit kleinen Dingen« 131

OFER MOGHADAM

»Israelische Politik ist ein Vorwand für antisemitische Gefühle oder: Warum sind alle Juden so schlau?« 138

RAPHAEL SHKLAREK

»In Österreich gab es nie mehr oder weniger Antisemitismus, jedoch immer denselben latenten« 146

ARTHUR KARPELES

»Antisemitismus ist eine unheilbare Krankheit« 156

TIRZA LEMBERGER

»Es ist nicht jeder, der mich nicht mag, ein Antisemit« 166

ETGAR KERET

»Antisemitismus ausschließlich zu bekämpfen, macht die Welt nicht besser« 173

MIRI FREILICH

»Man sollte sich nicht mit Zeremonien am internationalen Holocaustgedenktage begnügen« 183

STEPHANIE COUROUBLE-SHARE

»Man muss zwischen Antisemitismus und Rassismus differenzieren, doch beides bekämpfen« 191

DANIEL SHEK

»Meine Meinung über Antisemitismus hat sich nicht geändert.  
Ich bin dagegen« 200

BERNADETTE ALPERN

»Ungarn ist kein Land, in dem ich mein Kind großziehen möchte« 210

LYDIA AISENBERG

»Zum ersten Mal in meinem Leben weiß ich nicht, wie ich  
Antisemitismus und Rassismus bekämpfen soll« 217



## Wissenschaftliche Beiträge

GISELA DACHS

Uraltet Repertoire: Antisemitismus in den Medien 229

MOSHE ZIMMERMANN

Antisemitismus in Europa – einst und jetzt 244

SAMUEL SALZBORN

In Berlin viel Neues: das Berliner Modell  
der Antisemitismusbekämpfung 263

JULIA BERNSTEIN, FLORIAN DIDDENS

»Du bist der erste lebendige Jude, dem ich begegne« –  
Antisemitismus an Schulen in Deutschland 281

Weiterführende Literatur 308

Glossar 311





nichts Neues?

Einleitung

leitung



*Meine Arbeit an diesem Buch widme ich in Liebe  
meinen Eltern und Großeltern.  
Ihre Geschichte ist der Grund, warum ich mich mit dem Thema  
Antisemitismus beschäftige.*

Anita Haviv-Horiner

## In Europa nichts Neues? – Israelische Blicke auf Antisemitismus heute

### 1 Einleitung

#### 1.1 Anmerkungen zur Demografie der jüdischen Bevölkerung Europas seit dem Holocaust

Die 2020 veröffentlichte Studie »Jews in Europe at the turn of the Millennium. Population trends and estimates« von Sergio Della Pergola und L. Daniel Staetsky untersuchte die demografischen Entwicklungen der jüdischen Bevölkerung in Europa.

Der Kontinent war das bedeutendste Zentrum jüdischen Lebens in seinen mannigfaltigen Formen. Es ist bekannt, dass der Holocaust einen demografischen Schock sondergleichen darstellte.

Die Studie nennt folgende Zahlen: 1939 lebten in Europa 9 500 000 Jüdinnen und Juden. 1945 waren es 3 800 000, von denen viele den Kontinent mit der Zeit verließen. 2020 waren es 1 329 000. Die beiden Experten kamen darüber hinaus zu dem Schluss, dass die Auswirkungen des Holocaust auf die Struktur und Entwicklung der jüdischen Bevölkerung in Europa nachhaltig prägend sind.

Aber auch andere historische Ereignisse wie zum Beispiel die Gründung des Staates Israel, der Sechstagekrieg und der Fall der Mauer führten zu großen jüdischen Auswanderungswellen aus dem Kontinent. Aus der oben genannten Studie geht hervor, dass Europa zwischen 1970 und 2020 fast 60 Prozent seiner jüdischen Bevölkerung verloren hat. Der prozentuale Rückgang war in erster Linie in Osteuropa zu spüren, wo der Anteil der jüdischen Weltbevölkerung von 26 Prozent im Jahr 1945 innerhalb von

77 Jahren auf 2 Prozent schrumpfte. Beispielhaft sollen hier zwei Länder genannt werden, die im Buch thematisiert werden. In Polen lebten 1939 3 225 000 Jüdinnen und Juden; 1945 nur mehr 100 000, und 2020 waren es 5 000. In Ungarn wies die jüdische Bevölkerungsgruppe 1939 eine zahlenmäßige Stärke von 404 000 auf; 1945 waren es nur noch 180 000 und 2020 lediglich 47 000.

In Deutschland ist die jüdische Gemeinde zwar seit 1945 gewachsen, doch beträgt ihre Größe nur noch weniger als ein Viertel des vor dem Machtantritt durch die Nationalsozialisten verzeichneten Standes. Gab es 1933 noch über eine halbe Million Jüdinnen und Juden in Deutschland, waren es 1945 nur noch 45 000, die meisten davon in Displaced Persons Camps. Durch die Einwanderung aus Gebieten der ehemaligen Sowjetunion leben heute etwa 118 000 jüdische Menschen in Deutschland.

In Frankreich dezimierte der Holocaust die jüdische Bevölkerung von 320 000 im Jahr 1939 auf 180 000 im Jahr 1945, doch ist die Zahl der Jüdinnen und Juden später aufgrund der jüdischen Einwanderung aus den ehemaligen Kolonien in Nordafrika sowie aus Mittel- und Osteuropa gewachsen. Heute leben in dem westeuropäischen Land 449 000 Jüdinnen und Juden.

Eine Antisemitismusstudie der Agentur der Europäischen Union für Grundrechte (FRA) kam 2018 zu folgenden Ergebnissen: Durchschnittlich gaben 38 Prozent der in Europa lebenden jüdischen Befragten an, während der vergangenen fünf Jahre die Auswanderung in Betracht gezogen zu haben. Sie begründeten dies mit mangelndem Sicherheitsgefühl in dem Land, in dem sie lebten. In Ungarn, Belgien, Frankreich und Deutschland waren es zwischen 40 und 44 Prozent.

## 1.2 Analytische Ansätze und Kontroversen

Antisemitismus ist eine Konstante der deutschen und auch der europäischen Geschichte. Moshe Zimmermann schreibt in seinem Beitrag: »Antisemitismus ist so alt wie die Geschichte der Menschheit, oder zumindest so alt wie die Geschichte der Juden.«

In ihrem Aufsatz erklären Julia Bernstein und Florian Diddens Judenhass folgendermaßen: »Alle Erscheinungsformen des Antisemitismus strukturieren einen Ordnungsentwurf der Welt, in dem Jüdinnen und Juden als bis ins Übernatürliche übersteigertes, personifiziertes Übel und absolutes Böse einer religiös, kulturell, »rassisch«, politisch oder national definierten Gemeinschaft entgegengesetzt werden.«

Oft wird gefragt, ob die Gleichsetzung von rechtem und linkem Antisemitismus für die Bekämpfung von Judenhass nicht kontraproduktiv sei.

Es werden Bedenken geäußert, dass sich rechtsextremer und gewaltbereiter Antisemitismus im Schatten des politischen Umgangs mit der BDS-Bewegung [s. Glossar] in Deutschland unbehelligt entfalten kann.

Doch ist es nicht die Aufgabe von Staat und Gesellschaft, allen Formen von Antisemitismus durch Prävention und Bekämpfung entgegenzutreten? Dabei muss der Staat zwischen den einzelnen Kategorien des Judenhasses in Bezug auf Motivation, Auswirkungen und Gewaltbereitschaft unterscheiden.

In seiner Filmreihe »Die Sache mit den Juden« ist der Fernsehjournalist Richard C. Schneider dem Antisemitismus in Deutschland in dessen unterschiedlichen Erscheinungsformen nachgegangen. Die Filme thematisieren Judenfeindschaft von links, von rechts sowie von muslimischer Seite. Einer der Beiträge befasst sich mit den Auswirkungen von Antisemitismus auf jüdische Menschen in ihrem Alltag. Die Filme konzentrieren sich dabei auf die Wahrnehmung und Reaktionen jüdischer Betroffener. Dieser Blickpunkt ist wichtig, denn um die Auswirkungen von Antisemitismus heute zu erfassen, sind jüdische Stimmen unerlässlich.

Doch gibt es in Deutschland und in Europa keinen akademischen, medialen und politischen Konsens über die Einordnung und Bewertung unterschiedlicher Manifestationen von Antisemitismus. Selbst bei der Frage, wie Antisemitismus gemessen werden soll, gibt es keine Übereinstimmung. Sind Umfragen der Gradmesser, oder ist es die Zahl tätlicher Angriffe?

Wie geht man mit Antisemitismus im Internet um? Ein Punkt, der DisSENS auslöst, ist die Frage, welche Gewichtung jüdische Wahrnehmungen in diesem Kontext haben sollten.

»Selbstverständlich ist bei den Objekten eines Vorurteils größere Empfindlichkeit zu erwarten, doch werfen diese Zahlen die Frage auf, ob beide Gruppen dieselbe Definition von Antisemitismus haben. Opfergruppen tendieren dazu, ihre Gruppenzugehörigkeit als Erklärungsmuster für die Verhaltensweisen ihrer Umgebung zu verstehen.« schreibt Moshe Zimmermann.

Samuel Salzborn hingegen weist auf die Notwendigkeit hin, die Perspektive der Betroffenen verstärkt in die wissenschaftliche Arbeit einzubeziehen. Darüber hinaus unterstreicht er, dass die Wahrnehmungen jüdischer Opfer durchaus in der Realität verankert seien: »Hierbei spielt die Frage des Vertrauens von Jüdinnen und Juden in staatliches Handeln eine gewichtige Rolle. Dieses Vertrauen steht nicht nur wegen der Tradierung einer Nichtaufarbeitung des Nationalsozialismus und der Schoah immer wieder infrage, sondern auch wegen des Handelns der Exekutive und der Judikative in der Gegenwart. Leuchtturmurteile wie dasjenige zu den antisemitischen Anschlägen auf die Wuppertaler Synagoge 2014, in dem das

Gericht die antisemitischen Motive der Täter ignorierte, lösen immer wieder fundamentale Erschütterungen im Realvertrauen von Jüdinnen und Juden in die Justiz aus.«

Die besondere Rolle Israels im Kontext von Antisemitismus beschäftigt den öffentlichen Diskurs in Deutschland wie auch in anderen europäischen Ländern. Die polarisierte und emotional aufgeladene Debatte entzündet sich oft an konkreten Ereignissen wie zum Beispiel den militärischen Auseinandersetzungen zwischen Israel und der Hamas.

Zur Debatte steht dabei nicht zuletzt die Frage, wann Kritik am Staat Israel bzw. an dessen Politik legitim ist, wann sie antisemitische Formen annimmt und wo die Grenze verläuft.

Die überproportionale Beschäftigung mit Israel in den Medien und die häufige Dämonisierung des jüdischen Staates bringt Monika Schwarz-Friesel wie folgt auf den Punkt: »Eine der irreführendsten Behauptungen, die leider auch öfters in akademischen Texten zu lesen sind, lautet, der Nahostkonflikt sei die Ursache für Israelhass. Zwar lösen mediale Konfliktmeldungen reflexhaft und eruptiv Wellen von Hass-Kommentaren gegen Israel aus, sie sind aber keineswegs auf den Konflikt beschränkt. Der schwelende Konflikt ist auch keineswegs der Grund. Israel steht als wichtigstes Symbol für jüdisches Überleben und gelebtes Judentum im Fokus aller Antisemit\*innen und ist quasi der Stachel in deren Fleische: Die Existenz eines jüdischen Staates ist eine ungeheure Provokation. Daher finden wir die antisemitische Israelisierungsemantik auch bei Themen, die mit dem Nahostkonflikt nichts zu tun haben: ob es sich um Gal Gadot im Film Wonder Woman, Netta beim ESC, Waldbrände, den Syrien-Krieg, die Corona-Pandemie oder die innerdeutsche Beschneidungsdebatte handelt.« Das Narrativ des Judenhasses passt sich immer wieder an neue Gegebenheiten und Themen an. Samuel Salzborn bringt es in einem Interview mit der »Jüdischen Allgemeinen« auf folgenden Punkt: »Der Antisemitismus ist da und wird unter einem Vorwand aktiviert – seien es Entwicklungen in Israel oder Hygieneschutzverordnungen. Das ist eine langfristig zentrale Erkenntnis, die man nicht vergessen darf. Auch wenn die Pandemie irgendwann vorbei ist – das antisemitische Verschwörungsdenken wird nicht aus der Welt sein.« (Antisemitismus 2.0 und die Netzkultur des Hasses, <https://archive.jpr.org.uk/download?id=3584>, S. 52)

Der Judenhass, der sich seit Beginn der Covid-19-Pandemie ausbreitet, greift auf jahrhundertealte Mechanismen zurück, manifestiert sich aber, je nach Situation, immer wieder in »neuen Kleidern«.

»Wie einfach dieses Repertoire abrufbar ist, hat sich auch während der Coronapandemie 2020 gezeigt. So stand das Gerücht über die Juden als

Verursacher und Profiteure von Covid-19 bald im Raum. Verwunderlich ist das nicht. Schließlich haben sich Verschwörungstheorien im Umfeld von Krankheiten schon im Mittelalter gegen Jüdinnen und Juden gerichtet, die als religiöse Minderheit besonders angreifbar waren«, stellt Gisela Dachs in ihrem Beitrag fest. Doch dabei sollte es nicht bleiben. Corona-Leugnende verglichen sich mit Opfern des Nationalsozialismus. Sie scheuten nicht davor zurück, sich den gelben Stern an den Kragen zu heften. Damit verharmlosen und banalisieren sie den Holocaust und setzen sich mit jüdischen Opfern gleich, die in Auschwitz vergast wurden.

Im Kontext von Corona-Verschwörungstheorien mit antisemitischer Prägung hat der Autor Sascha Lobo den Begriff »Denkpest« geprägt. »Bei der Denkpest hat einerseits die Art und Weise der Verbreitung etwas mit Übertragung zwischen Personen zu tun. Andererseits wirkt sie mehr oder weniger auf den gesamten Menschen: auf die Denkweise, die Wahrnehmung, das Verhalten, die Kommunikation, die soziale Interaktion. Denkpest ist, was passiert, wenn ein Mensch sich in den Gedankenirrgärten von Fake News und Verschwörungstheorien verläuft.« (<https://www.spiegel.de/netzwelt/netzpolitik/corona-und-die-radikalisierung-der-impfgegner-die-denkpest-geht-um-kolumne-a-307b0e08-c4fe-43c2-800b-b2da618ec4ca>)

## 2 Zur Zielsetzung und Struktur des Buches

Das als Instrument der breiten politischen Bildung konzipierte Buch »In Europa nichts Neues? – Israelische Blicke auf Antisemitismus heute« erschien erstmals im Jahr 2019 bei der bpb. 2021 wurde es von Berghahn Books auf Englisch veröffentlicht.

Die Kontextualisierung des Themas, der biografische Ansatz und der Pluralismus der israelischen Perspektiven stießen auf reges Interesse und positives Feedback. Die Arbeit mit den didaktisch strukturierten Interviews habe ich in zahlreichen, seit Ausbruch der Pandemie zumeist digitalen Workshops erprobt.

Aufgrund der positiven Resonanz wurde dieser Band als eine erweiterte Ausgabe des ersten erstellt. Die Publikation möchte einen Beitrag zur Bekämpfung neuer und alter Erscheinungsformen von Antisemitismus in Deutschland und Europa leisten. Das Buch soll zur individuellen und kollektiven Selbstreflexion ermutigen und eine breitere Öffentlichkeit ansprechen. Daher legt es einen Schwerpunkt auf die Wechselwirkung zwischen persönlichen und gesellschaftlichen Faktoren.

Das Gesamtkonzept und die Zielsetzungen des ersten Bandes wurden beibehalten. Ergänzendes Ziel der Neuauflage ist – unter Beibehaltung der Methode und des Gesamtkonzeptes – die Aktualisierung und Erweiterung des Themas.

Diese Einleitung dient zur Kontextualisierung des Buches, erklärt seine Geschichte und seinen Ansatz. Darüber hinaus gibt sie Anregungen für die Arbeit mit den Interviews in der Bildungsarbeit.

Das Herz der Publikation sind 23 lebensgeschichtliche Interviews mit jüdischen Israelinnen und Israelis. Die Gespräche beziehen sich auf folgende Länder: Deutschland (8), Österreich (3), Schweiz (1), Großbritannien (2), Polen (2), Ungarn (1), Frankreich (3), Belgien (1), Italien (1) und Niederlande (1). Mehrere Interviewgebende äußern sich aufgrund ihrer Geschichte zu jeweils mehreren europäischen Ländern.

Die ursprünglichen 15 Unterhaltungen wurden durch acht neue erweitert. Einerseits zeigt diese Kombination die Kontinuität der Auseinandersetzung mit Antisemitismus aus jüdisch-israelischen Perspektiven, andererseits werden neue Entwicklungen berücksichtigt. So sprechen mehrere der 2021 Befragten antisemitische Verschwörungstheorien im Kontext der Coronapandemie an.

Der deutschsprachigen Leserschaft sollen auch Einblicke in israelische Perspektiven auf Antisemitismus in anderen Ländern gewährt werden. In den obengenannten Staaten ist Antisemitismus in den vergangenen Jahren zu einem sehr präsenten und kontrovers debattierten Thema des öffentlichen Diskurses geworden, sei es aufgrund des Aufstiegs nationalistischer Kräfte, sei es infolge von Gewalttaten oder verbalen Angriffen in den sozialen Medien.

Die Interviews sind nicht repräsentativ, sondern verstehen sich als Abbildung unterschiedlicher – zum Teil kontroverser – individueller Wahrnehmungen. Die Erzählungen zeigen – aus unterschiedlichen Blickwinkeln – jüdisch-israelische Familiengeschichten und persönliche Lebenswelten, den Alltag in Israel und das Judentum. Die Leserschaft nähert sich durch die biografischen Berichte diesen für viele unbekannten Themen an. »So soll das Interview im Idealfall eine Begegnung darstellen – wie seine wortgeschichtliche Ableitung von *entre-vue*, »Zwischensicht«, bereits angibt – und einen Dialog mit dem ganz Anderen, Fremden und bis dahin Unzugänglichen ermöglichen«, schreiben Dorothea Walzer und Anke te Heesen. Leitthemen wie Identität, Inklusions- und Exklusionserfahrungen im Alltag stehen im Mittelpunkt der Unterhaltungen. Des Weiteren bringen sie subjektive Perzeptionen, Interpretationen und individuelle Reaktionen der Befragten auf heutigen Antisemitismus zum Ausdruck. Einen weiteren



inhaltlichen Schwerpunkt bilden die Ansichten der Befragten über die Rolle Israels im Kontext der Auseinandersetzung mit Antisemitismus.

Die lebensgeschichtlichen, auf den Umgang mit Antisemitismus fokussierenden Interviews stellen selbstverständlich keine wissenschaftliche Forschungsarbeit dar. Das ist weder möglich noch beabsichtigt. Daher runden die begleitenden Beiträge der Expertinnen bzw. Experten Moshe Zimmermann, Gisela Dachs, Julia Bernstein und Florian Diddens sowie Samuel Salzborn die Publikation nicht nur ab, sondern sind auch ein unerlässlicher und integraler Teil ihres Konzeptes. Da dafür mehrere deutsche Expertinnen und Experten einbezogen wurden, bezieht sich der Untertitel des Buches, »Israelische Blicke auf Antisemitismus«, nicht auf ihre Aufsätze.

Dabei beleuchten die Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftler verschiedene Aspekte des Antisemitismus und dessen Bekämpfung, so etwa die Situation an den Schulen, die Rolle der Medien und der sozialen Medien, Handlungsmöglichkeiten des Staates und der Gesellschaft, die historische Komponente und die aktuelle politische Debatte. In den Beiträgen spiegelt sich unter anderem ein zwischen den verschiedenen Betrachtungsweisen bestehender Dissens wider.

Der Beitrag von Moshe Zimmermann vermittelt einen geschichtlichen Überblick über das Thema Antisemitismus und analysiert dessen aktuelle Erscheinungsformen. Gisela Dachs fokussiert auf die Rolle der Medien und der sozialen Medien im Kontext von Antisemitismus unter Einbeziehung von Verschwörungstheorien. Diese beiden Texte präsentieren eine historische und aktuelle Bestandsaufnahme von Antisemitismus in Deutschland im Besonderen und in Europa im Allgemeinen.

Die theoretischen Analysen werden durch zwei Beiträge ergänzt, die die Praxis des Umgangs mit Judenhass in all seinen Erscheinungsformen zum Thema haben: Samuel Salzborn stellt das von ihm gestaltete Berliner Modell der Antisemitismusbekämpfung vor; Julia Bernstein und Florian Diddens analysieren Judenhass an deutschen Schulen und vermitteln praxisbezogene Aspekte seiner Bekämpfung. In den beiden empirisch geprägten Beiträgen geht es sowohl um eine Darstellung der Problematik als auch um Prävention und um die strukturelle Bekämpfung von Vorfällen.

Alle Bausteine des Buches einschließlich des Glossars sollen es den Lesenden ermöglichen, die erforderlichen Informationen für das Verständnis der Interviews zur Hand zu haben. Das kann insbesondere für Lehrkräfte, die das Buch im Unterricht einsetzen möchten, hilfreich sein. Gleichzeitig sollen die Texte auf die Themenkreise Judentum, Israel, Schoah und Antisemitismus in unterschiedlichen Ländern Europas neugierig machen und zu weiterführendem Lernen anspornen. Die Lesenden sind auch aufgrund der

Methode »personalisierte Geschichte« gefordert, ihr Wissen zum Thema Antisemitismus, aber auch Israel, jüdisches Leben und Holocaust zu vertiefen. Hierfür eignen sich andere Publikationen der bpb, einige davon sind am Ende des Bandes (»Weiterführende Literatur«) aufgeführt.

### 3 Zur Entstehung der Publikation

Ich bin 1960 in Wien zur Welt gekommen. Meine Eltern waren Überlebende des Holocaust.

Meine Großeltern väterlicherseits wurden in den Gaskammern von Auschwitz ermordet. Mein Vater wurde aus Auschwitz nach Mauthausen gebracht, wo er Zwangsarbeit leisten musste. Bei der Befreiung wog er 35 Kilo und war todkrank.

Meine Mutter überlebte den Holocaust im Ghetto von Budapest mit ihrer Mutter. Ihr Vater wurde in den letzten Kriegstagen bei einem Fluchtversuch aus einem ungarischen Arbeitslager erschossen. Viele andere Familienangehörige meiner Eltern wurden in Auschwitz ermordet.

Diese Erfahrungen haben meine Eltern fürs Leben seelisch und körperlich gezeichnet. Ich bin mit ihrem Trauma aufgewachsen.

Die Schoah war in unserer Familie ein seltenes Thema, Antisemitismus hingegen kam immer wieder zur Sprache. Mein Vater sah in den meisten Österreicherinnen und Österreichern seiner Generation Nazis und eingefleischte Antisemitinnen und Antisemiten. Umso mehr irritierte es mich, dass er schwieg, wenn judenfeindliche Ressentiments geäußert wurden. Wenn ich sein Verhalten kritisierte, meinte er nur: »Du bist noch jung und verstehst vieles nicht. Es ist vollkommen zwecklos, zu versuchen, antisemitische Menschen von ihren Stereotypen und ihrem Hass abzubringen. Warum sollte ich mir die Mühe geben, es zu versuchen? Der Preis, den ich für Judenhass gezahlt habe, ist schon hoch genug. Meine ganze Familie wurde ermordet und ich war in Auschwitz und Mauthausen inhaftiert.«

Seine Antwort schmerzte mich, doch konnte sie mich nicht überzeugen. Noch mehr als sein Schweigen entrüstete es mich als Jugendliche, dass er auch mir jegliche Reaktion untersagte. Meine Mutter wiederum bat mich, den Davidstern an meiner Kette zu verstecken, wenn ich sie in ihrem Geschäft besuchte. Heute verstehe ich, dass meine Eltern mich schützen wollten, damals reagierte ich auf ihr Verhalten mit Trotz. Mit der Zeit entwickelte ich einen Mechanismus, um peinlichen und schmerzhaften Situationen vorzubeugen. Sobald ich in Wien auf mir nicht bekannte

Menschen traf, deklarierte ich offensiv: »Ich bin Jüdin.« Und die spontane Reaktion meiner Gesprächspartnerinnen und Gesprächspartner war ein zentrales Kriterium dafür, ob ich Interesse an weiterführendem Kontakt zu ihnen hatte.

Meine Eltern befürchteten, dass ich in einem österreichischen Gymnasium Judenhass ausgesetzt wäre. Tatsächlich berichteten viele meiner jüdischen Freundinnen und Freunde, die österreichische Schulen besuchten, dass sie von Lehrkräften und Kindern mit Sprüchen wie »Ihr seid reich wie alle Juden« oder »Hier geht es zu wie in einer Judenschule« konfrontiert wurden.

So kam es, dass ich auf Wunsch meiner Eltern die französische Schule besuchte, wo ich vom Kindergarten bis zum Abitur in einem offenen und multikulturellen Milieu aufwuchs. Die Kinder und Jugendlichen kamen aus zahlreichen Ländern und Kulturen und hatten unterschiedliche Religionen. Die dort kultivierte Atmosphäre beugte in nicht geringem Maße Antisemitismus und grundsätzlich jeder Form von Rassismus vor. Wir wurden dazu erzogen, Vielfalt als normal und wünschenswert anzusehen. Diese Sozialisierung prägt meine Weltanschauung bis heute.

Aufgrund meiner Familiengeschichte wollte ich nicht in Österreich bleiben. So sehr ich Wien bis heute liebe, das Land hätte nie meine emotionale Heimat sein können. Die einzige logische Alternative war für mich Israel, so zog ich 1979 dorthin. Seitdem lebe ich in Netanja und bin heute Mutter zweier erwachsener Kinder.

Viele innenpolitische Entwicklungen in Israel sowie der Umgang mit dem Konflikt entsprechen nicht den zionistischen Idealen, die mich geprägt haben. Die Realität vor Ort entspricht nicht den mit rosa Zuckerguss überzogenen, utopischen Vorstellungen von einer egalitären und liberalen Gesellschaft, die ich mir im Wiener Kaffeehaus erträumt hatte. Diese Diskrepanz hat sich im Lauf der Jahre immer mehr verstärkt.

Dennoch hat Israel mir eine Heimat gegeben, mit der ich mich emotional identifiziere. Damit meine ich nicht die Verbundenheit zu Flaggen und zur Nationalhymne, denn nationale Symbole bedeuten mir wenig. Ich meine vielmehr das Gefühl, dass der souveräne Staat Israel die Geschichte von Vertreibung in Europa für Jüdinnen und Juden beendet hat.

Viele europäische Jüdinnen und Juden, die nicht nach Israel auswandern, sehen in dem Land einen Schutzschild und einen Zufluchtsort. Insofern habe ich bis heute das Gefühl, dass ich dort lebe, wo ich hingehöre. Dieses Land sehe ich als eine einzigartige historische Chance an, auch wenn ich mir heute um seine Zukunft Sorgen mache.

## 4 Zu den Interviews

### 4.1 Profil der Interviewgebenden

Die in dieser Publikation zusammengetragenen 23 Interviews sind das Ergebnis einer monatelangen Recherche in Israel und mehreren europäischen Ländern.

Es wurden drei Generationen von Israelinnen und Israelis befragt, die aus Europa eingewandert sind, in Europa leben oder einen beruflichen Bezug zu Europa haben. Die Lesenden lernen 23 individuelle Lebenswelten von Israelinnen und Israelis kennen, die sich zwischen Europa und dem jüdischen Staat abspielen. Die älteste Befragte ist zum Zeitpunkt des Gespräches 80 Jahre alt, die jüngste 27.

Manche sind in Europa religiös aufgewachsen, andere säkular. Zwei der Befragten erfuhren erst als junge Erwachsene von ihrer jüdischen Herkunft und dem Bezug ihrer Großeltern zum Holocaust. Die in Ungarn aufgewachsene Fotografin Bernadette Alpern erinnert sich: »[...] unsere jüdische Herkunft [war] ein gut gehütetes Familiengeheimnis, bis ich nach Israel auswanderte.«

Die aus den Niederlanden eingewanderte Carlijn Bon berichtet: »Niemand hat zu mir gesagt ›Das ist die Geschichte deiner Familie, das ist deine Herkunft. Du bist Jüdin, ob du diese Religion praktizierst oder nicht.«

Bei beiden Frauen löste die Konfrontation mit dem streng gehüteten Geheimnis zunächst eine intensive Auseinandersetzung mit dem Judentum und Israel aus.

Israelische Blicke auf Antisemitismus in Europa stellen für viele Lesende neue Perspektiven dar, die ihren eigenen Interpretationen neue Dimensionen verleihen können. »Jüdinnen und Juden in der Diaspora beschäftigt die Frage, ob Israel für sie ein Zufluchtsort ist, falls der Antisemitismus für sie wieder bedrohlich wird. Für mich ist es vollkommen normal und selbstverständlich, dass ich Israelin bin«, erklärt die Historikerin Miri Freilich in ihrem Interview. Eine jüngere Befragte bringt es etwas leger auf folgenden Punkt: »Israel ist meine Heimat. Wenn man zu Hause nicht im Schlafanzug herumlaufen kann, wo sonst?« Damit bringt sie ihr Gefühl zum Ausdruck, dass sie in Israel jede jüdische Lebensform frei ausleben könne und nicht »auf Zehenspitzen gehen« müsse wie die Jüdinnen und Juden in Europa.

Im Vorfeld der Recherchen wurden folgende Kriterien für die Auswahl der Befragten festgelegt:

- Diversität hinsichtlich des familiären, kulturellen und religiösen Hintergrunds der Befragten

- Vertrautheit mit der Gesellschaft in dem europäischen Land, zu dem der bzw. die Interviewgebende einen besonderen Bezug hat
- Zugehörigkeit zu unterschiedlichen Generationen
- Unterschiedliche Gründe für ihre Erfahrungen in europäischen Ländern: Abstammung, Beruf, Partnerschaften
- Ausgewogenheit zwischen weiblichen und männlichen Interviewten

Es wurden insgesamt über 42 potenzielle Interviewgebende ausfindig gemacht. Die Erzählungen folgender Personen wurden in diese Publikation aufgenommen:

### **Neuauflage:**

- eine in Deutschland geborene Psychotherapeutin, die auch in Frankreich und England gelebt hat,
- eine in Marseille und zuvor in Spanien lebende Filmemacherin,
- ein aus Großbritannien stammender Politikwissenschaftler,
- ein Radiojournalist, der zwischen Israel und Deutschland pendelt,
- eine aus den Niederlanden stammende Juristin, die bis zum 17. Lebensjahr nicht wusste, dass sie Jüdin ist,
- eine in Libyen und Italien aufgewachsene Aktivistin gegen Antisemitismus, die in Rom lebt,
- ein aus der Schweiz nach Tel Aviv eingewanderter Finanzberater,
- eine aus Belgien stammende Holocaustüberlebende.

### **Erste Auflage:**

- ein aus Wien stammender Politologe,
- ein ehemaliger israelischer Botschafter in Frankreich,
- ein religiöser, in Rumänien geborener, in Israel aufgewachsener und seit 1984 in Wien lebender Kleinunternehmer,
- eine in Polen geborene und auf dieses Land spezialisierte Historikerin,
- der Beauftragte der »Aktion Sühnezeichen Friedensdienste« in Israel,
- eine in Moskau aufgewachsene und nach Deutschland übersiedelte Tourismusexpertin,
- eine seit 1960 in Wien lebende orthodoxe Judaistin,
- eine religiöse Winzerin, die in Deutschland studiert hat,
- eine aus Ungarn stammende Fotografin,
- eine seit 1991 in München lebende Übersetzerin und Gästeführerin,
- eine aus Frankreich eingewanderte Historikerin und Expertin zum Thema Holocaustleugnung,
- eine in Berlin lebende Büroleiterin,

- ein in Pforzheim aufgewachsener Reiseleiter iranischer Abstammung,
- ein Schriftsteller, dessen Familie aus Polen stammt und der sich intensiv mit dem Land auseinandersetzt,
- eine aus Großbritannien eingewanderte Journalistin und Bildungsexpertin, die sich in einem Kibbuz niedergelassen hat.

Das Angebot der Anonymität nahmen zwei der 23 Gesprächspartnerinnen und -partner in Anspruch, ihre Interviews erscheinen unter einem Pseudonym.

Angaben zu Alter, Beruf und Lebensmittelpunkt beziehen sich auf den Zeitpunkt der Durchführung der Interviews. Die Interviews der neuen Ausgabe wurden zwischen April 2021 und Januar 2022 und die der ersten Ausgabe zwischen Dezember 2017 und August 2018 geführt. Bei den in der zweiten Auflage hinzukommenden Gesprächen wurde das Datum angegeben.

Alle Unterhaltungen wurden durchgehend gegendert. Den akademischen Experten wurde freigestellt, wie sie gendern möchten.

Bis auf eine Ausnahme wurden alle Interviews in der Du-Form geführt. Das liegt daran, dass im Hebräischen, wie auch im Englischen, nicht gesiezt wird. Es ist auch ein Ausdruck der im Vergleich zu deutschsprachigen Ländern in Israel üblichen viel unmittelbaren Kommunikation. Diese wollten wir im Buch authentisch wiedergeben.

Die Interviews stellen den Erfahrungshorizont und die Lebenssituation der Interviewgebenden zum Zeitpunkt des Gesprächs dar. Eventuelle spätere Veränderungen konnten nicht berücksichtigt werden.

## 4.2 Methode der Interviews

Ein standardisierter Fragenkatalog wurde erarbeitet, der den Lesenden eine Basis für Vergleich und eine Bandbreite von Positionen und Erfahrungen bietet. Er orientiert sich an folgenden Leitthemen:

- Geschichte der Familie einschließlich der Schoah,
- individuelle Geschichte der Interviewgebenden,
- persönliche und kollektive Erfahrungen mit Antisemitismus in Europa,
- israelische Politik, Kritik an Israel und Antisemitismus,
- Meinung zu der Frage, ob die Bekämpfung von Antisemitismus sinnvoll ist,
- eigenes Engagement bei der Bekämpfung von Antisemitismus und, falls relevant, die Art ihres Engagements,
- Sicht der Befragten auf die Rolle Israels in der Bekämpfung von Antisemitismus in Europa.

Alle Unterhaltungen wurden aufgezeichnet. Sie liefen nach identischem Muster ab. Die Gespräche begannen mit der Frage nach der Familiengeschichte und der Biografie der Interviewgebenden. In diesen Teilen war viel Raum für offenes Erzählen.

Anschließend wurde als Erhebungsinstrument ein einheitlicher, sich am Leitmotiv »Antisemitismus« orientierender Fragebogen eingesetzt. Danach wurden die Gespräche transkribiert und eine erste sprachliche Bearbeitung vorgenommen. Der nächste Arbeitsschritt bestand in der thematischen Aufteilung und Einordnung der Gespräche. Die Interviews wurden – in Absprache mit den Befragten – lesefreundlich verschriftlicht.

### 4.3 Lebensgeschichtliche Interviews: Ausdruck subjektiver Wahrnehmungen und Interpretationen

Biografische Interviews und die daraus resultierende Personalisierung der Geschichte sind per definitionem subjektiv. Das gilt auch für die hier aufgezeichneten Befragungen. Die Gespräche stellen das Narrativ und ihre Sichtweise dar. Es war für diese Publikation nicht entscheidend, ob die Aussagen der Befragten immer einer wissenschaftlichen Überprüfung standhalten. Die vielen Widersprüche – nicht nur zwischen den Aussagen der insgesamt 23 Unterhaltungen, sondern manchmal auch in einem einzelnen Interview – spiegeln die emotionale und subjektive Komponente der Gespräche in Bezug auf das Leitmotiv des Buches wider. Die Essenz der Gespräche war die Wahrnehmung der Interviewgebenden, dessen sind sich mehrere von ihnen selbst bewusst.

So sagt zum Beispiel Alice Schönberg Halberstamm: »Was mich wirklich sehr stört, ist die Art und Weise, auf die Nachrichten präsentiert werden. In den Medien gibt es eine Menge Desinformation. Die Berichterstattung ist Israel gegenüber nicht objektiv. Ich bin sicher, dass dies auf Antisemitismus zurückzuführen ist. Ich spüre es.« Ihr ist die stark emotionale Komponente ihrer Perzeption klar.

In diesem Buch bringen die Interviewgebenden ihre subjektiven Interpretationen von Antisemitismus, Rassismus und Israel zum Ausdruck, nicht mehr und nicht weniger. Es war mein Anliegen, mit den Gesprächen das breit gefächerte Spektrum der Meinungen widerzuspiegeln und Aussagen – unabhängig von meiner persönlichen Meinung – nicht zu »korrigieren«. Die zentrale Botschaft des Buches liegt in seiner Multiperspektivität und seinem Pluralismus, diese spiegeln die innerisraelische Debatte zu Antisemitismus und zur Selbstwahrnehmung der israelischen Gesellschaft wider. Daher bleibt die Sicht der Erzählenden unkommentiert.

In den Unterhaltungen wurden somit unterschiedliche und widersprüchliche Thesen zum Thema zusammengestellt. Die Lesenden können sie in Beziehung zueinander setzen und sich so ein tiefenscharfes Bild der Vielfalt an Meinungen und Positionen erarbeiten.

Das Spektrum der Aussagen reicht von »Antisemitismus ist eine unheilbare Krankheit, die in keinem Bezug zu anderen Formen von Rassismus steht« bis hin bis zu der Feststellung von Guy Band: »Menschen, die ausgrenzen, beschränken sich nicht auf eine Gruppe. Wenn jemand Antisemitin bzw. Antisemit ist, dann ist es wahrscheinlich, dass sie bzw. er auch Flüchtlinge und Schwule ablehnt. Es gibt vielleicht Ausnahmefälle, doch von meiner Erfahrung her funktioniert der Ausgrenzungsmechanismus so.«

Für den Pädagogen weist Antisemitismus keine Alleinstellungsmerkmale auf. Die Historikerin Stephanie Courouble-Share wiederum betont: »Man muss zwischen Antisemitismus und Rassismus differenzieren, doch beides bekämpfen.«

Das Prinzip der Vielstimmigkeit gilt auch für die Perzeption der Rolle Israels als eines sicheren Hafens für Jüdinnen und Juden. »Nach der Schoah halte ich es für unvorstellbar, dass Jüdinnen und Juden in der Diaspora leben und der Staat Israel nicht existiert«, ist Sonja K. überzeugt. Andere geben an, dass Israel ihr Sicherheitsgefühl nicht stärkt. Mili Pecherer erzählt: »In meinen Augen gibt es in Israel viel Gewaltbereitschaft und auch Gewalt, sowohl zwischen den verschiedenen Bevölkerungsgruppen im Land als auch gegen die Palästinenserinnen und Palästinenser [...] Insofern sehe ich Israel nicht als einen sicheren Hafen an.«

Die in Rom lebende Silvia Bublic wiederum meint: »Ich glaube nicht, dass Israel mir etwas schuldet oder für meine Sicherheit in der Diaspora verantwortlich ist. Wer Sicherheit von Israel erwartet, muss dort leben.«

Besonders divergierten die Wahrnehmungen von Israels Rolle hinsichtlich des gegenwärtigen Antisemitismus in Europa. Zwar waren sich alle Befragten einig, dass es antisemitische Formen der Kritik an Israel gibt. Etgar Keret brachte diesen seltenen Konsens der Befragten auf folgenden Punkt: »Wenn es um Israel geht, fühlen sich viele Menschen bemüßigt, eine Wahl zu treffen und klar zu definieren, wer die Guten und wer die Bösen sind. Und da werden auch keine Grauzonen zugelassen.«

Mehrere Interviewgebende nehmen kein Blatt vor den Mund, wenn sie die israelische Politik kritisieren, wohl wissend, dass das Buch in Deutschland erscheint. Sie beschreiben ihre diesbezüglichen subjektiven Wahrnehmungen als jüdische Israelinnen und Israelis ungeachtet ihrer oft herben Erfahrungen mit Antisemitismus. In meinen Augen – und aus meiner eige-



nen Erfahrung – spiegelt diese Offenheit das Selbstbewusstsein wider, das der souveräne und demokratische Staat Israel seinen jüdischen Bürgerinnen und Bürgern gegeben hat. Auch wenn mehrere Befragte sich ohne Scheu von der Politik der Regierung distanzieren, so distanzieren sie sich keineswegs von Israel selbst. Das heben fast alle Befragten hervor. Ihre manchmal sehr drastischen Aussagen sind Ausdruck ihrer Sorge um den jüdischen Staat, dessen Gesellschaft und Politik nicht ihren Vorstellungen entspricht.

Mehrere Interviewgebende glauben, dass die aktuelle Politik Israels den Hass schürt. Ofer Waldman zum Beispiel ist der Ansicht, dass es israelische Politikerinnen und Politiker gibt, die Antisemitismus in Deutschland instrumentalisieren, um Kritik an ihrer Politik abzuwehren.

Der Politologe Jonathan Rynhold hingegen sagt: »Für Menschen mit extremistischen und hasserfüllten Ideologien ist Israel nur ein Vorwand [...] Sie benutzen [Israel], um Unterstützung zu gewinnen.« Allerdings hat auch er Bedenken in Bezug auf die Politik des Landes. »Die israelische Politik ist nicht die Ursache für Antisemitismus, doch ihre Feinde können sie sehr wohl für ihre Zwecke nutzen.«

Tirza Lemberger wiederum kritisiert Israel für die in ihren Augen gefährliche Rücksichtnahme auf die öffentliche Meinung in Europa: »Israels Politik ist in meinen Augen zu sehr auf ›Was werden die anderen sagen‹ gerichtet, das kann dem Land mitunter schaden. Letztlich bringt diese übertriebene Rücksichtnahme auf die öffentliche Meinung im Ausland nichts, denn Israel wird beschimpft, unabhängig von seinen Handlungen.«

Auch die Frage, ob die Bekämpfung von Antisemitismus sinnvoll sei und welche Wege sie selbst einschlugen, beantworteten die Interviewgebenden sehr unterschiedlich. »Auch wenn das im Widerspruch zu meinem Pessimismus steht, dass Antisemitismus bekämpft werden kann: Meines Erachtens investiert der Staat Israel nicht genug, um seine eigene Sache zu verteidigen«, kritisiert Alice Schönberg Halberstamm.

Carlijn Bon engagiert sich intensiv für die Bekämpfung von Judenhass. Dabei setzt sie auf die sozialen Medien.

Lydia Aisenberg, eine 72-jährige Bildungsexpertin, klingt resigniert: »Zum ersten Mal in meinem Leben weiß ich nicht, wie ich Antisemitismus und Rassismus bekämpfen soll«, während Guy Band, Landesbeauftragter der Aktion Sühnezeichen Friedensdienste, Israel, eine optimistische Sicht an den Tag legt: »Hasserfüllte Sprüche [sind] meist im Grunde genommen ein Ruf nach Aufmerksamkeit [...]. Wenn ich solch einen Mechanismus identifiziere, komme ich mit den Jugendlichen ins Gespräch und dekonstruiere ihre Aussagen [...] Im Grunde haben sie Angst, in der deutschen Gesellschaft nicht gehört zu werden, deshalb provozieren sie.«

Die angeführten Zitate sind ein kleiner Ausschnitt der Vielstimmigkeit der Interviews. Diese Multiperspektivität ist nicht nur für die Leserschaft eine Herausforderung, sondern war es auch für mich selbst. Meine Rolle während des Gesprächs definierte ich als Zuhörerin. Mein Ziel war es, die Interviewgebenden zu Wort kommen zu lassen und nicht mit ihnen zu debattieren. Natürlich identifiziere ich mich mit vielen Aussagen in den Interviews nicht, manche stehen sogar im Gegensatz zu meinen eigenen Meinungen. Das war für diese Publikation aber irrelevant. Zu lernen, solche Situationen auszuhalten, ohne einzugreifen, aus dem biografischen und sozialen Kontext der Interviewgebenden zu verstehen, warum sie ihre Aussagen treffen, das ist ein wichtiger didaktischer Prozess.

Vielstimmigkeit und Kontroversen sind verwirrend. Verwirrung kann jedoch eine wichtige didaktische Erfahrung sein, wenn man nämlich merkt, dass es auf dasselbe Problem ganz unterschiedliche Sichtweisen gibt. Im Idealfall sollte Verwirrung dazu führen, dass die Lesenden über die Richtigkeit und die Profundität ihrer eigenen Urteilsfindung nachdenken. Das bedeutet nicht zwangsläufig, dass sie ihre Meinung ändern, sondern dass sie diese immer wieder auf den Prüfstand stellen. Diese (Selbst-)Reflexion ist in meinen Augen die Grundvoraussetzung für einen konstruktiven Dialog. Eines der Ziele dieses Buches ist es daher, dass die Lesenden Selbstreflexion praktizieren und als Konstante ihrer eigenen Meinungsbildung – über den Referenzrahmen dieses Buches hinausgehend – verinnerlichen.

Des Weiteren ist es meine Hoffnung, dass die Lesenden über ihre persönliche Definition von Antisemitismus den Bezug von Judenhass zu anderen Formen von gruppenbezogenen Vorurteilen und die Verbindung zwischen Kritik am Staat Israel und gegenwärtigem Antisemitismus reflektieren. Damit schließe ich mich den Aussagen mehrerer Interviewgebender an. Ich wünschte mir, dass die Medienkonsumentinnen und Medienkonsumenten sich einige der folgenden Fragen stellen:

- Kenne ich den geschichtlichen und aktuellen Kontext?
- Habe ich israelische Position(en) gehört und mich mit ihnen beschäftigt?
- Reagiere ich aus einem Reflex heraus oder habe ich mir multiperspektivische Informationen angeeignet?
- Welche Mechanismen kennzeichnen Antisemitismus?
- Wie kann ich zwischen berechtigter Kritik an der israelischen Politik und Gesellschaft und Hass gegen Israel unterscheiden?
- Was ist die Essenz von antisemitischen Verschwörungstheorien? Wann wird Israel zu ihrer Projektionsfläche?
- Welche Motive aus der Vergangenheit finden sich in den sozialen Medien heute?

- Kritisiere ich Israel für das, was es tut, oder für das, was es ist?
- Wird die Politik anderer Länder auch so scharf und so oft wie die Israels kritisiert?
- Warum wird gerade dem israelisch-palästinensischen Konflikt im Vergleich zu anderen, auch viel blutigeren Konflikten, wie z. B. in Syrien, im Jemen oder im Sudan so viel mediale Aufmerksamkeit geschenkt?
- Wird die Außenpolitik Deutschlands und der EU ihren eigenen moralischen Ansprüchen gerecht?

Diese Fragen können auch im Unterricht an Schulen und Universitäten sowie bei Projekten der politischen Bildung gestellt werden. Die Auswahl der oben genannten Vorschläge sollte sich am Alter und dem Vorwissen der Teilnehmenden orientieren. Diese können auch aufgefordert werden, eigene Fragen zu formulieren.

Dieses Buch ist für mich ein weiterer, sehr wichtiger Schritt in dem Bestreben, Instrumentarien der politischen Bildung zu entwickeln, die den deutsch-israelischen Dialog vertiefen.

An dieser Stelle möchte ich allen, die an »In Europa nichts Neues. Israelische Blicke auf Antisemitismus heute« mitgewirkt haben, herzlichst danken:

- allen Interviewgebenden, die ihre Geschichte und ihre Erfahrungen so großzügig mit mir geteilt haben,
- Prof. Julia Bernstein, Prof. Gisela Dachs, Florian Diddens, Prof. Moshe Zimmermann und Prof. Samuel Salzborn für die hervorragende wissenschaftliche Kontextualisierung der Interviews,
- dem Redakteur und Projektleiter Dr. Hans-Georg Golz, der mich mit seiner enormen Fachkenntnis geleitet hat,
- Wladimir Struminski für das kompetente und fachkundige Lektorieren der neuen Interviews und der wissenschaftlichen Beiträge,
- meiner Kollegin Sabine Frank, die mich in allen Etappen der Arbeit an dem Buch aufs Beste unterstützt hat.



nichts Neues?

Interview

view



## »Lieber lautstarke Debatte als ›Israelkritik‹«

25. August 2021

|                  |                        |
|------------------|------------------------|
| Geburtsjahr:     | 1969                   |
| Geburtsort:      | London, England        |
| aufgewachsen in: | London, England        |
| in Israel seit:  | 1998                   |
| lebt derzeit in: | Modi'in, Israel        |
| Beruf:           | Politikwissenschaftler |

### 1 Die Geschichte meiner Familie

Die Eltern meines Vaters stammten aus Polen, das im 19. Jahrhundert zum russischen Zarenreich gehörte. In den späten 1880er-Jahren flüchteten sie vor den Pogromen Richtung Westen und ließen sich in London nieder. Allerdings wurden sie auch dort mit dem Judenhass konfrontiert.

In den 1930er-Jahren erlebten sie den virulenten und gewaltbereiten Antisemitismus der von Oswald Mosley gegründeten British Union of Fascists, die in einigen Stadtvierteln Londons hatte Fuß fassen können.

Die Familie meines Großvaters mütterlicherseits stammte ursprünglich aus Preußen. Nach dem Ersten Weltkrieg war mein Großvater als Rechtsanwalt und dann als Richter in Gelsenkirchen tätig. Nach der Machtübernahme durch Hitler tauchte eines Tages ein Nazi im Büro meines Großvaters auf und bedrohte ihn mit einer Pistole. Das war der Tropfen, der das Fass zum Überlaufen brachte: Mein Großvater und seine Ehefrau, also meine Großmutter mütterlicherseits, flüchteten nach England. Es ist schon eine Ironie der Geschichte, dass mein Opa, weil er aus Deutschland stammte, in Großbritannien nach Ausbruch des Zweiten Weltkriegs als »feindlicher Ausländer« auf der Isle of Wight interniert wurde. Nach seiner Entlassung aus dem Internierungslager kehrte er nach London zurück und wurde Rabbiner einer Synagoge im Süden Londons. Zwei seiner Geschwister, die in Deutschland geblieben waren, wurden im Holocaust ermordet.

Meine Großmutter war durch den Antisemitismus in Deutschland und die Flucht nach England stark traumatisiert. Sie wurde psychisch krank und hat sich nie wieder richtig erholt. 1940 brachte sie meine Mutter zur Welt.

Mein Vater wurde 1934 in London geboren. Während des Zweiten Weltkriegs zog seine Familie aus der Hauptstadt aufs Land, um dem »Blitz«, den Bombenangriffen der deutschen Luftwaffe auf London, zu entgehen. Der »Blitz« dauerte vom 7. September 1940 bis zum 16. Mai 1941.

Mein Vater und seine Brüder gingen auf eine öffentliche Schule in Tip-tree, einem Dorf in Essex. Dort waren sie die einzigen Juden. Sie waren dem klassischen christlichen Antisemitismus ausgesetzt und wurden beispielweise bezichtigt, am Tod von Jesus schuld zu sein.

Meine Mutter wurde, wie gesagt, 1940 geboren. Ihre Erfahrungen in nichtjüdischen Schulen in London waren wesentlich positiver als die meines Vaters. Bis heute hat sie viele Freundinnen aus ihrer Schulzeit.

Sie war Hausfrau und widmete sich der Erziehung ihrer Kinder, während mein Vater mit seinem Juwelierladen für den Lebensunterhalt der Familie sorgte.

Das Haus meiner Eltern würde ich als modern-orthodox bezeichnen. Wir hielten uns an die Speisegesetze, zum Beispiel aßen wir kein Schweinefleisch und keine Schalentiere. Des Weiteren hielt sich unsere Familie an die Schabbatgebote [s. Glossar]. An diesem religiösen Ruhetag fuhren wir nicht Auto und schalteten auch den Fernseher nicht ein. Obwohl der Glaube unser Familienleben stark prägte, war mein Elternhaus liberal und im sozialen Umfeld engagiert. Religiosität und Weltoffenheit – das war für uns kein Widerspruch.

## 2 Meine eigene Geschichte

Ich bin 1969 in London geboren und wuchs dort in einer jüdischen Gemeinde auf. Ich besuchte eine kleine jüdische Schule, etwa zehn Minuten Fußweg von unserem Wohnort entfernt.

Danach kam ich auf die mit 1 500 Kindern größte jüdische Schule Europas in Camden Town. Jungen aus anderen Schulen in der Umgebung kamen immer wieder zu unserer Schule. Sie suchten Streit, weil wir Juden waren.

Im Alter von 16 Jahren ging ich für zwei Jahre auf eine nichtjüdische Privatschule. Diese war im Hinblick auf Pluralismus vorbildlich. Ich wurde mit Respekt behandelt. Der Schulleiter thematisierte zu Rosch Ha-Schana [s. Glossar], dem jüdischen Neujahr, die universalen Lehren des Festes. Er



sorgte sogar dafür, dass zu Sukkot, dem Laubhüttenfest [s. Glossar], eine Sukka für die jüdischen Schülerinnen und Schüler aufgestellt wurde.

Nach dem Abitur 1987 zog ich nach Israel. Ich arbeitete in einem Kibbuz und lernte Hebräisch. Von 1989 bis 1992 studierte ich internationale Geschichte und Politik an der Leeds University in Großbritannien. Anschließend machte ich meinen Master. 1998 wurde ich in internationalen Beziehungen an der London School of Economics and Political Science promoviert.

1996 habe ich meine aus Manchester stammende Frau Elise geheiratet. 1998 wanderten wir nach Israel aus. Seit 2000 arbeite ich als Dozent an der Bar-Ilan-Universität. Heute bin ich der stellvertretende Leiter der Abteilung für Politikwissenschaften.

In den 1990er-Jahren engagierten meine Frau und ich uns in einer kleinen religiösen Mitte-Links-Partei namens Meimad, die mit der Arbeitspartei verbündet war. Wir glaubten, dass ein nachhaltiger und sicherer Frieden aus religiöser Sicht wichtiger sei als die Aufrechterhaltung der israelischen Kontrolle über ein Gebiet, selbst wenn dessen biblische Bedeutung uns wichtig ist. Wir hatten unsere Zweifel und Bedenken, ob eine solche Lösung funktionieren würde. Dennoch waren wir fest entschlossen, es zu versuchen.

Wir haben zwei Söhne. Der ältere ist 2001 geboren und absolviert die Offiziersausbildung bei der Armee. Sein Bruder ist zwei Jahre jünger. Vor seinem Armeedienst studiert er an einer Lehranstalt für angehende Soldatinnen und Soldaten Philosophie, Psychologie und Judentum.

### 3 Antisemitismus – Gedanken, Erfahrungen und Positionen

#### 3.1 Wie definierst du Antisemitismus, und kannst du konkrete Beispiele aus deiner Erfahrung nennen?

Antisemitismus ist der auf Vorurteilen beruhende Hass gegen Jüdinnen und Juden, der sich in Worten und/oder Taten äußert. Er richtet sich gegen Einzelpersonen, die Institutionen der jüdischen Gemeinschaft und gegen das jüdische Volk als Kollektiv.

Antisemitisch ist zum Beispiel der Gebrauch von Motiven der christlichen Judenfeindschaft, wie etwa jüdische Weltverschwörung oder der

Gottesmord. Es ist auch antisemitisch, die Jüdinnen und Juden als Kollektiv für eine Wirtschaftskrise, für die Anschläge auf die USA am 11. September 2001 oder heutzutage für die Corona-Pandemie verantwortlich zu machen.

Es ist antisemitisch, bei Jüdinnen und Juden Maßstäbe zu setzen, die ausschließlich für sie gelten. Zum Beispiel, indem man alle nationalen Bewegungen, die zur Gründung eines Staates geführt haben, legitimiert – alle außer einer: der zionistischen. Damit spricht man dem Staat Israel sein Existenzrecht ab.

Meine erste persönliche Erfahrung mit Antisemitismus machte ich als kleiner Junge. Schüler einer nahe gelegenen Mittelschule bezichtigten die jüdischen Kinder des Mordes an Jesus und bedrohten uns körperlich. Die Angreifer waren zwar Jugendliche, zwischen 12 und 16 Jahre alt, doch waren sie schon voll ausgewachsene Antisemiten.

Ich war als Berater des israelischen Außenministeriums und jüdischer Organisationen in der Diaspora im Kampf gegen die BDS-Bewegung tätig, insbesondere im Hinblick auf den akademischen Boykott [s. Glossar].

Dadurch wurde ich des öfteren mit antisemitischen Einstellungen konfrontiert. Eine solche machte ich an der Universität von Brighton. Dort fragte ich Kolleginnen und Kollegen, die den Boykott israelischer Hochschulen befürworten: »Warum richtet sich euer Boykott ausschließlich gegen Israel? Warum boykottiert ihr nicht auch Länder, die an wesentlich blutigeren Konflikten beteiligt sind?« Einer der Anwesenden antwortete: »Wir sehen es als unsere Pflicht an, uns in politischen Fragen zu engagieren, zum Beispiel haben wir mit beiden Seiten in Nordirland gesprochen.«

Darauf antwortete ich: »Genau, dort habt ihr mit beiden Seiten gesprochen. Hier spricht ihr nur mit der palästinensischen Seite, Israel grenzt ihr aber aus.« Ich glaube nicht, dass diese Professorinnen und Professoren Jüdinnen und Juden bewusst hassen. Ihre Intention mag daher nicht antisemitisch sein, doch ihr Verhalten ist es in meinen Augen durchaus. Ich versuchte ihnen klar zu machen, dass ein Boykott keine positiven Veränderungen in Israel bewirke, sondern die politischen Positionen im Land verhärtete. Um das zu verstehen, muss man wissen, dass sich der akademische Lehrkörper in Israel mehrheitlich für eine friedliche Lösung des Konfliktes mit den Palästinenserinnen und Palästinensern einsetzt. Doch der Boykott vermittelt eine andere Botschaft: »Israel ist von Natur aus böse. Seine Gründung war ein Fehler. Deshalb sind wir prinzipiell gegen euch, egal was passiert.« Die logische Konsequenz dieser Aussage ist, dass der Konflikt nur durch die Zerstörung des jüdischen Staates gelöst werden kann. Wenn Israelinnen und Israelis mit solchen Botschaften konfrontiert

werden, geben sie die Diskussion auf. Es interessiert sie dann nicht mehr, was andere zu sagen haben. Dieser Mechanismus spielt wiederum in die Hände von politischen Hardlinern, die einen Kompromiss mit den Palästinenserinnen und Palästinensern ablehnen und jede Kritik – auch berechtigte – als antisemitisch bezeichnen. So entsteht ein Teufelskreis, der eine vernünftige Debatte verhindert.

### 3.2 Welche Rolle spielt Israel für dich in Bezug auf Antisemitismus?

Israel ist ein Ort, an dem ich mich einfach entspannen kann. In Israel kann ich als religiöser Jude unbesorgt die Straße entlanggehen. Ich brauche auch keine Angst zu haben, wenn meine Kinder laut ein hebräisches Lied singen. Hier kann ich einfach auf die Menschen zugehen, ohne mich verpflichtet zu fühlen, die Rolle eines Rabbiners oder eines Botschafters des jüdischen Staates zu spielen. Ich kann einfach ich selbst sein. Diese Freiheit bedeutet mir sehr viel.

### 3.3 Betrachtest du Kritik an Israel als antisemitisch?

Grundsätzlich mag ich den Begriff »Israelkritik« nicht. Dieser Begriff ist nur Israel vorbehalten. Warum verwenden wir nicht stattdessen den Begriff »Debatte über die israelische Politik«? Der Begriff »Debatte« schafft Raum für Offenheit. Der Austausch kann zwar immer noch mit einer sehr kritischen Einschätzung enden, doch schließt er eine positive Sicht auf Israel nicht automatisch aus. Wenn aber die Ausgangsposition eine der Kritik ist, kann sich kein konstruktiver Dialog entwickeln.

Es ist völlig legitim, eine bestimmte politische Handlung oder eine spezifische Person zu kritisieren. Es gibt israelische Politikerinnen und Politiker, die rassistisch sind. Der ehemalige Premierminister Benjamin Netanyahu hat einer rassistischen Partei den Steigbügel für den Einzug in die Knesset (Parlament) gehalten. Solche Dinge passieren in Israel, und sie sind beschämend. Sie sollten aber nicht als Vorwand genutzt werden, um das Land zu verurteilen. Israel zu dämonisieren, wird ganz sicher keinen Frieden bringen.

Nicht nur Jüdinnen und Juden, sondern auch Palästinenserinnen und Palästinensern ein Recht auf Selbstbestimmung zuzugestehen, ist nicht antisemitisch. In der Beurteilung der Situation sollte sich allerdings der kritische Blick nicht auf Israel beschränken, sondern auch die palästinensische Seite in Augenschein nehmen. Wenn nur Israel – zumal unabhängig davon, was es tut – kritisiert wird, dann sehe ich darin Antisemitismus. Viele Menschen in Europa kennen und verstehen die komplexen Zusam-

menhänge des israelisch-palästinensischen Konfliktes nicht. Daher sind sie leicht zu manipulieren. Zum Beispiel sehen sie ein Bild leidender palästinensischer Kinder, aber das ist das Einzige, was sie wahrnehmen. Alles andere wird ausgeblendet. Judenfeindliche Menschen machen sich diesen Mechanismus zunutze. Sie suggerieren damit, »die Juden« oder »die Zionisten« hätten es auf Kinder abgesehen, sie seien blutrünstig, und Israel sei von Natur aus böse und rassistisch. Der Hass richtet sich nicht gegen Israels Vorgehen, sondern gegen seine Essenz als Staat, weil seine Bevölkerung mehrheitlich jüdisch ist.

Ich habe aber den Eindruck, dass die Öffentlichkeit in Großbritannien und in Teilen Europas seit dem vergangenen Jahrzehnt den Konflikt unvoreingenommener als in der Vergangenheit betrachtet.

Zum Beispiel verstehen die Menschen, dass der radikale Islamismus in Großbritannien nichts mit Israel zu tun hat. Das Gleiche gilt für das Scheitern des Arabischen Frühlings sowie für die Massenmorde und Massenvertreibungen in Syrien. Viel mehr Menschen als früher verstehen, dass diese Entwicklungen eigentlich sehr wenig mit dem zu tun haben, was Israel tut.

Jeremy Corbyn, der frühere Vorsitzende der Labour Party in Großbritannien, ein linker Antizionist und BDS-Anhänger, traf sich mit terroristischen Organisationen wie der Hamas, nicht aber mit der israelischen Friedensbewegung. Damit führte er vielen seiner Landsleute zwei Tatsachen vor Augen: Erstens kann auch jemand, der sich selbst als Kämpfer oder Kämpferin gegen Rassismus und Antisemitismus bezeichnet, in Wirklichkeit den Antisemitismus unterstützen oder sogar selbst antisemitisch handeln.

Ich finde es sehr positiv, dass der Widerstand gegen Corbyn im Kontext des Antisemitismus von Labour-Abgeordneten wie zum Beispiel John Mann und Ian Austin angeführt wurde, die weder Juden sind noch eine jüdische Wählerschaft in ihren Wahlkreisen haben. Diese Abgeordneten befürworten eine Zwei-Staaten-Lösung und kritisieren die israelischen Siedlungen im Westjordanland. Sie unterscheiden aber zwischen legitimer Kritik an der israelischen Politik und dem Recht Israels, als jüdischer Staat zu existieren. Sie haben erkannt, dass die Dämonisierung Israels und das Hofieren von Antisemitinnen und Antisemiten die Labour-Partei tief in den Sumpf des Judenhasses hineinzieht.

Zweitens wurde vielen Menschen klar, dass der Kampf gegen die von Corbyn gepflegte Form des Antisemitismus Teil des Engagements für demokratische und liberale Werte im Allgemeinen ist. Sie haben auch erkannt, dass die extreme Linke – ebenso wie die extreme Rechte – eine Bedrohung der Demokratie darstellt.

Als die Labour Party 2019 ihre große Wahlniederlage unter Corbyn erlitt, war es bezeichnend, dass ein erheblicher Prozentsatz der Labour-Wählenden, die sich von der Partei abgewandt hatten, Jeremy Corbyn für einen Antisemiten hielten.

Interessant und vielleicht auch ermutigend ist der Fall der britischen Labour-Abgeordneten Naz Shah. Sie schlug 2014 auf Facebook vor, Israel in die Vereinigten Staaten zu verlegen. Nachdem sie heftige Kritik geerntet hatte, suchte sie den Dialog mit der jüdischen Gemeinde. Sie entschuldigte sich öffentlich und widerrief ihre Forderung (<https://www.bbc.com/news/uk-england-leeds-36802075>).

Abschließend zu dieser Frage: Vernünftige Menschen können sehr wohl den Unterschied zwischen der Dämonisierung Israels und einer legitimen Debatte über seine Politik verstehen. Und es gibt viele vernünftige und anständige Menschen, doch vielleicht engagieren sie sich nicht so stark in der Politik wie diejenigen, die zum Extremismus neigen.

### 3.4 Siehst du eine Korrelation zwischen Antisemitismus und der israelischen Politik?

Israel ist für Menschen mit extremistischen und hasserfüllten Ideologien nur ein Vorwand. Sie benutzen Israel, um ihre Ideologie in ein vermeintlich vernünftiges Licht zu rücken und sie dadurch zu legitimieren. Menschen mit extremistischen, antidemokratischen und antisemitischen Ansichten benutzen Israel, um Unterstützung zu gewinnen. Die israelische Politik ist nicht die Ursache für Antisemitismus, doch können Israels Feinde sie sehr wohl für ihre Zwecke nutzen.

### 3.5 Siehst du eine Korrelation zwischen Antisemitismus und Hass auf andere Minderheiten wie Musliminnen und Muslime, Flüchtlinge, LSBTTIQ?

Es gibt zwei Arten von Antisemitismus: Der eine kommt von rechts und der andere von links. Die rechte Seite richtet ihren Hass gegen alle, die »anders« sind. Rechte Antisemitinnen und Antisemiten lehnen alle Minderheiten ab, sei es die LSBTTIQ-Community, Musliminnen und Muslime, Flüchtlinge oder Jüdinnen und Juden, auch wenn ihr Hass auf jede dieser Gruppen seine eigenen Züge hat.

Aber es gibt auch eine antidemokratische Linke, die von der liberalen und demokratischen Linken zu unterscheiden ist. Sie definiert sich nicht über Bürger- und Menschenrechte, sondern über die Unterstützung »der

Schwachen« gegen »die Starken«. Sie bekennt sich zum Schutz von Minderheiten, vertritt aber gleichzeitig eine antisemitische Haltung gegenüber dem jüdischen Volk. Sie behauptet, dass diejenigen, die sie als »die Schwachen« definiert, erst gar nicht antisemitisch sein können.

Joseph Harker, damals stellvertretender Chefredakteur der Zeitung »The Guardian«, formulierte es 2002 wie folgt: »Weiße Menschen müssen akzeptieren, dass sie unter dem Einfluss einer rassistischen Gesellschaft stehen, die ihre Ansichten und Meinungen formt – auch wenn sie an noch so vielen antirassistischen Demonstrationen teilnehmen. Als schwarzer Mann bin ich zwangsläufig Vorurteilen ausgesetzt. Ich jedoch kann nicht rassistisch sein, weil ich in der globalen Ordnung nicht der dominanten Gruppe angehöre.« (<https://www.theguardian.com/society/2002/jul/03/raceintheuk.comment>)

Mit anderen Worten: Das einzige Kriterium ist, ob ein Mensch aufgrund seiner Hautfarbe den »Schwachen« oder den »Starken« zugeordnet wird. Es spielt keine Rolle, wie diese Person denkt oder handelt. Schwarze, Schwule und Flüchtlinge werden automatisch unterstützt, weil sie als schwach angesehen werden. Der Teil der Linken, der so denkt, sagt nicht: »Wir unterstützen diejenigen Palästinenserinnen und Palästinenser, die den Frieden unterstützen, oder Musliminnen und Muslime, die sich für die Demokratie einsetzen.« Er unterstützt automatisch jede muslimische Gruppe, einschließlich Terrororganisationen wie die Hamas und die Hisbollah, obwohl diese selbst Minderheiten unterdrücken, zum Beispiel Homosexuelle.

Solche Linke unterscheiden nicht zwischen Flüchtlingen, die sich als Teil der britischen Gesellschaft sehen und einen Beitrag zum Gemeinwohl leisten wollen, und jenen, die Terroranschläge verüben. Sie beurteilen Menschen nicht nach ihren Überzeugungen und Taten, sondern nach ihrer Hautfarbe, Religion und Nationalität, die sie jeweils als »schwach« oder »stark« einstufen. Sie identifizieren Israel mit dem »westlichen Imperialismus«. In ihrer Sichtweise ist Israel »weiß« und stark – und damit automatisch nicht legitim. Deshalb kann es immer nur auf der falschen Seite stehen.

### 3.6 Ist es sinnvoll, Antisemitismus zu bekämpfen?

Ich glaube schon, dass der Kampf gegen Antisemitismus etwas bewirken kann. Zum Beispiel ist es wichtig, mit Kolleginnen und Kollegen auf dem eigenen Arbeitsgebiet zu sprechen. Der Dialog soll sich zwischen Universitäten, Gewerkschaften und Schulen entspannen. Ich möchte, dass meine Kolleginnen und Kollegen sich mit der in Israel, in den palästinensischen

Gebieten und in der Region insgesamt herrschenden Realität vor Ort und nicht nur aus der Ferne auseinandersetzen. Dabei spielen ihre politischen Meinungen für mich keine Rolle. Ich bin vielleicht ganz anderer Meinung als sie. Aber eine Debatte auf der Grundlage der Fakten und des konstruktiven Dialogs ist eine Impfung gegen Antisemitismus. Dabei kann sie durchaus lautstark geführt werden. Lieber lautstarke Debatte als »Israelkritik«. Wir müssen uns den Gruppen und Personen entgegenstellen, die Israel und jüdische Menschen dämonisieren. Das bedeutet, dass man sich organisieren und politisch mobilisieren muss. Es ist auch wichtig, Allianzen mit anderen Gruppen zu schließen, die bedroht sind. Es bedeutet, politisch aktiv und in den Medien präsent zu sein.

Ich halte es für sinnvoll, den Antisemitismus zunächst immer in einen breiteren Kontext von Vorurteilen, Diskriminierung und Hass einzuordnen. Erst danach sollten seine besonderen Merkmale erläutert werden: die Sündenbockfunktion, in die Jüdinnen und Juden gedrängt werden, das Blutmärchen, die Darstellung »der Juden« als »Ausbeuter« sowie diverse Verschwörungstheorien.

In diesem Zusammenhang halte ich es für sinnvoll, bei der Bekämpfung des Antisemitismus auf Antidiskriminierungsgesetze und Statuten von Organisationen zurückzugreifen. Antisemitischer Hass gegen Israel misst mit zweierlei Maß. Resolutionen, die Israel als »Nazistaat« und den Zionismus als rassistisch bezeichnen, schaffen den Nährboden für die Dämonisierung, Diskriminierung und Belästigung jüdischer Menschen.

Die Berufung auf Antidiskriminierungsgesetze kann den Spieß umkehren: Nicht die Jüdinnen und Juden müssen beweisen, dass sie keine Rassen sind. Vielmehr müssen diejenigen, die Israel und seine Befürworterinnen und Befürworter angreifen, beweisen, dass sie sich nicht der Diskriminierung schuldig machen.

So reagierten beispielsweise jüdische Akademikerinnen und Akademiker im Vereinigten Königreich auf den von einer Gewerkschaft verhängten antiisraelischen Hochschulboykott, indem sie sich formell einer israelischen Universität anschlossen. Damit forderten sie die Boykottierenden heraus, auch sie zu boykottieren. Dies aber erwies sich als ein rechtliches Problem, da die gewerkschaftliche Satzung die Diskriminierung von Menschen aufgrund deren Rasse, Religion oder Nationalität untersagt. Und es gab ein weiteres Dilemma: Würden sie auch arabisch-israelische Akademikerinnen und Akademiker diskriminieren? Ihre Antwort lautete: Nein, das würden sie nicht tun. Das bedeutete, dass der Boykott sich im Grunde nur gegen Jüdinnen und Juden richtete.

### 3.7 Sollte Israel sich im Kampf gegen Antisemitismus in Europa engagieren?

Grundsätzlich sollte Israel es den jüdischen Gemeinden und den europäischen Staaten überlassen, den Kampf gegen den Antisemitismus in Europa zu führen. Es ist ihre Verantwortung. Israel kann sie allenfalls unterstützen, es sei denn, dass die Regierung des betreffenden Landes feindselig oder gleichgültig ist, oder dass die dort lebende jüdische Gemeinschaft sich nicht selbst schützen kann. In solchen Fällen muss Israel sich stärker engagieren.



## »Ich sehe keinen Unterschied zwischen Hass auf Juden und Hass auf Israel«

26. Dezember 2021

|                  |                    |
|------------------|--------------------|
| Geburtsjahr:     | 1941               |
| Geburtsort:      | Antwerpen, Belgien |
| aufgewachsen in: | Belgien            |
| in Israel seit:  | 2013               |
| lebt derzeit in: | Givatajim, Israel  |
| Beruf:           | Hausfrau           |

### 1 Die Geschichte meiner Familie

Meine mütterlichen Großeltern stammen aus Polen. 1920 wanderten sie nach Belgien aus und ließen sich in Antwerpen nieder. Damit folgten sie Verwandten, die bereits früher emigriert waren und ihnen nun Arbeit in ihrer Firma boten. Die Familie war sehr religiös. Meine Großeltern hatten sieben Kinder.

Die Familie meines Großvaters väterlicherseits stammt ebenfalls aus Polen. Mein Vater wurde 1905 geboren. Ich habe keine Erinnerung an ihn, da er 1942 von Antwerpen aus nach Auschwitz deportiert und 1944 dort ermordet wurde. Meine Mutter wurde 1909 geboren. Sie war zeit ihres Lebens streng religiös.

Meine Eltern hatten 1935 in Polen geheiratet. Meine Mutter wollte nach Belgien zurück, sodass das junge Paar dorthin übersiedelte. Meine Eltern arbeiteten beide in der Diamantenindustrie.

### 2 Meine eigene Geschichte

Ich wurde vor 80 Jahren in Belgien geboren. Mein Elternhaus war streng religiös. Nach der Deportation meines Vaters nach Auschwitz hat meine

Mutter ihre drei Kinder mehr als 18 Monate lang in Brüssel versteckt. Dafür ist sie bis heute meine Heldin. Meine beiden Schwestern kamen in ein Kloster. Ich wurde bei einer nichtjüdischen Familie untergebracht. Diese hat mir zweifelsohne das Leben gerettet und brachte sich dadurch selbst in Gefahr. Dafür werde ich diesen Menschen immer dankbar sein. Dennoch litt ich dort sehr. Das Ehepaar war nicht besonders freundlich zu mir. Es gab mir bei weitem nicht genug zu essen. Meine äußerst kargen Mahlzeiten ergänzte ich durch Hundefutter.

Im April 1944 gelang es meiner Mutter, mit uns, ihren drei Töchtern, in die Schweiz zu flüchten. Ich kam mit meiner Mutter in ein Internierungslager. Meine beiden Schwestern wurden bei zwei jüdischen Familien in Zürich untergebracht.

Nach dem Krieg entzogen uns die Schweizer Behörden die Aufenthalts-erlaubnis. Bis heute besitze ich das Dokument, das besagt, wir müssten die Schweiz auf unsere eigenen Kosten verlassen. Wir kehrten nach Antwerpen zurück. Dort stellten sofort Recherchen an, und so erfuhren wir, dass 200 unserer Familienmitglieder im Holocaust ermordet worden waren.

Es war sehr schwierig, eine Unterkunft zu finden, denn die Stadt war während des Krieges durch Bombardements fast völlig zerstört worden. So wurden wir in einem jüdischen Waisenhaus untergebracht. Es dauerte lange, bis meine Mutter zwei Zimmer auf einem Dachboden gefunden hatte.

1946 heiratete meine Mutter einen streng religiösen Rabbiner. Dieser hatte seine erste Frau und sechs Kinder durch den Holocaust verloren. In unserer Familie waren die Schrecken des Holocaust das zentrale Thema. Deshalb empfand ich meine Kindheit als sehr traurig.

Ich besuchte eine orthodoxe jüdische Schule, doch konnte ich nur die erste Klasse beenden. Danach erkrankte ich schwer und war über drei Jahre lang in einem Zimmer isoliert. Ich hatte rheumatisches Fieber, das mein Nervensystem angriff, und ich war an den Rollstuhl gefesselt. Zum Glück habe ich Lesen und Schreiben gelernt.

Als ich zehn Jahre alt war, wanderten wir nach New York aus. Dort besuchte ich eine streng religiöse Schule und fühlte mich sehr wohl. 1959 begleitete ich meine Mutter bei einem Besuch in Belgien. Dort lernte ich meinen Mann kennen. Er war Jahrgang 1933 und wurde in Berlin geboren. Seine Eltern waren mit ihren beiden Kindern nach Belgien gezogen, weil mein Schwiegervater als Jude aus der Berliner Anwaltskammer ausgeschlossen worden war. 1940 flüchtete die Familie vor der vorrückenden Wehrmacht nach Namur in Wallonien. Der katholische Priester Joseph André rettete sie vor der Deportation.

Nach dem Krieg kehrte die Familie nach Brüssel zurück. Es ist eine Ironie der Geschichte, dass mein Schwiegervater nach dem Krieg die Verhandlungen mit deutschen Behörden über die sogenannten Wiedergutmachungszahlungen für belgische Holocaustüberlebende führte.

Mein Mann und ich heirateten, kurz nachdem wir uns kennengelernt hatten und lebten dann in Brüssel. Unsere beiden Söhne wurden 1960 bzw. 1967 geboren.

Mein Mann war Architekt. Bis zu seinem Tod im Jahr 2000 baute er Synagogen und jüdische Schulen. Ich widmete mich der Kindererziehung, dem Haushalt und engagierte mich in der jüdischen Gemeinde.

Wir erzogen unsere Kinder religiös und zionistisch. So beschlossen sie gleich nach dem Abitur, dass sie nicht in Belgien bleiben wollten, und wanderten nach Israel aus. Es fiel mir schwer, ihnen gleich zu folgen. In meinem Alter scheut man Veränderungen. 2013 bin aber auch ich nach Israel ausgewandert, wo meine Kinder und acht Enkelkinder leben. In Belgien habe ich keine Familie mehr, aber viele Freunde.

Heute verbringe ich die meiste Zeit in Israel. Ich wohne in Givatayim, einer Anrainerstadt Tel Avivs. Obwohl ich Europa sehr kritisch sehe, vermisse ich es. Am wohlsten habe ich mich in den Vereinigten Staaten gefühlt.

### 3 Antisemitismus – Gedanken, Erfahrungen und Positionen

#### 3.1 Wie definierst du Antisemitismus, und kannst du konkrete Beispiele aus deiner Erfahrung nennen?

Antisemitismus ist hassgesteuerte und gewaltbereite Feindschaft gegen jüdische Menschen, jüdische Gemeinden und den jüdischen Staat Israel. Dieser Hass hat fast meine gesamte Familie ausgelöscht und mein eigenes Leben gefährdet. Der Holocaust ist der brutalste und gnadenloseste Ausdruck von Antisemitismus. Er verfolgt mich bis heute. Es gibt immer noch christlichen und nationalistischen Antisemitismus. Dies gilt insbesondere für den flämischen Teil Belgiens, weil dort der Nationalismus ausgeprägter ist als im französischsprachigen Teil.

In meinen Augen richtet sich Antisemitismus in Belgien heute vorrangig gegen Zionismus und den Staat Israel. Er geht vor allem von radikalisierten Musliminnen und Muslimen aus, auch solchen, die bereits seit mehreren

Generationen die belgische Staatsbürgerschaft besitzen und im Parlament vertreten sind.

Da ich keine äußerlich sichtbaren Merkmale der jüdischen Religion trage, bin ich nicht sofort als Jüdin erkennbar. Dadurch habe ich nach dem Krieg gegen mich persönlich gerichteten Antisemitismus nur selten erlebt, wurde aber als Kind schon als »dreckige Jüdin« beschimpft.

Auf das Haus eines befreundeten Ehepaares wurde vor einigen Jahren eine Handgranate geworfen. Ihr Haus war als jüdisch erkennbar, weil am Türpfosten eine Mesusa angebracht war, die traditionelle Schriftkapsel mit Zitaten aus der der Thora [s. Glossar].

Als diese 80-jährigen Menschen die Polizei riefen, sagte ihnen der Beamte unverblümt: »Sie sollten die Mesusa von der Eingangstür entfernen. Kein Wunder, dass das passiert ist.« Die Antwort meines Bekannten lautete: »Ich habe den Holocaust überlebt. Noch einmal verstecke ich mich nicht. Die Mesusa bleibt.« Die Täterin oder der Täter wurde nicht gefunden.

### 3.2 Welche Rolle spielt Israel für dich in Bezug auf Antisemitismus?

In Europa waren wir innerlich immer bereit, eines Tages gehen zu müssen. Irgendwann wurde mir klar, dass ich als Jüdin nicht mehr in Europa bleiben kann. Israel bietet mir im Kontext von Antisemitismus Schutz, ich fühle mich hier sicherer als in Belgien. Das war – außer der Familie – der Hauptgrund, aus dem ich in das Land gezogen bin.

### 3.3 Betrachtest du Kritik an Israel als antisemitisch?

Was mich wirklich sehr stört, ist die Art und Weise, auf die Nachrichten präsentiert werden. In den Medien gibt es eine Menge Desinformation. Die Berichterstattung ist Israel gegenüber nicht objektiv. Ich bin sicher, dass dies auf Antisemitismus zurückzuführen ist. Ich spüre es. Zum Beispiel berichtet die Zeitung »Le Soir« immer wieder einseitig über den israelisch-palästinensischen Konflikt.

### 3.4 Siehst du eine Korrelation zwischen Antisemitismus und der israelischen Politik?

Definitiv nicht, es gibt keine Verbindung zwischen der israelischen Politik und Antisemitismus. Der Hass richtet sich gegen Israel per se. Belgien ist auch das Zentrum Europas, in Brüssel befindet sich der Hauptsitz der

Europäischen Union. Das bedeutet, dass die belgischen Medien eine wichtige Rolle spielen. Dieser Einfluss ist nicht zu unterschätzen.

### 3.5 Siehst du eine Korrelation zwischen Antisemitismus und Hass auf andere Minderheiten wie Musliminnen und Muslime, Flüchtlinge, LSBTTIQ?

Nein, ich denke, Antisemitismus unterscheidet sich von Homophobie, um ein Beispiel zu nennen. Judenhass hat es immer gegeben, ich sehe ihn als integralen Teil der europäischen Kultur, unabhängig davon, wie viele jüdische Menschen im Land leben. Bei einer Gesamtbevölkerung von über 11,5 Millionen leben in Belgien ungefähr 30 000 Jüdinnen und Juden. Damit stellen sie eine verschwindend kleine Minderheit dar, müssen aber für alles Negative herhalten. Und Antisemitismus hat auch eine unverkennbare Verbindung zu Israel. Ich sehe keinen Unterschied zwischen Hass auf Jüdinnen und Juden und Hass auf Israel.

### 3.6 Ist es sinnvoll, Antisemitismus zu bekämpfen?

Da bin ich pessimistisch. In meiner Wahrnehmung sind die Medien mehrheitlich antiisraelisch und antizionistisch. Ich bin skeptisch, ob man etwas dagegen ausrichten kann. Damit will ich aber nicht sagen, dass man es nicht dennoch versuchen sollte. Ich liege da im Widerspruch mit mir selbst.

### 3.7 Sollte Israel sich im Kampf gegen Antisemitismus in Europa engagieren?

Ich weiß nicht, warum das so ist, doch ist es ein Fehler. Es ist auch in diesem Kontext von Bedeutung, dass Belgien das Herz der Europäischen Union ist. Beispielsweise sollten israelische Expertinnen und Experten an belgischen Universitäten wesentlich stärkere Präsenz zeigen. Es gilt, die Studierenden auch für die israelische Perspektive zu sensibilisieren. Auch wenn das im Widerspruch zu meinem Pessimismus steht, dass Antisemitismus bekämpft werden kann: Meines Erachtens investiert der Staat Israel nicht genug, um seine eigene Sache zu verteidigen.

## »Wo Antisemitismus auftaucht, ist Frauenhass nicht weit«

10. Januar 2021

|                  |                                                  |
|------------------|--------------------------------------------------|
| Geburtsjahr:     | 1976                                             |
| Geburtsort:      | Basel, Schweiz                                   |
| aufgewachsen in: | Heilbronn, Deutschland und Straßburg, Frankreich |
| in Israel seit:  | 1998                                             |
| lebt derzeit in: | Israel                                           |
| Beruf:           | Psychotherapeutin und Expertin für Kabbalah      |

### 1 Die Geschichte meiner Familie

Meine Großeltern väterlicherseits stammten aus Galizien. Mein Großvater wurde in 1888 in Rawa Ruska geboren, Meine Großmutter, Jahrgang 1898, kam aus Podwołoczyska; auf Jiddisch hieß das Städtchen, in dem Jüdinnen und Juden in den Jahren vor dem Zweiten Weltkrieg die Bevölkerungsmehrheit bildeten, Podwolotschisk. Beide Orte gehören heute zur Ukraine und befinden sich in der Nähe von Lemberg.

Meine Großeltern haben in Wien geheiratet. Nach der Hochzeit sind sie nach Den Haag gezogen, dort führte mein Großvater ein Kristallgeschäft. Die Familie war traditionell religiös. Mein Opa war frömmere als seine Frau.

Ihr Leben änderte sich drastisch, als die Wehrmacht im Mai 1940 die Niederlande bis zum Ende des Zweiten Weltkriegs besetzte. In dieser Zeit wurden mehr als drei Viertel der in den Niederlanden lebenden jüdischen Bevölkerung im Holocaust ermordet.

Im Sommer 1942 begannen die Deportationen der Jüdinnen und Juden aus den Niederlanden. 1943 wurden auch meine Großeltern nach Sobibor deportiert und dort am 9. April desselben Jahres ermordet. Alle Geschwister meiner Großeltern wurden gleichfalls von den Nationalsozialisten ermordet.

Mein Vater wurde 1921 in Den Haag geboren. Seine Schwester kam drei Jahre später zur Welt.

Kurz vor dem Krieg hat mein Vater es noch geschafft, eine Ausbildung zum Buchhalter zu machen.

Nach der Besetzung der Niederlande gelang es ihm, nach Belgien zu fliehen. Seine Eltern wollte er nachholen und schickte ihnen wiederholt Fluchthelfer.

Meine Großeltern glaubten sich aber im Versteck bei einer jüdischen Frau sicher, bis sie dann doch verraten wurden. Nur die kleine Schwester meines Vaters hatte sich von ihm überzeugen lassen und war zu ihm nach Brüssel geflohen.

Nach mehreren Versuchen schaffte es mein Vater 1943, mit seiner Schwester in die Schweiz zu flüchten. Dort wurde er im Arbeitslager Les Verrieres interniert. Er musste Latrinen putzen. Ein Aufseher merkte, was für ein intelligenter und gebildeter junger Mann mein Vater war. Er half ihm, einen Studienplatz in Genf zu bekommen. Das dort 1947 begonnene Studium brach er aber bald darauf ab, um mit seiner Schwester ins damalige Palästina auszuwandern. Er kam 1948 genau zum Unabhängigkeitskrieg an und wurde sofort in die Armee eingezogen. Weil er mehrere Sprachen beherrschte, wurde er als Übersetzer eingesetzt.

Da er aber anschließend keine Arbeit fand und die wirtschaftliche Situation im Land sehr schwer war, wanderte er wieder aus, und zwar in die Vereinigten Staaten. Dort fand er Anstellung bei einer Farbenfabrik. Zehn Jahre später kehrte er in die Schweiz zurück und studierte Chemie an der ETH in Zürich [Eidgenössische Technische Hochschule]. Danach gründete er ein Familienunternehmen, das bis heute Pflegeprodukte für die Pelz- und Lederindustrie herstellt. Anfang der 1960er-Jahre ließ er sich in München nieder. Seine erste Frau stammte aus Alexandrien. Mit ihrem frühen Tod brach eine schwere Zeit über ihn herein, bis er meine Mutter kennenlernte. Mein Vater ist 2003 gestorben.

Die Familie meiner Mutter hat eine ganz andere Geschichte. Meine 1906 geborene Großmutter war Protestantin. Sie gehörte den württembergischen Pietistinnen und Pietisten an. Diese sind einer evangelischen Freikirche zugehörig, die sich zur tätigen Nächstenliebe bekennt und sich als einen Teil der Erlösung Israels sieht. Mein 1898 geborener mütterlicher Großvater war ein verwitweter Landwirt mit Kindern aus erster Ehe. Meine Großmutter sah es als ihre Aufgabe an, ihm beim Großziehen der Kinder zu helfen.

Sie war nicht nur philosemitisch, sondern hatte während des Krieges auch ihr Leben riskiert und eine Jüdin versteckt. Das wusste niemand, nicht ein-

mal ihr eigener Mann. Dennoch wurde sie enttarnt und – obwohl damals hochschwanger – verhört und gequält. Aber da mein Großvater für Maschinenreparaturen gebraucht wurde, verschonten die Nazis meine Großmutter.

Meine Mutter wurde 1944 in Süddeutschland geboren. Sie wurde von den Diakonissen ausgebildet und arbeitete als psychiatrische Krankenschwester. Meinen Vater lernte sie 1969 in München kennen. Er war damals von der Ermordung seiner Familie im Holocaust und vom Tod seiner ersten Frau schwer gezeichnet. Vor der Hochzeit trat meine Mutter zum Judentum über. Einige ihrer Halbgeschwister, die die judenfeindliche Erziehung bei der Hitlerjugend verinnerlicht hatten, brachen daraufhin den Kontakt zu ihr ab.

Nachdem meine Mutter eine Stelle als Krankenschwester in Basel bekommen und mein Vater sein Geschäft in St. Louis aufgebaut hatte, zogen meine Eltern in die Schweiz, kehrten aber später nach Deutschland zurück. Diesen Schritt hatte meine Mutter initiiert, weil sie glaubte, dass dies gut für das Familienunternehmen sei.

## 2 Meine eigene Geschichte

Ich bin in Basel geboren. Mein Bruder kam Ende der 1970er-Jahre in Heilbronn zur Welt.

Meinem Vater war es sehr wichtig, dass seine Kinder jüdisch erzogen wurden und nicht in Deutschland aufwuchsen. So schickte er mich 1987 nach Frankreich auf eine jüdische Schule, die Ecole Aquiba in Straßburg, wo ich fünf Jahre blieb.

Dort fühlte ich mich sowohl sozial als auch kulturell geborgen. Straßburg sehe ich bis heute als meine spirituelle Heimat, deren französisches, deutsches und jüdisch-ashkenasisches Kulturerbe mein Denken geformt hat. Durch das Studium der religiösen Schriften und der hebräischen Sprache lernte ich, meine jüdische Identität zu verstehen und zu lieben.

Meine letzten zwei Schuljahre habe ich in Jerusalem absolviert, wo ich an der französischen Schule das Abitur machte. Dann studierte ich vier Jahre in London. Ich war und bin Zionistin. Deshalb kehrte ich 1998 nach Israel zurück. Hier habe ich jüdische Philosophie und vergleichende Literaturwissenschaften studiert, später Hermeneutik, dann Psychotherapie und Kunsttherapie. Gegenwärtig schreibe ich meine Dissertation in jüdischer Philosophie. Mit meinem Lebensgefährten und unserem zweijährigen Sohn wohne ich in Raanana.



## 3 Antisemitismus – Gedanken, Erfahrungen und Positionen

### 3.1 Wie definierst du Antisemitismus, und kannst du konkrete Beispiele aus deiner Erfahrung nennen?

Judenfeindschaft ist keine Erscheinung der Neuzeit, sondern reicht bis in die Antike zurück. Sie passt sich in ihrem Ausdruck dem jeweiligen Zeitgeist an. Es ist wichtig, sie auch in ihren neuen Formen zu entlarven. Heute tarnt sie sich oft als Kritik an Israel und als Relativierung und Leugnung des Holocaust. Ich bin der festen Überzeugung, dass die Obsession mit Israel ein moderner Ausdruck von Antisemitismus ist. Es ist Wunschenken, Antisemitismus von Israelphobie zu unterscheiden.

Die begriffliche Schärfe ist in diesem Kontext wichtig. Man sollte Judäophobie statt Antisemitismus sagen, denn heute geben selbst Holocaustleugnerinnen und Holocaustleugner und radikale Antizionistinnen und Antizionisten vor, gegen Antisemitismus zu sein. Jüdinnen und Juden werden des »Holocaustbetrugs« beschuldigt, man spricht in Europa über »Schoah-Business«, über die »Religion des Holocaust« oder die »Holocaustindustrie«. Die Palästinenserinnen und Palästinenser werden als »Hyperopfer« dargestellt. In der antiisraelischen Dämonologie sind sie das Gegenstück zu den »Hypertäterinnen und Hypertätern«, also den Israelinnen und Israelis.

In diesem Kontext gibt es ein breites Spektrum. Es reicht von einer grundlegenden Ablehnung des Zionismus bis zur Diabolisierung des jüdischen Staates. Der radikale Antizionismus lässt sich vor allem daran erkennen, dass er grundsätzlich das Existenzrecht Israels infrage stellt.

Die Coronapandemie hat auch einiges zum Aufflammen des Judenhasses beigetragen. Einerseits wurde Israel zwar Bewunderung für seine Pionierrolle bei der Impfkampagne entgegengebracht, gleichzeitig wurde es auch zur Zielscheibe von Feindseligkeiten.

Covid-19 hat auf alten Motiven basierende und dadurch leicht abrufbare Verschwörungstheorien hervorgebracht. Der Recherchebund der Informationsstellen Antisemitismus (RIAS) erfasste 161 antisemitische Vorfälle, die sich auf Corona bezogen. Davon waren 57 Prozent Äußerungen auf Demonstrationen, während 22 Prozent online stattfanden. Man darf die von diesen Taten ausgehende Gefahr nicht unterschätzen.

In WhatsApp-Gruppen sehe ich oft Videos, die belegen, dass Jüdinnen und Juden beschuldigt werden, Covid-19 in die Welt gesetzt zu haben. Diese Unterstellungen erinnern mich an das Mittelalter. Als damals die

Hygienevorschriften des Ritualbads (Mikwe) jüdische Gemeinden in Europa vor der Pest schützten, wurden jüdische Menschen »satanischer« Verbrechen wie des rituellen Christenmordes, der Blasphemie oder der Brunnenvergiftung bezichtigt.

Bei Kundgebungen gegen die Maßnahmen zur Eindämmung von Corona trugen Demonstrierende wiederholt einen gelben Stern mit der Aufschrift »ungeimpft«. Diese Selbstinszenierung als mit den verfolgten Jüdinnen und Juden gleichzusetzende Opfer stellt eine Relativierung des Holocaust dar. Jüdische Menschen beobachteten diese Entwicklungen mit großer Besorgnis. Dieses verschwörungsideologische und rechtsextreme Spektrum wird auch nach der Pandemie nicht verschwinden. Polizei und Justiz sollten entschlossener dagegen vorgehen.

Persönlich ist es für mich bis heute posttraumatisch, über meine eigenen Erfahrungen mit Antisemitismus zu sprechen.

Unsere Familie hielt sich an religiöse Gebote. Zum Beispiel war unsere Küche koscher, und wir hielten den Schabbat [s. Glossar]. Das war in den Augen der Umwelt fremd und daher komisch.

Ich werde nie den Schmerz vergessen, den ich empfand, als Kinder in der Grundschule Knallfrösche als »Judenfürze« bezeichneten und auch meinen Bruder mit diesem Wort verspotteten. Das meinten sie nicht böse, sie wussten überhaupt nicht, was sie sagten. In der Grundschule waren wir die einzigen jüdischen Kinder weit und breit. Da unsere Familie den Schabbat hielt, kam ich samstags nicht in den Unterricht, obwohl das damals in Baden-Württemberg Pflicht war. Dadurch fiel ich aus der Reihe. Und die anderen Kinder fragten mich: »Wie kann es sein, dass du Jüdin bist? Hitler hat doch alle umgebracht!« Auch meine ein Jahr jüngere Nachbarin hat mir diese Frage gestellt. Sie hatte zu Hause gehört, dass Hitler alle Jüdinnen und Juden umgebracht hat.

Für mich war diese Erfahrung der Ausgrenzung sehr schmerzhaft, sie prägt mich bis heute. Da ich aufgrund der geografischen Entfernung damals wenig Kontakt zu anderen jüdischen Kindern hatte, war dies umso schwerer. Das wurde erst besser, als ich mich später auf Ferienlagern der Zentralwohlfahrtsstelle der Juden in Deutschland (ZWST) [<https://zwst.org/de>] mit anderen jüdischen Kindern austauschen konnte.

Auch als Jurastudentin in England hatte ich als religiöse Jüdin Probleme. Ich hatte eine Prüfung in einem Pflichtfach. Sie fiel auf das jüdische Wochenfest [Schawuot, s. Glossar], an dem Schreiben verboten ist. Daher konnte ich nicht antreten. Ich habe mit Hilfe eines für die Studierenden zuständigen Rabbiners schriftlich um Aufschub des Termins gebeten. Der akademische Sekretär wies meine Bitte höchstpersönlich ab. Er

schrrieb, dass die Universität Studierende aller Glaubensrichtungen habe und er daher mein Anliegen abweisen müsse. Ab diesem Zeitpunkt wollte ich England verlassen.

### 3.2 Welche Rolle spielt Israel für dich in Bezug auf Antisemitismus?

Israel ist für mich ein Schutzort. Doch mein Bezug zu diesem Land geht darüber hinaus. Es war mir immer schon wichtig, mich in der Gesellschaft in der ich lebe, einzubringen. Und das wollte ich in Israel tun. Im Prophetenbuch Jesaja verspricht Gott dem jüdischen Volk, dass es dereinst den Nationen der Welt ein Licht sein werde. Im Sinne von David Ben-Gurion, dem ersten Premierminister Israels, fasse ich den hebräischen Begriff »Tikkun Olam« als Verpflichtung auf, die Welt zu verbessern.

»Tikkun Olam« bedeutet »Verbesserung der Welt« und hat im Judentum eine Tradition von fast 2000 Jahren. Als Tikkun Olam wird jegliches menschliche Handeln aufgefasst, das zum Wohl von Mitmenschen oder der Gesellschaft beiträgt. Jeder Einzelne ist aufgefordert, den ihm möglichen Beitrag dazu zu leisten. Das gilt für das Wirken im engeren Familien- oder Freundeskreis ebenso wie für Bestrebungen, weltweite Probleme zu lösen, beispielsweise soziale Ungerechtigkeit zu beheben. In unserer Zeit wird auch die Bekämpfung des Klimawandels und der Umweltbelastungen, die den ganzen Planeten bedrohen, von vielen als Tikkun Olam angesehen.

In Israel zu leben, bedeutet für mich, dieser Pflicht mittels jüdischen Denkens und jüdischer Ethik nachzukommen. Zum Beispiel bedeutet es mir viel, als Therapeutin arabischen Eltern in Israel zu helfen, mit den Behinderungen ihrer Kinder umzugehen. Damit trage ich dazu bei, eine Brücke zwischen der arabischen und der jüdischen Bevölkerung des Landes zu bauen, ohne die Unabhängigkeit der jeweiligen Religion infrage zu stellen.

### 3.3 Betrachtest du Kritik an Israel als antisemitisch?

Das Echo der Frage, wie es sein kann, dass es Jüdinnen und Juden trotz Hitler noch gibt, hallt in mir nach, wenn ich die Aussagen von BDS [s. Glossar] lese. Diese antisemitische Organisation bekämpft nicht die Besatzung palästinensischer Gebiete, wie sie behauptet, sondern bestreitet das grundsätzliche Existenzrecht Israels.

Die durch BDS weiter angeheizte Obsession der Medien mit Israel sehe ich als Judäophobie. Damit will ich keineswegs behaupten, dass es keine legitime Kritik an der israelischen Politik geben kann. Kritik, auch aus Europa, ist legitim. Sie kann auch einen Anstoß zur Verbesserung geben.

Doch die negative, oft grotesk übertriebene Berichterstattung uferf aus. Psychologisch betrachtet scheint es, dass es vielen europäischen Medien regelrecht Freude bereitet, Israel als Henker zu sehen. Sozialpsychologisch gesehen handelt es sich bei diesem Phänomen um eine Entlastung des kollektiven Unterbewusstseins, deshalb nimmt es solch überproportionale Dimensionen an.

### 3.4 Siehst du eine Korrelation zwischen Antisemitismus und der israelischen Politik?

O ja. Ich denke, Israel wird mit ganz anderen Maßstäben als andere Staaten gemessen. Radikaler Antizionismus ist der neue Judenhass. Islamistische und neolinke Gruppierungen nutzen die israelische Politik als Vorwand. Der Antizionismus ist eine Weltanschauung, die auch Verschwörungstheorien verbreitet. Jüdinnen und Juden werden heute nicht mehr als Mitglieder einer jüdischen oder semitischen Rasse stigmatisiert. Die fixe Idee von einem Endkampf zwischen der semitischen und der arischen Rasse ist veraltet. Auch der christlich-religiöse und der nationalistische Antisemitismus existiert zwar noch, doch heute lebt die jüdenfeindliche Leidenschaft vor allem von der Diabolisierung Israels.

### 3.5 Siehst du eine Korrelation zwischen Antisemitismus und Hass auf andere Minderheiten wie Musliminnen und Muslime, Flüchtlinge, LSBTTIQ?

Meiner Beobachtung nach ist dort, wo Antisemitismus auftaucht, Frauenhass nicht weit. Seit der Antike wurde »der Jude« im kollektiven Unterbewusstsein von den Griechen bis hin zu den Mauren stets feminisiert. Er steht für den Gelehrten, den Feingeist, die Psyche – Seele, das Sinnliche, das Weibliche in der Kultur. Es sind dieselben hassgetriebenen Menschen, die es sich zur Aufgabe machen, die Welt von dem in ihren Augen »Unreinen« zu befreien. Dazu gehören »unkeusche Frauen« genauso wie Juden. Dabei haben religiöse Fundamentalisten kein Monopol auf Antisemitismus und Frauenverachtung. So ist es kein Zufall, dass in denselben Pariser Vierteln, in denen aus Nordafrika stammende Musliminnen um ihr Leben fürchten müssen, auch Jüdinnen und Juden angegriffen wer-

den. Auch Rechtsextremistinnen und Rechtsextremisten wie der Attentäter von Halle kombinieren beides mühelos.

Beim Anschlag von Halle hatte ein bewaffneter Rechtsextremist im Oktober 2019 versucht, an Jom Kippur, dem höchsten jüdischen Feiertag, in die Synagoge einzudringen und einen Massenmord an den Betenden zu verüben. Nachdem er die an der schweren Eingangstür gescheitert war, ermordete er eine Passantin und einen Imbiss-Gast.

Die Phobie gegen Jüdinnen und Juden sowie gegen Israel als Symbol des jüdischen Kollektivs ist das Bindeglied zwischen Rechtsextremen, Linken sowie Islamistinnen und Islamisten. Sie alle setzen ihn als Welterklärungsmuster ein.

### 3.6 Ist es sinnvoll, Antisemitismus zu bekämpfen?

Ich denke, es ist äußerst wichtig, dem Antizionismus und der Israelphobie Aufklärung entgegenzusetzen. In diesem Kontext schätze ich die Arbeit von UN-Watch (<https://unwatch.org/>) Diese und andere Organisationen haben es sich zur Aufgabe gemacht, das negativ verzerrte Bild, das viele deutsche und europäische Medien vermitteln, zu korrigieren. Damit setzen sie sich für eine ausgewogenere Darstellung Israels, der einzigen Demokratie im Nahen Osten, ein.

Ich persönlich habe die Nase voll davon, Menschen in Europa zu erklären, dass Israel ein Existenzrecht hat. Viel wichtiger ist mir die proaktive Haltung. Israel soll weiter Positives in die Welt ausstrahlen, um ein anderes Erscheinungsbild zu bieten. Ich denke, dass die göttlichen Verheißungen und Ben-Gurions Hoffnungen sich zumindest teilweise erfüllt haben. Die jüdische Religion ist hier lebendig. Israel hat weltweite Bedeutung in Bereichen wie Wissenschaft, Medizin und Hochtechnologie, obwohl es ein kleines Land ist. Medizinische Teams aus Israel beteiligen sich weltweit an verschiedenen Rettungsaktionen bei Katastrophen. Auch der medizinische Einsatz für zivile Opfer des Bürgerkriegs in Syrien ist vorbildlich. Selbst wenn in Europa selten über solches Engagement Israels berichtet wird, muss dieses fortgesetzt werden.

Durch die Schoah und die spätere Auswanderung zahlreicher Jüdinnen und Juden aus Europa haben viele Länder ihren kulturellen Reichtum eingebüßt. Das gilt auch für Deutschland. Die dortige jüdische Gemeinschaft ist sich ihres kulturellen Erbes leider nicht genügend bewusst. Langfristig

kann sie ihre Identität nicht nur auf der Selbstverteidigung gegen Antisemitismus aufbauen. Es müssen mehr jüdische Schulen und Hochschulen entstehen, sonst wird es ein museales Judentum.

Außerdem befasse ich mich auch mit Sufismus und unterrichte die Gemeinsamkeiten zwischen der islamischen Mystik, der Kabbalah [jüdische Mystik] und der Mystik des Christentums. Ich engagiere mich im Dialog zwischen den drei abrahamitischen Religionen. Austausch schafft eine Sprache, die verbindet und nicht ausgrenzt. Die drei abrahamitischen Religionen – Judentum, Christentum und Islam – teilen grundlegende Werte wie die Pflege der Gottesliebe und Erbarmen gegenüber allen Lebewesen. Uns verbindet der Glaube an eine göttliche Ur-Offenbarung, die ursprünglich Adam und Eva und danach Noah gewährt wurde, und die Verpflichtung zu dem Bund, den Gott mit Abraham geschlossen hat: »Denn Ich habe ihn erkoren, dass er seinen Nachkommen und seinem Haus nach ihm gebiete, den Weg des Ewigen einzuhalten und Wohltat und Recht zu üben!« (1. Buch Mose 18:19). Wohltat und Recht – das sind die Werte Abrahams. Das Vertrauen in die gemeinsame spirituelle und ethische Basis unserer Religionen lässt uns die interreligiösen Beziehungen aus der Enge der minimalistischen Toleranz in die Weite des Tikkun Olam, also der gemeinschaftlichen Heilung der Welt führen.

Mein in Paris aufgewachsener Lebensgefährte hat einen anderen Weg in der Bekämpfung von Antisemitismus eingeschlagen. Verbale und physische antisemitische Attacken haben ihn dazu bewogen, sich auf Kampfsport und Selbstverteidigung zu spezialisieren. Er wurde zum Trainer der Ligue de Défense Juive. Als internationaler Experte für Krav Maga bringt er auch heute Kindern, Jugendlichen und Erwachsenen bei, sich gegen Gewaltakte zu verteidigen.

### 3.7 Sollte Israel sich im Kampf gegen Antisemitismus in Europa engagieren?

Israel hat die Aufgabe, den europäischen Jüdinnen und Juden in diesem Kampf zur Seite zu stehen und sie spirituell in ihrer Identität zu stärken.

Wie es der zionistische Denker Ahad Ha'am vorausgesehen hat, stellt Israel auch für Jüdinnen und Juden in der Diaspora einen Orientierungspunkt dar. Es ist für junge jüdische Menschen weitaus attraktiver, sich mit Israel durch die geistig lebendige und mit jüdischem Leben erfüllte Gegenwart des Landes zu verbinden, als nur durch die Narrative der Verzweiflung und der Verfolgung in der Vergangenheit.

Ich denke, dass das israelische und das europäische Judentum sich kulturell und religiös gegenseitig bereichern sollten. Als Forscherin, Lehrerin und Autorin versuche ich, dazu beizutragen. Durch das Positive, durch Moral und Ethik können wir die Phobie gegen Israel und das Judentum bekämpfen.

## »Antisemitismus ist die destillierte Form von Menschenhass«

28. April 2021, im Januar 2022 aktualisiert

|                  |              |
|------------------|--------------|
| Geburtsjahr:     | 1979         |
| Geburtsort:      | Jerusalem    |
| aufgewachsen in: | Jerusalem    |
| lebt derzeit in: | Tivon/Berlin |
| Beruf:           | Radioautor   |

### 1 Die Geschichte meiner Familie

Meine Eltern wurden im britischen Mandatsgebiet Palästina geboren. Beide sind älter als der im Jahr 1948 gegründete Staat Israel. Meine Mutter wurde 1945 in Haifa geboren, und mein Vater kam 1942 in Jerusalem zur Welt.

Meine Großeltern väterlicherseits wurden als Kinder jüdischer deutschsprachiger Familien in Brody bzw. in Czernowitz geboren. Diese Städte, die heute in der Ukraine liegen, gehörten damals zum Habsburgerreich. Somit hatten die Eltern meines Vaters die k. u. k.-Staatsbürgerschaft.

Ihre genauen Geburtsdaten kenne ich nicht. Ich glaube aber, dass mein Großvater 1898 und meine Großmutter 1902 geboren wurden. Bekannt ist mir, dass sie als Kleinkinder nach Wien gezogen und dort aufgewachsen sind.

Mein Großvater war Feuer und Flamme für die zionistische Idee. Seine Begeisterung brachte ihn Mitte der 1920-er Jahre nach Palästina, wo er bei einem Zusammenstoß mit Arabern schwer verletzt wurde. Daraufhin holte ihn sein älterer Bruder nach Wien zurück. Dort lernte er im Krankenhaus seine spätere Frau kennen: Sie betreute ihn als Krankenschwester.

Er studierte Jura. Nach ihrer Hochzeit wanderten meine Großeltern 1936 nach Palästina aus, also rechtzeitig vor dem »Anschluss« Österreichs an Nazi-Deutschland 1938. Sie sind nicht geflohen. Sie waren zionistisch gesinnt und wollten sich deshalb in Jerusalem niederlassen.



Mein Großvater arbeitete als Rechtsanwalt, doch war er beruflich anscheinend nicht sehr erfolgreich. Seine Frau gab ihren Beruf für die Familie auf. Sie hatten vier Kinder.

Aufgrund finanzieller Sorgen, in denen die Familie steckte, musste mein Vater schon im Alter von 14 Jahren arbeiten gehen und konnte daher die Schule nicht abschließen. Mit 18 wurde er zur Armee einberufen. Er diente bei »Nachal«, einem Truppenteil, dessen Name ein Akronym von Noar Chaluzi Lochem war, »kämpfende Pionierjugend«, und der den Militärdienst mit landwirtschaftlicher Arbeit verband. Auf diese Weise kam er in den Kibbuz Revivim im Süden des Landes. Obwohl die Arbeit im Kuhstall für ihn ein wahrgewordener Traum war, kehrte er nach drei Jahren nach Jerusalem zurück, um seine Eltern zu unterstützen.

Er fand Arbeit bei der größten Baufirma Israels, wo er sich hocharbeitete. Später arbeitete er im David's-Tower-Museum und leitete das Henrietta-Szold-Institut für Verhaltenswissenschaften. Anschließend leitete er über 25 Jahre lang AMCHA Israel, eine Organisation, die sich der psychosozialen Betreuung von Überlebenden der Schoah widmet.

Meine Oma mütterlicherseits stammte aus Polen, aus der Nähe von Krakau, mein Opa aus Budapest. Ihre Geburtsdaten sind mir ebenfalls nicht bekannt, aber ich weiß, dass auch sie nicht vor den Deutschen geflohen sind, sondern schon Mitte der 1930er-Jahre, also vor dem Zweiten Weltkrieg, in Palästina lebten. So kommt es, dass es in meiner unmittelbaren Familie keine Schoah-Überlebenden gibt. Allerdings sind entferntere Verwandte in Europa ermordet worden.

Mein Großvater mütterlicherseits war Fließbandarbeiter in Haifa, meine Großmutter zog zu Hause die Kinder groß. Meine Mutter wurde 1945 in Haifa geboren. In dem Wohnviertel, in dem sie aufwuchs, lebten viele Überlebende des Holocaust. Sie erzählte mir oft, dass sie von den tätowierten Nummern an ihren Unterarmen fasziniert war, die man im Sommer wegen der kurzen Ärmel gut sehen konnte. Sie erzählte mir auch von den Schreien in den Nächten. Sie engagierte sich in einer zionistischen Jugendbewegung, schloss die Schule erfolgreich ab, diente, wie mein Vater, in der Nachal-Truppe und brachte es zum Rang eines Leutnants.

Danach machte sie eine Ausbildung als Lehrerin und arbeitete in ihrem Beruf. Später promovierte sie an der Hebräischen Universität in Jerusalem und war Dozentin am Lehrerausbildungsinstitut in Jerusalem.

Meine Eltern haben sich 1964 kennengelernt, zwei Jahre später geheiratet und drei Kinder bekommen, von denen ich das jüngste bin. Sie sind von einer sozialistisch orientierten Jugendbewegung geprägte Zionistin bzw. Zionist und fühlen sich politisch der israelischen Arbeitspartei zuge-

hörig. Unsere Familie ist säkular. Wir haben wenig Bezug zur jüdischen Religion. Wir feiern zwar die Feiertage, sind mit den stark ritualisierten Gebeten aber nicht vertraut.

## 2 Meine eigene Geschichte

Ich bin 1979 in Jerusalem geboren und bin dort aufgewachsen. Ich bin ein Produkt des elitären Bildungssystems von Jerusalem und habe fast nur halbprivate Bildungsinstitutionen besucht.

Musik war in unserer Familie immer präsent. Mein Vater erzählte, wie seine Eltern in Jerusalem in den späten 1940er-Jahren und Anfang der 1950er-Jahre Wagner, Mahler oder Beethoven auf Deutsch hörten, und zwar mit heruntergelassenen Jalousien und geschlossenen Fenstern, weil Deutsch im öffentlichen Raum damals verpönt war.

So war es selbstverständlich, dass ich ab dem sechsten Lebensjahr zu spielen begann. Mit den Jahren wurde Musik ein immer wichtigerer Teil meines Lebens. Mit zehn begann ich, Horn zu spielen. Mit 15 wurde ich Mitglied des Young Israel Philharmonic Orchestra. Später habe ich in fast allen Orchestern Israels gespielt. Gleichzeitig engagierte ich mich seit meinem 13. Lebensjahr bei der Friedensbewegung Peace Now. Ich beteiligte mich an jüdisch-palästinensischen Begegnungen. Das war der Beginn meines politischen Aktivismus.

Nach dem Abitur wurde ich 1997 zur Armee einberufen. Dort habe ich im militärischen Holzbläserquintett gespielt. Es war eine sehr langweilige Dienstzeit. Gleichzeitig war ich immer noch Solohornist des Young Israel Philharmonic Orchestra in Tel Aviv, mit dem ich – mit Erlaubnis der Armee – auf Tournee im Ausland ging. 1999, als ich noch Soldat war, holte mich der weltberühmte Dirigent Daniel Barenboim nach Weimar in das von ihm und von Edward Said gegründete Orchester des West-östlichen Divans, das als ein Zeichen angestrebter Koexistenz zu gleichen Teilen aus jüdisch-israelischen und arabischen Musikerinnen und Musikern besteht. Zu dieser Zeit habe ich zum ersten Mal bei einer Generalprobe in Bayreuth die Wagner-Oper »Die Meistersinger von Nürnberg« erlebt. Ich bin übrigens, glaube ich, der erste israelische Hornist, der den Ring des Nibelungen komplett gespielt hat (aber leider nicht in Bayreuth). Das war allerdings später, als ich bereits in Deutschland lebte.

Nach einiger Zeit fragte mich der Maestro: »Junge, möchtest du in Deutschland studieren?« Ich sagte »Ja, aber ich habe noch ein Jahr zu die-

nen.« Und er sagte »Mach dir keine Sorgen, ich kümmere mich darum.« Er hielt sein Versprechen. Ich erhielt eine offizielle Einladung auf dem Briefpapier der Berliner Staatskapelle, nach Deutschland zu kommen, woraufhin die Armee mich von dem ehrlich gesagt völlig sinnlosen Dienst befreite. Im Jahr 2000 begann ich mein sechsjähriges Studium an der Hochschule der Künste, später Universität der Künste in Berlin. So bin ich nach Deutschland gekommen. Ab 2002 habe ich in einer Reihe deutscher Orchester gespielt, darunter dem Rundfunk-Sinfonieorchester Berlin, dem Deutschen Sinfonieorchester Berlin und den Nürnberger Philharmonikern.

Auf die Frage, warum ich kein Orchestermusiker mehr bin, habe ich keine eindeutige Antwort. Ich war in einer Krise. Das Gefühl, dass die Welt mehr zu bieten hat, zog mich aus dem Orchestergraben heraus. Ich begann zu schreiben. Dann holte mich 2008 das Israel Philharmonic Orchestra nach Israel, um als Gast bei zwei Programmen mitzuspielen. Bei diesem Besuch lernte ich in Tel Aviv meine Frau kennen. Es war Liebe auf den ersten Blick. Wenige Monate später haben wir geheiratet. Sie hat gesagt »Meine Kinder werden in Israel aufwachsen. Merk dir das.« Nach einem kurzen gemeinsamen Aufenthalt in Berlin kam 2009 für mich der Abschied von Deutschland, obwohl ich das Land gar nicht verlassen wollte. So sind wir nach Israel gezogen, wo unsere beiden Töchter 2010 und 2013 geboren wurden.

Nach der Rückkehr arbeitete ich als Musiker. Parallel dazu nahm ich mein Studium am Zentrum für Deutsche Studien an der Hebräischen Universität in Jerusalem auf. Später promovierte ich in einem gemeinsamen Promotionsverfahren der Hebräischen Universität und der Freien Universität Berlin. Meine Dissertation beschäftigt sich mit dem Dichter und Bühnenautor Thomas Brasch und durch ihn mit jüdischen Schriftstellerinnen und Schriftstellern der zweiten Generation in der DDR. 2014 sind wir wieder nach Berlin gezogen, weil meine Frau dort ein Jobangebot bekommen hatte. Ich begann als Radioautor tätig zu sein. Das ist bis heute mein Arbeitsschwerpunkt. Ich schreibe politische Feuilletons, Features, Hörspiele und andere Beiträge für Deutschlandfunk Kultur und andere Sender. 2021 gewann ich zusammen mit Noam Brusilovsky den deutschen Hörspielpreis der ARD für unser Hörspiel »Adolf Eichmann – Ein Hörprozess« (RBB/DLF).

Anfangs bezogen sich meine Sendungen größtenteils auf Israel. Dann aber gab mir eine befreundete Journalistin den Rat: »Pass auf, dass du nicht nur über jüdisch-israelische Themen schreibst. Schreib mal was zu Indonesien oder zu Botanik oder sonst etwas.« Ich finde es richtig, meinen kri-

tischen Blick auf andere Bereiche als das Themenfeld Israel und den Nahostkonflikt zu erweitern. Zum Beispiel habe ich mich intensiv mit der sogenannten Flüchtlingskrise von 2015 befasst. Ich sage bewusst »sogenannte Krise«, denn meines Erachtens handelte es sich zwar um Flüchtlinge, nicht aber um eine Krise. Zum Beispiel bin ich in sächsische Hochburgen der AfD gefahren, um mit dort lebenden Menschen das Gespräch zu suchen. Ich fragte sie, ob man die aus Syrien Geflüchteten mit ihren seinerzeit aus dem Sudetenland oder aus Schlesien geflüchteten Großeltern vergleichen könnte. Dort habe ich – nicht zum ersten Mal – festgestellt, dass man durch ein offenes, direktes Gespräch oft überraschend andere Antworten bekommt als die, die man erwartet. Man muss eben seine eigenen Ansichten immer wieder hinterfragen.

2016 übernahm ich ehrenamtlich für drei Jahre die Leitung der deutschen Vertretung der Stiftung New Israel Fund, die israelische, mehrheitlich politisch links stehende, zivilgesellschaftliche NGOs finanziert.

Unser Sohn wurde 2017 in Deutschland geboren. Im Laufe der Zeit wurde uns klar, dass meine Frau in Deutschland nie glücklich sein würde. Bei aller Liebe zu meiner Arbeit: Meine Familie steht an erster Stelle. Und so sind wir 2018 wieder nach Israel gezogen. Seitdem pendle ich zwischen Deutschland und Israel, nur die Corona-Pandemie hat das für einige Zeit unterbrochen. Zusätzlich zu meiner Arbeit als Journalist berate ich Institutionen zu Themen, die sich auf Deutschland oder Israel beziehen.

### 3 Antisemitismus – Gedanken, Erfahrungen und Positionen

#### 3.1 Wie definierst du Antisemitismus, und kannst du konkrete Beispiele aus deiner Erfahrung nennen?

Als Historiker weiß ich, dass Antisemitismus eine hartnäckige gesellschaftliche Erscheinung ist. Es kommt allerdings immer auf den Kontext und die Perspektive an, daher habe ich zwei Antworten – aus der deutschen und aus der israelischen Perspektive:

Antisemitismus ist grundsätzlich Judenhass. Eigentlich muss es nicht einmal Hass sein. Antisemitismus ist das Etikett des kategorischen Andersseins, das Menschen aufgrund ihrer jüdischen Herkunft angeheftet wird. Es kann auch ein vermeintlich positives Vorurteil sein. Es gibt ja genügend Menschen in Deutschland, die, wenn sie feststellen, dass du Jude bist, so

ein leichtes Zittern in den Knien bekommen und sagen: »Wie schön, wie toll und vielen Dank für Albert Einstein. Ich finde Mendelssohn besser als Wagner.« Da ich ein höflicher Mensch bin, antworte ich einfach: »Bitte, gern geschehen.« Antisemitinnen und Antisemiten betrachten die jüdische Herkunft als eine gleichzeitig omnipräsente und subversive Zugehörigkeit, die alle anderen Zugehörigkeiten unterläuft. Es gibt das Anderssein der Migrantin bzw. des Migranten, ein genderkonnotiertes oder ein religiös konnotiertes Anderssein.

Das vermeintliche jüdische Anderssein wird aber als tiefer, als stärker angenommen. Es ist fast so, als ob du zu einer anderen Spezies gehörst, das erzeugt immer sowohl Misstrauen als auch Faszination und Verlegenheit. Zum Beispiel sagte mir einmal ein Arzt, mit dessen Familie ich sehr eng befreundet war, »Komm, wir trinken jetzt einen Kasten Bier, gehen zum Priester und bringen es in Ordnung.« Mit »in Ordnung bringen« meinte er natürlich das Konvertieren – wirklich aus Verlegenheit. Er war nicht per se Antisemit, so wie wir uns einen Antisemiten vorstellen. Er würde jetzt nicht eine Synagoge abfackeln und wählt um Himmels willen nicht die AfD. Und er empfindet sich auch gar nicht als Antisemit. Ich habe einige Bekannte, die in diese schwammige Kategorie von Antisemitinnen und Antisemiten fallen. Sie unterstellen mir eine geheime Zugehörigkeit, eine geheime Verpflichtung zu dieser Zugehörigkeit, die ich im Notfall immer bevorzugen würde. Aber – auch das ist eigentlich Antisemitismus.

Neben dem berechtigten Vorwurf des Antisemitismus wie in den oben genannten Fällen nimmt in Deutschland allerdings eine missbrauchende, inflationäre Verwendung des Antisemitismusvorwurfs zu, und zwar als ein Feigenblatt oder ein Ablenkungsmanöver, um andere Diskussionen innerhalb Deutschlands zu vermeiden, sei es Diskussionen über Israel, sei es Diskussionen über den Umgang mit Migrantinnen und Migranten, sei es über den Umgang mit geflüchteten Menschen. So empfinde ich die von konservativer Seite oft verbreitete Unterstellung, geflüchtete Menschen aus arabischen bzw. muslimischen Ländern importierten Antisemitismus nach Deutschland, als empörend: Erstens gibt es genügend landeseigenen, quasi selbsthergestellten Antisemitismus, man braucht da also keine fremde Unterstützung; zweitens geht es bei dieser Unterstellung oft nicht darum, jüdisches Leben zu beschützen, sondern darum, Menschen, die nicht zum deutschen Leitkulturbild passen, mit unredlichen Mitteln auszugrenzen.

Die zweite Antwort kommt aus der israelischen Perspektive. Aus dieser gesehen wird Antisemitismus, der echte und der angenommene, in zweierlei Hinsicht instrumentalisiert: Zum einen ist er ein Mittel, um die jüdischen Israelinnen und Israelis zusammenzuhalten, im Sinne des Mantras:

»Die ganze Welt ist gegen uns, Israel ist ein kleines Land, umgeben von Feindinnen und Feinden. Bleibt also hier und seid auf der Hut.« Und damit sind nicht nur arabische Länder gemeint, sondern auch Deutschland, Frankreich und Großbritannien.

Zum anderen wird Antisemitismus heutzutage als Mittel verwendet – oder, besser gesagt, missbraucht –, um Kritik an der israelischen Politik in Bezug auf die Palästinenserinnen und Palästinenser zu delegitimieren. Antisemitismus wird damit für Israel ein mächtiges politisches Instrument, was die Bekämpfung des eigentlichen Antisemitismus erschwert, den es immer noch gibt und der nach wie vor jüdisches Leben weltweit gefährdet.

Ich trage keine Kippa [s. Glossar] oder andere religiöse Symbole. Jedenfalls gibt es an mir nichts, woran man erkennen könnte, dass ich Jude bin. Ich habe Antisemitismus nur dort erlebt, wo man das wusste.

Die meisten Menschen nehmen wahr, dass ich irgendwie anders aussehe, aber dieses Anderssein können sie schlecht verorten. Und das finde ich gut so, das ist meine Tarnung. Als ich beispielsweise in Nürnberg gespielt habe, spielte ich manchmal sonntags Ständchen mit Tracht und Lederhose im umgebenden Land, irgendwo in Franken. Franken, um Nürnberg herum, das war damals DVU-Hochburg, heute AfD. Da verspürte ich keinen Drang zu sagen, ich sei Jude. Es wäre schade drum, so hoch ist meine Lebensversicherung nicht. Aber ich fand es interessant, da zuzuhören, wo man »Deutschland, Deutschland über alles« singt, und wie hier über Ausländerinnen und Ausländer geredet wird. Interessanter als zu sagen »Ich bin Jude. Mal schauen was jetzt mit mir passiert.«

Oder in Parchim, dort habe ich einmal ein Weihnachtsoratorium gespielt in einer Kirche, wo wirklich mindestens 20 Prozent der Kirchgänger Glatzen waren, also Nazis. Übrigens, wenn man in Berlin wohnt, reicht ein Ausflug ins Brandenburger Land, um die Neonazi-Szene zu erleben, Menschen, die »88« auf ihren Nacken tätowiert haben. Damals hieß es NPD oder DVU, es gab die AfD noch nicht. Mit dem Auftauchen der AfD hat man plötzlich entdeckt, du musst weder nach Parchim noch ins Brandenburger Land, es reicht einfach, beim Nachbarn zu klopfen. Das sind bürgerliche, in Anführungszeichen »legitime« Leute.

Den offensichtlichsten Antisemitismus habe ich aber weder auf den Straßen von Neukölln oder Wedding oder Kreuzberg noch in Parchimer Kirchen erlebt, sondern im Orchestergraben der Deutschen Oper Berlin. Da gab es damals einige Kolleginnen und Kollegen, die der Meinung waren, ich sei anders, weil ich Jude bin. Sie gingen davon aus, dass ich eine Zugehörigkeit habe, die tiefer und für mich verpflichtender ist als jede andere von mir angegebene Zugehörigkeit. Ich habe meinen Clan, so dachten sie,

meinen Stamm, und wir sind alle miteinander verbunden und wir haben gleiche Interessen. Auch wenn das vordergründig nicht zu merken sei, so hätten alle Jüdinnen und Juden im Grunde die gleichen Interessen.

Als die Berliner Staatsoper mit der Deutschen Oper um öffentliche Gelder rang, was medial als ein Konflikt zwischen Daniel Barenboim und dem damaligen Generalmusikdirektor der Deutschen Oper Christian Thielemann inszeniert wurde, sagte ein Kollege zu mir: »Du und deine Barenboims, ihr habt es uns angetan! Ihr seid es!« Das ist Antisemitismus. Ein anderer Kollege ist mir gefolgt, um mir seine Anteilnahme zu bekunden. Das rechne ich ihm bis heute hoch an.

### 3.2 Welche Rolle spielt der Staat Israel für dich in Bezug auf Antisemitismus?

In Israel ist mein Judentum unsichtbar, denn hier gehöre ich der Mehrheit an. Es ist ein mehrheitlich jüdisches Land, und dadurch wird das Judentum »durchsichtig«. Wenn alle weiß sind, sieht man nicht, dass alle weiß sind. Wenn alle schwarz sind, sieht man nicht, dass alle schwarz sind. Es reicht aber, dass einer anders ist, dann fällt es plötzlich auf. Wenn ich jüdische Freundinnen und Freunde in Deutschland treffe, höre ich von ihren Erfahrungen als eine Minderheit in Europa. Das ist ein grundlegender Unterschied, und diese Erkenntnis zu verinnerlichen, war ein wichtiger Lernprozess für mich. Ich habe verstanden, dass ich beim Thema Antisemitismus nicht nur die Mehrheitsperspektive eines Israelis, sondern auch die Minderheitsperspektive von Diasporajüdinnen und Diasporajuden berücksichtigen muss.

Oft hört man in Israel den Satz: »Ich liebe Israel«. Einen Staat zu lieben, finde ich schwierig, ich liebe eher Menschen. Aber ich mag diesen Ort, und ich kämpfe dafür. Israel ist für mich ein sicherer Hafen unter der Bedingung, dass ich in ihn sowohl einlaufen als auch aus ihm auslaufen kann. Israels Selbstverständnis konzentriert sich aber nur auf das Kommen und nicht auf das Gehen. Jedes Mal, wenn es antisemitische Übergriffe in Europa gibt, reagieren die israelischen Politikerinnen und Politiker mit Aufrufen an die dortigen Jüdinnen und Juden, nach Israel einzuwandern. Der Subtext lautet: »Wieso seid ihr überhaupt dort? Was habt ihr dort verloren?«, und weiter, was eben eine doppelte Loyalität suggeriert: »Ihr gehört hierher.« Das ist für mich ein Problem. Israel profiliert und inszeniert sich als die Vertretung des jüdischen Volkes. Diese Vereinnahmung gefährdet Jüdinnen und Juden in der Diaspora, sie zwingt sie mehr in den Kontext des Nahostkonflikts, als dass sie sie schützt.

### 3.3 Betrachtet du Kritik am Staat Israel als antisemitisch?

Ist Kritik an Israel antisemitisch per se? Nein, natürlich nicht. Ist Israelkritik antisemitisch? Nein, aber der Begriff ist schwierig. Was ist Russlandkritik? Was ist Burmakritik? Was ist USA-Kritik? Wieso hat sich der Begriff »Israelkritik« etabliert? Jede besondere Behandlung macht mich misstrauisch, ob positiv oder negativ. Genauso problematisch sind in meinen Augen deutsche Politikerinnen und Politiker, die sich als Verteidigerinnen bzw. Verteidiger des jüdischen Volkes inszenieren, wobei es leider zu oft weniger darum geht, »die Juden zu beschützen«, als darum, den Antisemitismus-Diskurs zu missbrauchen, um eine in Deutschland grassierende Islamophobie zu rechtfertigen. Das geht dann nach dem Motto: »Die Muslime sind eine Gefahr für die Juden, deshalb sind sie integrationsunfähig/müssen als geflüchtete Menschen nicht nach Deutschland gelassen werden/und so weiter.«

Dieser Mechanismus wurde auf der Höhe der sogenannten Flüchtlingskrise 2015/16 betätigt. Damals hieß es: »Die Syrer, die nach Deutschland kommen, importieren den muslimisch konnotierten und auf Israel bezogenen Antisemitismus.« Damals wohnten wir in Neukölln, die Mehrheit meiner Nachbarinnen und Nachbarn waren Palästinenserinnen und Palästinenser, es sind auch viele Syrerinnen und Syrer hinzugekommen, und einige von ihnen wussten, dass ich jüdischer Israeli bin. Das war überhaupt kein Problem. Ein Problem hatte ich eher mit Meinungsführenden, die mich als Juden missbrauchen wollten, um leiderfahrene Menschen an Deutschlands Grenzen zu stoppen.

Auf der anderen Seite geht es mir gegen den Strich, zum Beispiel in meinen Vorträgen, wenn Deutsche vollkommen undifferenziert und mit Inbrunst gegen Israel wettern. Dann lautet meine Antwort: »Moment mal, warst du mal im Jemen, oder warst du mal in Aleppo in letzter Zeit?« Und dann sage ich aus Trotz: »Lieber im Westjordanland als in Aleppo.« Es ist ein furchtbarer Satz, aber wenn ich dann so eine Predigt bekomme, dass Israel der schlimmste Staat der Welt und ein Schurkenstaat sei, in einem Lager mit Nordkorea und Russland, dann werde ich trotzig.

Der Vergleich zwischen Aleppo und dem Westjordanland ist für mich aber vor allem nicht relevant, denn als israelischer Staatsbürger trage ich die Verantwortung für die Handlungen der israelischen Regierung, ob ich sie gewählt habe oder nicht. Deshalb bekämpfe ich als Israeli die Besatzungspolitik Israels mit allen mir zur Verfügung stehenden Mitteln. Wenn aber Israel in Deutschland nun als ein Schurkenstaat dargestellt wird, dann interpretiere ich das als einen Umgang, der zum Teil antisemitische Merk-



male trägt. In der weltweiten Skala staatlicher Gräueltaten steht Israel nicht hoch oben, das mindert allerdings nicht meine Verantwortung für die Politik der demokratisch gewählten Regierung. Es ist kompliziert, was soll man machen. Nachdenken und Differenzieren waren nie eine einfache Angelegenheit.

Die BDS-Bewegung [s. Glossar] finde ich weder in der Zielsetzung noch in den Methoden förderlich, um eine friedliche Koexistenz zwischen Israel und den Palästinenserinnen und Palästinensern zu schaffen. Ich finde BDS unehrlich. Sie behauptet, ihr Ziel sei die Beendigung der Besatzung der besetzten Gebiete, sprich Gaza, Golan, Westjordanland und Ost-Jerusalem. Das ist grundsätzlich legitim. Des Weiteren fordert BDS die Abschaffung der ethnischen Komponente im israelischen Staatsbürgerschaftsrecht. Eine Komponente übrigens, die es auch im deutschen Einbürgerungsrecht gibt. Das würde bedeuten, Israel hört auf, der jüdische Nationalstaat zu sein. Diese Forderung würde bedeuten, dass alle Nachkommen der geflüchteten Palästinenserinnen und Palästinenser das Recht hätten, in ihre alte Heimat zurückzukehren, nach Jaffa, nach Ramle, nach Jerusalem, nach Haifa, nach Lod. Wenn das passiert, hört Israel auf, Israel zu sein. Dann ist es etwas anderes. Darüber können wir gerne reden. Zu behaupten, dass BDS Israel an sich nicht abschaffen will, obwohl sie all das fordert, ist aber ein Widerspruch. Diese Diskrepanz ist eine Diskrepanz der Unehrlichkeit.

Ich glaube nicht, dass Israel als Pilotprojekt zur Abschaffung des Nationalstaates dienen sollte. Soll es doch erst mal Frankreich vormachen. Oder Deutschland. Oder Großbritannien. Oder Russland. Erst dann macht es Israel. Dann legt Israel die Nationalstaatlichkeit beiseite. Heißt das, dass BDS antisemitisch per se ist? Nein. Ist sie aber eine schwierige Bewegung? Ja. Ist sie eine bedeutende Bewegung in Deutschland? Nein. BDS gewinnt durch die israelische Regierung an Bedeutung, weil diese weiß, dass diese Bewegung einerseits gefährlich ist, andererseits aber zynisch dazu benutzt werden kann, jegliche Kritik an Israels Politik als verlogen und antisemitisch zu brandmarken.

Vor diesen Wagen lassen sich zum Teil auch deutsche Politikerinnen und Politiker einspannen, um daraus politisches Kapital zu schlagen, wie im Falle des gemeinsamen Antrags von CDU/CSU, SPD, FDP und den Grünen, der BDS-Bewegung Unterstützung und finanzielle Förderung zu entziehen. »Die Argumentationsmuster und Methoden der Bewegung sind antisemitisch«, hieß es zur Begründung. Später hat aber der wissenschaftliche Dienst des Parlaments ein Gutachten vorgelegt, wonach dieser Beschluss nicht auf der Basis einer spezifischen rechtlichen Regelung

ergangen, sondern als »politische Meinungsäußerung im Rahmen einer kontroversen Debatte« zu betrachten sei. Aber ist BDS das größte antisemitische Problem in Deutschland? Im Schutz dieser ablenkenden BDS-Debatte können sich wahre, gefährliche Antisemitinnen und Antisemiten wie der Attentäter von Halle, unbehelligt entwickeln.

Beim Anschlag von Halle hatte ein bewaffneter Rechtsextremist im Oktober 2019 versucht, an Jom Kippur, dem höchsten jüdischen Feiertag, in die Synagoge einzudringen und einen Massenmord an den Betenden zu verüben. Nachdem er die an der schweren Eingangstür gescheitert war, ermordete er eine Passantin und einen Imbiss-Gast.

### 3.4 Siehst du eine Korrelation zwischen Antisemitismus und der israelischen Politik?

Wir haben in letzter Zeit oft erlebt, dass der Nahostkonflikt sich auf deutsche Straßen übertrug, was unter anderem dazu führte, dass jüdische Einrichtungen, dass Jüdinnen und Juden angegriffen wurden. Das ist – und das muss in aller Deutlichkeit gesagt werden – nicht hinnehmbar.

Gleichzeitig ist es nicht akzeptabel, dass die israelische Politik Jüdinnen und Juden weltweit als Geiseln nimmt. Israelische Politikerinnen und Politiker, die das tun, vereinnahmen den Antisemitismus-Vorwurf, um Kritik an ihrer Politik abzuwehren. In der Folge ziehen sich dann wichtige gesellschaftliche Akteurinnen und Akteure in Deutschland, die die israelische Politik vielleicht kritisch betrachten, vom wichtigen Kampf gegen den eigentlichen Antisemitismus zurück. Das ist gefährlich! Denn was haben nette ältere jüdische Leute, die aus der UdSSR gekommen sind und heute in Augsburg leben, mit den Siedlungen im Westjordanland zu tun? Sie haben nichts mit der israelischen Politik zu tun. Aber eben durch das Insistieren der israelischen Regierung und auch einiger deutscher Politikerinnen und Politiker, werden diese netten älteren Menschen aus Augsburg in Gefahr gebracht. Durch dieses Insistieren wird diese vermeintliche Verbindung zwischen der israelischen Politik und der jüdischen Existenz in Deutschland oder in Europa zementiert. Plötzlich wird jede jüdische Einrichtung, werden jede Jüdin und jeder Jude zum Stellvertreterschauplatz des Nahostkonflikts. Es gibt genug echte Antisemitinnen und Antisemiten, die den Jüdinnen und Juden eine geheime, subversive Loyalität zu Israel unterstellen. Ihnen darf keine Schützenhilfe geleistet werden.

### 3.5 Siehst du eine Korrelation zwischen Antisemitismus und Hass auf andere Minderheiten wie Musliminnen und Muslime, Flüchtlinge, LSBTTIQ?

Ich würde sagen, der Mensch ist ein rassistisches Tier. Wir sind gerne unter unseresgleichen und mögen »die da« nicht, und »die da« können Jüdinnen und Juden, Schwarze, Schwule, Tel-Aviver sein, egal. Es gibt Abstufungen des Rassismus. Aufgrund meines mitteleuropäischen Bildungshintergrundes werde ich der deutschen Mehrheitsgesellschaft zugeordnet. Ich werde als jemand aufgefasst, der dieser Gesellschaft viel nähersteht als der Muslim bzw. die Muslimin oder als die geflüchtete Person.

Wir wohnten, wie gesagt, einige Jahre in Neukölln, wo meine beiden Töchter in die Kita gegangen sind. Es gab dort mehr Kinder ausländischer Herkunft als »biodeutsche« Kinder. Und die überwältigende Mehrheit der Kinder ausländischer Herkunft war türkischer oder arabischer Herkunft. Und dann kam der Laternenumzug von Sankt Martin, eine sehr schöne Tradition. Wir wurden dazu eingeladen, die türkischen Kinder nicht. Intuitiv wurden wir, aschkenasische, weiße jüdische Israelis als Teil des Deutschen begriffen, im Gegensatz zu den dunkelhäutigeren Familien, in denen einige der Frauen auch Kopftuch trugen. Sie waren also noch mehr »anders« als wir. Aber ich bin mir hundertprozentig sicher, wäre diese Szene in einem bayerischen Dorf mit uns als den exotischsten Ausländern passiert, hätte man uns gesagt: »Wollt ihr vielleicht mitmachen? Das ist jetzt ein christlicher Brauch.« In Neukölln war dagegen klar, dass wir mitmachen. Das heißt, es ist eine Frage des Kontexts.

Was ich auf jeden Fall sagen würde: Zurzeit werden Jüdinnen und Juden oft als der deutschen Mehrheitsgesellschaft eher »zugehörig« betrachtet, als es gegenüber anderen Minderheiten der Fall ist. Das bedeutet nicht, dass Menschen, die eher rassistisch veranlagt sind, Jüdinnen und Juden mehr lieben als zuvor – es gibt einfach andere, die sie mehr hassen.

### 3.6 Ist es sinnvoll, Antisemitismus zu bekämpfen?

Ja. Doch es stellt sich die Frage, was man unter Bekämpfung versteht. Es ist meine Überzeugung, dass Bildung und Begegnung die richtigen Mittel gegen den Judenhass sind. Obwohl man bislang den Erfolg nur sehr begrenzt sehen kann, ist das kein Grund zum Aufgeben. Von der Antisemitismusbekämpfung kann man viel über den Umgang mit anderen Formen von gruppenbezogenem Menschenhass lernen, denn in vielerlei Hinsicht ist Antisemitismus die destillierte Form von Menschenhass.

In Deutschland hat mein Beitrag zur Bekämpfung des Rassismus darin bestanden, mein Leben als eine offene Einladung an die Mehrheitsgesellschaft zu verstehen: »Kommt rein, kommt rein in unser Haus, hört unsere Sprache und nehmt unsere Andersartigkeit wahr.«

Einen weiteren Beitrag versuche ich durch meine Arbeit als Radioautor zu leisten. Meine Radiosendung über Erinnerungsorte von Arbeitsmigrantinnen und -migranten in Deutschland ist für mich der bis heute wichtigste Beitrag, den ich geschrieben und produziert habe. Da fiel das Wort Israel oder Jude nicht ein einziges Mal. Doch habe ich meine Position, meine privilegierte Stimme als jüdisch-israelischer Autor genutzt, um die Geschichte dieser Menschen zu erzählen. Das ist mein Beitrag gegen Rassismus und mein Beitrag gegen Antisemitismus. Antisemitismus bekämpfe ich auch, indem ich mich darauf konzentriere, die Diskussion über Antisemitismus in Deutschland von der Diskussion über Israel zu entkoppeln. Diese Trennung ist in meinen Augen die Voraussetzung für einen produktiven Diskurs über Antisemitismus, und zwar in zweierlei Hinsicht. Erstens werden damit jene Antisemitinnen und Antisemiten enttarnt, ob »Biodeutsche« oder aus dem Ausland – auch solche mit muslimischem Hintergrund –, die »Israelkritik« als eine dünne Tarnung ihres Hasses verwenden. Zweitens wird damit vermieden, Applaus aus dem falschen politischen Lager zu bekommen.

Es gibt in Deutschland zwei falsche Seiten: erstens diejenigen, die die Politik der jetzigen israelischen Regierung unterstützen, einschließlich der Besatzung, und dann diejenigen, die die Jüdinnen und Juden quasi als einen Sandsack begreifen, um gegen »die Flut der Muslime«, nach Deutschland anzukämpfen. Ihr Mantra lautet: »Wir müssen doch unsere Juden beschützen, deswegen dürfen wir Muslime nicht ins Land lassen.« Das gleiche gilt für Aussprüche wie »Wir müssen unsere Frauen beschützen.« Oder »Wir müssen unsere Schwulen beschützen.« Auf einmal ist die politische Rechte in Deutschland zur Verteidigerin der Schwulen, der LSBTTIQ-Community geworden. Ich weigere mich, der Persilschein für solche Rassisten zu sein.

### 3.7 Sollte Israel sich im Kampf gegen Antisemitismus in Europa engagieren?

Ja, aber bis dahin ist es noch ein langer Weg. Dazu muss Israel sich glaubwürdig gegen Rassismus bei sich zu Hause einsetzen und Werte wie Vielfalt, Pluralismus und Toleranz in der eigenen Gesellschaft fördern, und das ist gegenwärtig nicht der Fall. Wir sollten unseren Rassismus hier, in Israel, zwischen Jüdinnen und Juden und Araberinnen und Arabern, zwischen

europäischen Jüdinnen und Juden und Misrachi-Jüdinnen und -Juden [Jüdinnen und Juden nordafrikanischen oder nahöstlichen Ursprungs, s. Glossar], zwischen Säkularen und Ultraorthodoxen zuerst bekämpfen. Dann können wir uns über den Rassismus in Europa unterhalten.

Israel schickt bei Katastrophen Hilfe nach Haiti und erklärt, »Schaut, wie toll wir sind!« Ihr müsst nicht nach Haiti fliegen. Gaza ist hier, wirklich hier, die Palästinenserinnen und Palästinenser brauchen unsere Solidarität mehr. Und dieses Elend haben wir verursacht. Aber genauso, wie mich meine israelische Staatsbürgerschaft verpflichtet, für die Taten und Untaten meines Landes einzustehen, ist es die Pflicht jeder Bürgerin und jedes Bürgers in Deutschland, sich überall und jederzeit gegen Antisemitismus einzusetzen, unabhängig davon, ob Israel sich im Kampf gegen Antisemitismus engagiert oder nicht, oder ihn missbraucht.

Carlijn Bon

## »Selbst wenn es Israel nicht mehr gäbe, bliebe der Antisemitismus bestehen«

13. Dezember 2021

|                  |                       |
|------------------|-----------------------|
| Geburtsjahr:     | 1994                  |
| Geburtsort:      | Boerdonk, Niederlande |
| aufgewachsen in: | Gemert, Niederlande   |
| in Israel seit:  | 2020                  |
| lebt derzeit in: | Tel Aviv, Israel      |
| Beruf:           | Juristin              |

### 1 Die Geschichte meiner Familie

Meine Großmutter mütterlicherseits wurde 1924 in Amsterdam in einer jüdischen Familie geboren. Sie wuchs mit ihren Eltern und ihrer Schwester im jüdischen Viertel Transvaalkade auf. Die Familie war traditionell, sie feierte die jüdischen Feiertage und lud Gäste zum Schabbatessen [s. Glossar] ein.

Ihr Leben änderte sich drastisch, als die Wehrmacht im Mai 1940 die Niederlande besetzte. Die Besatzung dauerte bis zum Ende des Zweiten Weltkriegs. Innerhalb dieses Zeitraums wurden fast 75 Prozent der in den Niederlanden lebenden jüdischen Bevölkerung im Holocaust ermordet.

Im Sommer 1942 begannen die Deportationen der Jüdinnen und Juden aus den Niederlanden in das Vernichtungslager Auschwitz. Die Familie meiner Oma schaffte es zunächst, diesem Schicksal zu entinnen und konnte dank Sondergenehmigungen bis 1943 in Amsterdam bleiben. Im Mai 1943 wurden die Eltern meiner Oma dann aber doch deportiert. Meine Großmutter selbst konnte sich in großer Kälte im Schlafanzug auf dem Dach verstecken. Dann zog sie zu ihrer Schwester, doch wurde letztendlich auch diese zusammen mit ihrem Mann ins Vernichtungslager Sobibor verschleppt. Das Baby der Schwester wurde von einer Studentenorganisation aus Utrecht gerettet.

Anschließend versteckte sich meine Oma zusammen mit anderen Jüdinnen und Juden bei einem niederländischen Ehepaar auf dem Dachboden. Nach der Befreiung am 5. Mai 1945 erfuhr sie vom Roten Kreuz, dass alle ihre deportierten Familienmitglieder ermordet worden waren.

Über meinen Großvater weiß ich wenig. Er wurde in Amsterdam geboren. Sein Vater war Jude und seine Mutter Christin. Einige seiner Familienmitglieder wurden im Krieg ermordet. Er selbst starb noch vor meiner Geburt.

Meine mütterlichen Großeltern lernten sich in Amsterdam kennen und heirateten bald danach.

Sie bekamen drei Töchter. Meine Mutter ist die jüngste. Mein Opa war Schulleiter, und meine Oma unterstützte ihn bei dieser Arbeit. Nach dem Krieg beschlossen meine Großeltern, sich nicht mehr mit dem Judentum zu befassen. Sie versuchten, ihr Trauma durch Schweigen zu bewältigen.

Meine Mutter wurde 1958 geboren. Da ihre Eltern den Holocaust und ihre jüdische Herkunft tabuisiert hatten, beschäftigte sie sich nicht mit dem Thema. Sie war sich ihrer jüdischen Herkunft zwar bewusst, mehr aber auch nicht.

Mein Vater stammt aus einer niederländisch-protestantischen Familie. Seine Mutter wurde 1919 geboren. Ihr Vater, also mein Urgroßvater, arbeitete in einer Firma, die Nahrungsmittel in die niederländischen Kolonien lieferte. Deshalb wurde er nach Niederländisch-Ostindien (heute Indonesien) versetzt und zog mit seiner Familie dorthin. Meine Oma war damals ein Baby. Sie wurde dort katholisch erzogen. Nach der Klosterschule entschied sie sich aber für den Protestantismus, weil sie sich den Nonnen nicht verbunden fühlte.

Nachdem die Japaner im Zweiten Weltkrieg die niederländische Kolonie Indonesien erobert hatten, inhaftierten sie 100 000 niederländische Zivilistinnen und Zivilisten in Internierungslagern. Unter ihnen waren auch meine Urgroßmutter, meine Großmutter und deren Schwester. In dem Lager blieben sie bis zum 15. August 1945. Meine Großmutter sprach nie über ihre Erlebnisse aus dieser Zeit.

Meine Großeltern lernten sich in dieser holländischen Kolonie kennen, dort heirateten sie auch und bekamen drei Töchter. Meine väterliche Großmutter war Hausfrau. Ihr Mann, mein Großvater, war als Pilot der niederländischen Luftwaffe oft fern von der Familie.

1955 kehrten sie in die Niederlande zurück. Mein Vater wurde 1956 in Laren, im Norden des Landes geboren. Er hatte eine glückliche Kindheit, die Familie war sehr offen für Menschen, die einen anderen Hintergrund hatten als sie selbst. Religion war bei ihnen kein Thema.

Meine Eltern lernten sich 1985 kennen und heirateten kurz nach ihrer ersten Begegnung. Mein Vater wusste, dass meine Mutter Jüdin ist. Sie bekamen drei Kinder und ließen sich später scheiden. Mein Vater ist Unternehmensberater. Meine Mutter arbeitet als Lehrerin.

## 2 Meine eigene Geschichte

Ich wurde 1994 in Boerdonk, einem kleinen, sehr christlichen Dorf in den Niederlanden geboren. Dort erlebte ich mit meinen beiden älteren Brüdern eine glückliche Kindheit. Als meine Eltern sich scheiden ließen, war ich zwölf. Nach der Trennung zog meine Mutter in ein Nachbardorf, Gemert, wo ich zur Schule ging. In meiner Familie gab es keine Verbindung zum Judentum, ich wusste nicht einmal, dass ich Jüdin bin. Niemand hat zu mir gesagt: »Das ist die Geschichte deiner Familie, das ist deine Herkunft. Du bist Jüdin, ob du diese Religion praktizierst oder nicht.«

Nach dem Abitur zog ich nach Utrecht, wo meine jüdische Großmutter mütterlicherseits lebte. Ich stellte ihr Fragen über ihre Vergangenheit. Dann erst erzählte sie mir, dass ihre Familienmitglieder im Holocaust ermordet worden waren. Sie erklärte mir ihr langjähriges Schweigen so: »Nach dem Krieg habe ich beschlossen, nicht mehr zu weinen und nicht mehr über den Verlust meiner Familie zu sprechen. Ich wollte keine Verbindung zum Judentum haben.« Damals verstand ich noch nicht, dass auch ich Jüdin bin. Natürlich gehörte der Holocaust zum Schulunterricht, mir waren die direkten Auswirkungen auf meine Familie aber nicht bewusst. Doch das sollte sich bald ändern.

2017 traf ich auf einer Asienreise eine Israelin, die aus Belgien nach Israel eingewandert war. Ich fragte sie: »Was machst du denn in Israel? Du bist doch Belgierin!« Sie antwortete: »Israel ist das Land, in dem man als Jüdin leben sollte.«

Als ich ihr die Geschichte meiner Familie mütterlicherseits erzählte, meinte sie: »Auch du bist Jüdin. Du solltest Israel mit dem »Birthright«-Programm besuchen, das jungen jüdischen Erwachsenen aus der ganzen Welt kostenlos die Möglichkeit bietet, in das Land reisen.«

Sobald ich in die Niederlande zurückkehrte, meldete ich mich bei »Birthright« (<https://www.birtherightisrael.com>) an und nahm 2018 an der Reise teil. Diese erste Begegnung mit dem Land hat mich sehr bewegt und mein Interesse am Judentum geweckt. 2019 besuchte ich Israel wieder, diesmal im Rahmen des- »Masa«-Programms (<https://www.masaisrael.org/>), das



Studium, gemeinnützige Tätigkeit und Arbeit kombiniert. Ich absolvierte ein Praktikum in einer Anwaltskanzlei. Der eigentliche Zweck meines Aufenthalts war es aber, mehr über meine jüdische Identität zu erfahren. Ich wohnte in Tel Aviv und fühlte mich frei. Jüdin zu sein, war kein Tabu mehr, sondern Normalität. In dieser Zeit lernte ich auch meinen zukünftigen Ehemann kennen.

Als ich wieder in den Niederlanden war, reichte ich unverzüglich den Antrag auf Einwanderung nach Israel ein. Das war ein großer Schritt, aber ich sah meinen Platz in Israel. Im Januar 2020, kurz vor Beginn der COVID-Pandemie, verlegte ich meinen Lebensmittelpunkt nach Tel Aviv und heiratete wenige Monate danach. Mein Mann kommt aus einer modern-orthodoxen Familie. Ich tauchte ins jüdisch-religiöse Leben ein, allerdings nicht, um meinen Schwiegereltern Freude zu bereiten. Vielmehr interessiert es mich persönlich. Heute definiere ich mich als religiöse Jüdin.

Es gibt viele Dinge, die ich noch lernen muss. Die religiöse Praxis ist mir neu, ich erlerne sie Schritt für Schritt. Ich probiere Dinge aus. Seit ich geheiratet habe, trage ich eine Kopfbedeckung. Ich fühle mich gut damit, aber auch das kann sich ändern. Mein Wandel hat meine Familie in die Niederlande dazu veranlasst, sich ebenfalls mit ihrem Judentum auseinanderzusetzen, doch hat meine Mutter nach wie vor große Berührungsängste.

### 3 Antisemitismus – Gedanken, Erfahrungen und Positionen

#### 3.1 Wie definierst du Antisemitismus, und kannst du konkrete Beispiele aus deiner Erfahrung nennen?

Antisemitismus ist jede Form von Diskriminierung gegen Jüdinnen und Juden oder gegen das Judentum. Das Spektrum ist breit gefächert. Es umfasst verbale und physische Gewalt. Judäophobie äußert sich durch Ausgrenzung von Diaspora-Jüdinnen und -Juden sowie von jüdischen Israelinnen und Israelis und durch Hassreden gegen sie.

Da ich nicht als Jüdin aufgewachsen bin, war ich auch nicht mit antisemitischen Erfahrungen konfrontiert. Als ich aber Freundinnen und Freunden meine jüdische Herkunft offenbarte und sagte: »Ich bin Jüdin, deshalb ziehe ich nach Israel, ich will ein jüdisches Leben führen«, kam es zum Teil zu sehr unangenehmen Reaktionen. Der Vater eines Freundes reagierte mit der Anklage: »Wegen dir sind die Palästinenser also in einer humani-

tären Krise.« Das war ein Augenöffner. Ich lebte noch gar nicht in Israel. Zudem war mein Ziel Tel Aviv, das bekanntlich im israelischen Kernland und nicht in den besetzten Gebieten liegt. Dennoch machte er mich schon für die Notlage der Palästinenserinnen und Palästinenser im Gazastreifen und im Westjordanland verantwortlich.

Einige Freundinnen und Freunde fragten mich immer wieder: »Israel unterdrückt die Palästinenser, willst du wirklich dafür verantwortlich sein?« Diese Art von Fragen widerte mich an, insbesondere als ich sie las, während im Mai 2021 die Raketen der Hamas über meinen Kopf flogen.

### 3.2 Welche Rolle spielt Israel für dich in Bezug auf Antisemitismus?

Israel bietet allen Jüdinnen und Juden die Möglichkeit der Einwanderung und Aufnahme. Wenn sie sich für ein Leben in Israel entscheiden, sind sie nicht mehr wehrlos. Und Israel hat eine starke Armee. Das gibt mir ein Gefühl der Sicherheit.

### 3.3 Betrachtetest du Kritik an Israel als antisemitisch?

Israel ist weit davon entfernt, perfekt zu sein, aber in den meisten Fällen stimme ich dem Inhalt und dem Ton der Kritik aus den Niederlanden nicht zu.

Während der Konfrontation zwischen der Hamas und Israel im Mai 2021 war die Stimmung in den sozialen Medien sehr gegen Israel aufgeheizt. Bekannte schrieben damals Kommentare wie: »Die Juden sollten getötet werden«, »Die Juden sind schlecht«, »Wir hassen Juden«, »Go Palestinians«. Meiner Meinung nach ist das reiner Antisemitismus und keine legitime Kritik an der israelischen Politik.

### 3.4 Siehst du eine Korrelation zwischen Antisemitismus und der israelischen Politik?

Einerseits verneinen niederländische Politikerinnen und Politiker sowie Medien nicht Israels Existenzrecht, andererseits sprechen sie ihm aber das Recht auf Selbstverteidigung ab. Das Vorgehen der palästinensischen Seite wird dabei nicht beachtet. Damit will ich nicht sagen, dass die israelische Politik immer richtig wäre. Ehrlich gesagt weiß ich aber nicht, wie der israelisch-palästinensische Konflikt gelöst werden kann. Jedenfalls trägt die israelische Politik in meinen Augen nicht zu Antisemitismus bei. Sie bietet nicht wenigen Menschen in Europa lediglich einen Anlass, ihren Anti-

semitismus auszuleben. In Europa hat es immer schon Judenhas gegeben. Es würde keinen Unterschied machen, wenn Israel seine Politik ändern würde. Selbst wenn es Israel nicht mehr gäbe, bliebe der Antisemitismus gegen Jüdinnen und Juden in der Diaspora bestehen.

### 3.5 Siehst du eine Korrelation zwischen Antisemitismus und Hass auf andere Minderheiten wie Musliminnen und Muslime, Flüchtlinge, LSBTTIQ?

Es besteht ein Zusammenhang. Rassistische Menschen hassen zum Beispiel auch syrische Flüchtlinge und wollen die Niederlande nur für Niederländer. Der Koran macht ihnen Angst.

Doch es gibt auch markante Unterschiede. Jüdinnen und Juden können sich völlig von ihrer Herkunft und Religion distanzieren und werden trotzdem gehasst. Darüber hinaus sind sie in den Niederlanden mit 30 000 Menschen bei einer Gesamtbevölkerung von mehr als 17 Millionen eine verschwindend kleine Minderheit.

Die historische Last des Holocaust ist ein weiterer spezifischer Faktor für Antisemitismus in den Niederlanden. Bis heute gibt es Niederländerinnen und Niederländer, die die Naziideologie unterstützen und den Holocaust leugnen.

### 3.6 Ist es sinnvoll, Antisemitismus zu bekämpfen?

Es lohnt sich auf jeden Fall, Antisemitismus durch Aufklärung zu bekämpfen, doch es wird Generationen dauern, bis das zum Erfolg führt. Der Kampf gegen Judenhas fühlt sich wie ein riesiger Berg an, den man erklimmen muss, und nicht jeder Schritt bringt einen dabei weiter.

Ich engagiere mich in der israelischen Organisation Stand WithUs (<https://www.standwithus.com/aboutchallenges> misinformation and fights antisemitism), die weltweit Medien und Onlineplattformen auswertet, um Antisemitismus und Falschinformation über Israel zu bekämpfen. Jede unwahre Aussage und jeden Fehler, den wir sehen, melden wir den Redaktionen und auch den sozialen Medien. Wenn wir beweisen, dass es Fehlinformationen sind, erwirken wir häufig eine Korrektur. Dieser Aktivismus bringt Erfolge. Ich hoffe, dass ich in Zukunft einen größeren Beitrag zu diesem Kampf leisten kann.

### 3.7 Sollte Israel sich im Kampf gegen Antisemitismus in Europa engagieren?

Meiner Meinung nach findet der entscheidende Kampf gegen Antisemitismus im Ausland statt. Ich bin mir nicht ganz sicher, ob Israel genug für die jüdischen Gemeinden in Europa tut.

Ich denke, Israel sollte den Kampf gegen Antisemitismus organisatorisch und finanziell unterstützen. Viele Menschen im Ausland bilden sich weiter, um effektiv gegen Antisemitismus kämpfen zu können. Bildungshilfe aus Israel würde ihnen dabei sicher helfen.

## »Ich will nicht von Angst gesteuert sein«

25. September 2021

|                  |                       |
|------------------|-----------------------|
| Geburtsjahr:     | 1988                  |
| Geburtsort:      | Netanja, Israel       |
| aufgewachsen in: | Netanja, Israel       |
| lebt derzeit in: | Marseille, Frankreich |
| Beruf:           | Filmmacherin          |

### 1 Die Geschichte meiner Familie

#### Mütterlicherseits

Meine Großmutter mütterlicherseits wurde 1928 in Luxemburg als Tochter einer traditionsbewussten jüdischen Familie geboren. Als die Wehrmacht 1940 Luxemburg besetzte, flohen die Eltern meiner Oma mit ihren beiden Töchtern in die sogenannte freie Zone nach Frankreich, die von dem nazifreundlichen Vichy-Regime [s. Glossar] mit beschränkten Vollmachten regiert wurde, militärisch aber bis 1942 unbesetzt blieb.

Meinem Urgroßvater gelang es, von dort nach Kuba zu flüchten, und zwar in der Hoffnung, dass seine Frau und die beiden Töchter ihm bald folgen könnten. Doch im August 1942 wurden seine Frau und die Kinder in Montelimar von der französischen Polizei verhaftet und in das von der Vichy-Regierung errichtete Internierungslager Vénissieux verbracht. Von dort wurde meine Urgroßmutter zusammen mit 545 anderen Jüdinnen und Juden in die Todeslager deportiert und dort ermordet.

Zum Glück überlebten meine Großmutter und ihre Schwester. Sie gehörten zu den 108 Kindern, die in einer dramatischen Aktion mehrerer Hilfsorganisationen und des französischen Untergrunds aus dem Lager vor der Deportation gerettet werden konnten.

Meine Großmutter und ihre Schwester wurden in die Schweiz gebracht, wo sie bis Kriegsende blieben. Danach kehrten sie nach Luxemburg zurück. Sie kamen bei ihrem Onkel unter, der ebenfalls den Holocaust überlebt hatte.

Mein Großvater wurde 1924 in der französischen Stadt Thionville als Sohn einer säkularen jüdischen Familie geboren. Über seine Geschichte weiß ich nur wenig

Er erzählte uns nur, dass er sich gegen Ende des Krieges der Untergrundbewegung Maquis anschloss. Er versteckte sich mit seinen Kameraden in den Wäldern. Dort fällte er Bäume, um Sperren gegen Panzer der Wehrmacht zu errichten.

Nach dem Krieg haben sich meine Großeltern in Luxemburg kennengelernt und 1950 geheiratet. Sie bekamen zwei Kinder. Sie waren nicht religiös, doch hielten sie sich an die Traditionen und engagierten sich in der jüdischen Gemeinde.

Meine Mutter wurde 1956 geboren. Sie absolvierte ein Studium der Zahnmedizin in Nancy. 1983 wanderte sie alleine nach Israel aus. Sie ist Zahnärztin.

## Väterlicherseits

Auf der väterlichen Seite der Familie wurde mein Großvater 1915 in Odessa geboren. Er diente in der sowjetischen Armee als Arzt und wurde bei der Schlacht von Stalingrad verwundet. Er hat insgesamt 25 Jahre lang in den sowjetischen Streitkräften gedient.

Meine Oma kam 1921 in Kiew zur Welt. Während des Krieges flüchtete sie mit ihren Eltern nach Usbekistan. Dort studierte sie Jura. Nach dem Krieg kehrte die Familie nach Kiew zurück, wo meine Großmutter beim Roten Kreuz arbeitete.

Meine Großeltern heirateten 1945 in Kiew und bekamen zwei Kinder. Im Januar 1953 brach das sowjetische Regime eine antisemitische Kampagne vom Zaun. Ausgangspunkt dieser Hetze war die gegen prominente jüdische Ärzte gerichtete Beschuldigung, die Ermordung Stalins und anderer sowjetischer Führungspersonlichkeiten geplant zu haben. Diese Verleumdung wurde auf Russisch als »Ärzte-Strafsache« (djelo wratschej) bezeichnet. In Deutschland ist sie als »Ärzteverschwörung« bekannt.

Die Kampagne wurde von Verhaftungen und antisemitischen Diffamierungen in den Medien begleitet. Mein Opa war eines der Opfer dieser Politik und wurde auf die Insel Sachalin im Fernen Osten der Sowjetunion verbannt. Dort musste er sechs Jahre unter schwersten Bedingungen verbringen. Anschließend arbeitete er als Militärarzt an einem 400 Kilometer von seiner Familie entfernten Standort.

Wie viele jüdische Familien unter der sowjetischen Diktatur hielten sich meine Großeltern in Bezug auf ihre jüdische Herkunft sehr bedeckt. Sie hatten auch keinen Bezug zur Religion.

Mein Vater wurde 1951 geboren. Er studierte Ingenieurwissenschaften am Polytechnischen Institut in Kiew. Trotz seiner guten Noten wurde ihm am Ende seines Studiums die Weiterbildung aufgrund eines antijüdischen Numerus clausus verwehrt. Daher war er erleichtert, als die gesamte Familie 1979 die Erlaubnis zur Ausreise nach Israel erhielt.

Dort lernte er einige Jahre später meine Mutter kennen. Sie heirateten 1987 in Netanja. Mein Vater arbeitet bis heute als Ingenieur.

## 2 Meine eigene Geschichte

Ich bin 1988 in Netanja geboren, wo meine Eltern bis heute leben. Mein Bruder ist drei Jahre jünger als ich.

Wir wohnten sehr nahe an meinen Großeltern väterlicherseits. Dadurch wurde ich von der russischen Kultur geprägt. Doch ich schämte mich meiner Herkunft. Ich wollte nicht, dass meine Großmutter vor den anderen Kindern mit mir Russisch sprach, da die Kinder mich deshalb hänselten. Ihr Spott kränkte mich sehr.

Die jüdischen Feste begingen wir eher aus Pflichtgefühl als aus Begeisterung. Mit den Ritualen waren wir nicht richtig vertraut. Es war mein Traum, eine richtige Israelin zu sein. Ich sehnte mich nach Zugehörigkeit. Ich träumte von einem israelischen Zuhause in dem es Schnitzel und Spaghetti mit Tomatensauce gab. Doch bei uns gab es nie Schnitzel, und die Soße war nie so rot wie bei den anderen Familien.

Nach der Schule leistete ich von 2006 bis 2008 meinen Wehrdienst. Ich diente im Büro des Militärsprechers, hatte dort aber keine richtige Aufgabe. Es war schwer, morgens aufzuwachen und Dinge zu tun, die für mich keinen Sinn ergaben. Viel lieber hätte ich die Welt entdeckt. Im Rückblick betrachtet gab es aber auch gute Momente.

Danach arbeitete ich als Kellnerin, um Geld für eine Reise in den Fernen Osten zu verdienen. Anschließend habe ich von 2009 bis 2013 an der Bezalel-Kunstakademie in Jerusalem studiert. In dieser Zeit habe ich auch meinen Freund kennengelernt. 2015 zogen wir für ein Jahr nach Bilbao in Spanien, weil ich dort ein Film-Stipendium erhalten hatte. Anschließend kehrten wir nach Israel zurück und lebten in Tel Aviv. Wir arbeiteten und sparten Geld, um Israel verlassen zu können. 2017 wurde ich auf eine französische Filmschule aufgenommen und habe zwei Jahre lang dort studiert. Anschließend zogen wir nach Marseille, wo wir bis heute leben.

Religiöse Rituale bedeuten mir bis heute nichts, doch seit ich Israel verlassen habe, befasse ich mich mit jüdischer Philosophie. Meine letzten Arbeiten sind Animationsfilme, deren Figuren ich in biblische Geschichten integriert habe, um sie aus heutiger Sicht zu beleuchten. Ich lerne auch Jiddisch. Damit hatte ich meiner Oma zuliebe angefangen, doch auch nach ihrem Tod mache ich damit weiter.

### 3 Antisemitismus – Gedanken, Erfahrungen und Positionen

#### 3.1 Wie definierst du Antisemitismus, und kannst du konkrete Beispiele aus deiner Erfahrung nennen?

Ich wehre mich gegen theoretische Begriffe und Definitionen. Sie entfremden und entfernen uns von der menschlichen Erfahrung, sie wird zur Abstraktion. Diese Erkenntnis habe ich durch die Texte des Psychologen Erich Fromm gewonnen. Das bedeutet jedoch keineswegs, dass ich nicht an die Existenz von Judenhasse glaube, denn ich trage die schmerzhafteste Geschichte meiner Familie in mir. Erst vor kurzem haben wir erfahren, was meine Großmutter mütterlicherseits im Holocaust durchmachen musste. Sie hat nie darüber gesprochen, bis eine Historikerin sie für ihr Buch über die gewagte Rettung der Kinder aus dem Internierungslager Vénissieux interviewte.

Ich habe versucht, in Madrid Recherchen über meinen Urgroßvater anzustellen, der dort bei einem Zwischenaufenthalt auf dem Rückweg aus Kuba von einer Straßenbahn überfahren wurde. Jetzt scheint es, dass es kein Unfall, sondern Selbstmord war. In Madrid hatte er nämlich erfahren, dass seine Frau in Auschwitz ermordet worden war. Ich empfinde es als meine Pflicht, die Erinnerung an diese Geschehnisse zu bewahren. Die größte Herausforderung ist dabei, das Gedenken zu bewahren UND dennoch ohne Angst und Hass zu leben. Ich möchte das Leben und das Judentum ohne Voreingenommenheit entdecken.

Mit der Situation der französischen Jüdinnen und Juden bin ich nicht vertraut. Viele Menschen in Europa glauben, gut informiert zu sein, weil sie oft Nachrichten hören. Doch was kann man wirklich über eine fremde Gesellschaft aus den Medien erfahren? Daher orientiere ich mich auch in Bezug auf Antisemitismus nur an meinen eigenen Erfahrungen, und diese gibt es durchaus. Zum Beispiel fragte mich ein Kommilitone an der fran-



zösischen Filmschule: »Warum spricht ihr Juden immer von Auschwitz?« Schon der Ausdruck »ihr Juden« ist grenzwertig, und die Frage selbst zeugt im besten Fall von Ignoranz und Dummheit.

Als ich in Spanien lebte, wohnte ich direkt neben einem BDS-Büro [s. Glossar]. Ich ging dorthin und schlug den Anwesenden vor, mich zu einer Diskussion einzuladen. Ich sagte ihnen, dass ich eine entschiedene Gegnerin der Besetzung der palästinensischen Gebiete sei. Dennoch waren sie grundsätzlich nicht bereit, sich auf einen Dialog mit einer Israelin einzulassen.

Ich erinnere mich an eine große antiisraelische Demonstration im Zentrum von Bilbao. Ich sah viele Menschen und viele palästinensische Fahnen. Für Bomben wurden symbolisch Sirenen eingesetzt. Während ich das Geschehen filmte, ereignete sich eine seltsame Szene. Ein Clown versuchte, die Kinder der Demonstrierenden mit seinen Kunststücken zu belustigen, um ein wenig Geld zu verdienen. Die Kinder liefen auf ihn zu. Doch für ihre Eltern standen seine Späße dem Ernst ihrer Proteste gegen Israel im Weg, also verscheuchten sie den Clown. Ihre Menschlichkeit und ihr Sinn für Gerechtigkeit endeten bei diesem harmlosen Mann.

### 3.2 Welche Rolle spielt Israel für dich in Bezug auf Antisemitismus?

In meinen Augen gibt es in Israel viel Gewaltbereitschaft und auch Gewalt, sowohl zwischen den verschiedenen Bevölkerungsgruppen im Land als auch gegen die Palästinenserinnen und Palästinenser. Ich selbst habe verbale Angriffe aufgrund meiner Herkunft erlebt. Auch die Notlage afrikanischer Flüchtlinge wird von den meisten ignoriert. Insofern sehe ich Israel nicht als einen sicheren Hafen an. Ich weiß nicht, ob ich dort jemals meinen Platz finden kann.

Vielleicht bin ich naiv, doch denke ich nicht in Kategorien des Überlebens, sondern des Lebens. Gleichzeitig ist mir bewusst, dass die Welt für Jüdinnen und Juden wieder schrecklich werden könnte. Sollte – entgegen meiner Hoffnung – solch ein extremes Szenario doch eintreten, wäre ich dankbar, Israel als Zufluchtsort zu haben. Jetzt aber bin ich lieber eine Fremde in Frankreich. Hier weiß ich, dass ich nicht dazugehöre, doch in meiner Heimat möchte ich mich nicht fremd fühlen.

### 3.3 Betrachtest du Kritik an Israel als antisemitisch?

Ich kann nachvollziehen, dass viele Israelis Kritik aus Europa als antisemitisch empfinden. Sie fragen sich: »Warum beschäftigt der israelisch-palästinensische Konflikt – und nicht andere Themen – so stark den europäischen

Diskurs? Es gibt doch so viele Probleme auf der Welt.« Viele Menschen in Europa haben klare Meinungen über ein Land, in dem sie noch nie waren. Wenn sie dann auch noch meinen, sie wüssten alles besser, finde ich das einfach nur lächerlich.

Feindselige Einstellungen Israel gegenüber sind in Europa eine identitätsstiftende Mode. Vor ein paar Tagen sagte mir eine Bekannte: »Sie müssen in Marseille glücklich sein, denn hier ist das Leben viel ruhiger.« Dabei ist Marseille wirklich alles andere als ruhig. Ich versuchte ihr zu erklären, dass man in Israel sein Leben führen kann, ohne die Dinge zu erleben, die man im Fernsehen sieht. Das wollte sie nicht akzeptieren: »Ja, aber wir kennen diese Dinge aus Filmen und Büchern, die von sehr sensiblen Menschen gemacht und geschrieben wurden.« Dieser Aussage kann ich nicht zustimmen. Ich kenne viele israelische Kunstschaffende, die ihre Werke auf die undifferenzierte Kritik in Europa zuschneiden.

Ein israelischer Regisseur hat kürzlich in einem Interview – meiner Meinung ist es ihm herausgerutscht – seinen neuen Film mit folgenden Worten vorgestellt: »Das ist ein Film für Leute, deren Hobby der israelisch-palästinensische Konflikt ist.« Das führt mich zu der Frage: »Warum? Warum verkaufen sie in Europa dieses Bild von Israel?« Ich halte Kunstschaffende, die in diese Kerbe schlagen, nicht für sensibel, sondern eher für opportunistisch.

### 3.4 Siehst du eine Korrelation zwischen Antisemitismus und der israelischen Politik?

Wie gesagt, stehe ich Israel sehr kritisch gegenüber. Natürlich passieren in Israel viele Dinge, die zu kritisieren sind. Damit meine ich die Besatzung, aber auch die internen gesellschaftlichen Konflikte. Diese Probleme können wir nicht verdrängen, insofern gibt es natürlich einen Zusammenhang.

### 3.5 Siehst du eine Korrelation zwischen Antisemitismus und Hass auf andere Minderheiten wie Musliminnen und Muslime, Flüchtlinge, LSBTTIQ?

Ich habe noch nie einen Menschen getroffen, der mir gesagt hat: »Ich hasse Juden.« Selbst wenn dieser Hass in ihm geradezu brodelte, spielt politische Korrektheit in Frankreich eine große Rolle. Grundsätzlich gehe ich davon aus, dass eine hasserfüllte Person auch andere Minderheiten ablehnt. Im Moment finde ich es zum Beispiel viel beängstigender, eine Frau als Jüdin

zu sein. Aber ich mache mir auch Gedanken über Jüdinnen und Juden und ihre Verantwortung: Wie kann man so empfindlich auf eine bestimmte Art der Gewalt reagieren und auf eine andere nicht?

### 3.6 Ist es sinnvoll, Antisemitismus zu bekämpfen?

Es hat immer einen Sinn, das Böse, den Hass und die Unwissenheit zu bekämpfen.

### 3.7 Sollte Israel sich im Kampf gegen Antisemitismus in Europa engagieren?

Diese Frage ist schwer zu beantworten. Es hängt von dem Fall, den Umständen und dem Charakter des Engagements ab.

Es gibt Fälle, in denen israelische Politiker das Thema Antisemitismus demagogisch einsetzen, zum Beispiel der frühere Premierminister Netanjahu, etwa wenn er in einer Rede zum israelischen Holocaustgedenktag immer wieder das iranische Atomprogramm einbrachte. Diesen Vergleich kann ich – auch und gerade – als israelische Jüdin nicht akzeptieren. Das ist Manipulation.

## »Antisemitismus gibt es. Punkt.«

14. November 2021

|                  |               |
|------------------|---------------|
| Geburtsjahr:     | 1967          |
| Geburtsort:      | Zürich        |
| aufgewachsen in: | Zürich        |
| in Israel seit:  | 1996          |
| lebt derzeit in: | Israel        |
| Beruf:           | Finanzberater |

### 1 Die Geschichte meiner Familie

Während die jüdische Geschichte in Europa von Wanderungen und Migrationen geprägt ist, haben die Familien meiner Eltern seit über 400 Jahren in einem relativ kleinen Gebiet gelebt: in dem Dreieck zwischen Schweiz, Elsass und Süddeutschland. Daher liegen die Gräber unserer Vorfahren im Umkreis von nur 100 Kilometern von meinem Geburtsort. Damit fällt es uns leicht, unsere Familiengeschichte nachzuverfolgen.

Die Familie meines Großvaters väterlicherseits stammte aus dem Elsass. Mein Großvater wurde in den 1890er-Jahren geboren. Mit der Zeit übernahm er die Konfektionsfirma seines Vaters.

Meine Großmutter lebte in Luzern, doch ursprünglich stammte ihre Familie aus Gailingen, einem Dorf in Süddeutschland.

Mein Vater wurde 1929 in Zürich geboren. 1940 flüchteten seine Eltern, die eine deutsche Invasion befürchteten, mit ihren Kindern aus der Schweiz über Marseille und Lissabon in die USA. Mein Opa war damals etwa 50 Jahre alt, er hatte seinen aktiven Militärdienst in der Schweizer Armee beendet.

Sie blieben viereinhalb Jahre in den USA, bis sie die Gefahr für gebannt hielten. Diese Jahre waren für meinen Vater und seine Schwester eine schöne Zeit. Als Kinder verstanden sie die Gründe für die Flucht nicht.

Später führte mein Vater den Textilbetrieb meines Großvaters bis Mitte der 1970er-Jahre weiter. Danach war er bis zu seiner Pensionierung als Rohstoffhändler tätig. Er war zeitlebens religiös.

Meine Großeltern mütterlicherseits waren eine »hardcore« Schweizer Familie, Kinder von Schweizer Landjuden. Ihre Familien waren im Viehhandel tätig. Mein Opa hatte seine Wurzeln im Elsass. Seine Familie siedelte sich jedoch im Bernischen, an der Grenze zur französischen Schweiz an.

Meine mütterliche Großmutter wurde in dem Dorf Frick geboren und kam als Kind nach Basel. Sie stammte zwar aus einer religiösen Familie, wurde dann aber säkular. Ihr Mann, mein Großvater, war nicht religiös, doch der jüdischen Tradition verbunden.

Meine Mutter wurde 1931 in Zürich geboren. Während des Zweiten Weltkriegs ging sie dort zur Schule. Sie wurde immer als jüdisches Kind behandelt und lebte in Angst. Sie fürchtete die Beleidigungen der Mitschülerinnen und Mitschüler. Darüber hinaus erlebte sie Flugalarm und Essensrationierung. Zudem hatten ihre Eltern jüdische Kinder, die aus den Niederlanden, Frankreich und der Tschechoslowakei in die Schweiz geflohen waren, in ihrem Haus aufgenommen. Dadurch erfuhr meine Mutter deren Verfolgungsgeschichte.

An der Universität studierte sie Chemie, brach aber das Studium wegen Heirat und der Erziehung ihrer vier Kinder ab. Sie war nicht fromm, doch passte sie sich in Sachen Religion an meinen Vater an.

## 2 Meine eigene Geschichte

Ich bin das jüngste von vier Kindern und wuchs behütet auf. Meine Geschwister und ich besuchten zwar den jüdischen Kindergarten, kamen dann aber auf eine öffentliche Schule. Zweimal in der Woche erhielten wir Religionsunterricht. Wir wurden zu Hause dazu erzogen, uns an die jüdischen Traditionen zu halten. Zugleich waren meine Eltern, wie viele andere Schweizer jüdische Familien, sehr darauf bedacht, nicht negativ aufzufallen, um keine Vorurteile zu bestärken.

Ich war kein guter Schüler, daher schickten mich meine Eltern im Alter von 15 Jahren für 18 Monate auf die Jeschiwa in Montreux. Eine Jeschiwa ist eine jüdische Institution, die sich auf das Studium traditioneller religiöser Texte konzentriert. Von den 40 Schülern waren 37 Franzosen, und zwar zu 60 Prozent orientalische Juden. Ihre Vorfahren stammten aus Nordafrika. Es war das erste Mal, dass ich der orientalisch-jüdischen Kultur begegnete. Es war eine gute und interessante Zeit.

Danach kehrte ich nach Zürich zurück und absolvierte von 1985 bis 1988 eine Banklehre. Anschließend arbeitete ich bei Schweizer Banken.

Zugleich engagierte ich mich ehrenamtlich in mehreren jüdischen Organisationen. 1996 aber habe ich mittendrin gesagt: »Danke, es reicht.« Ich habe meine Sachen gepackt und bin nach Israel gezogen. Ein bestimmender Auslöser für diese Entscheidung war die Ermordung des damaligen israelischen Premierministers Jitzchak Rabin durch einen jüdischen Rechtsextremisten.

Jitzchak Rabin (1922–1995) war ein israelischer Politiker. Als Ministerpräsident unterzeichnete er 1993 mit dem Vorsitzenden der Organisation für die Befreiung Palästinas (PLO), Jasser Arafat, eine Grundsatzerklärung, die die Errichtung einer palästinensischen Autonomie in Westjordanland und Gaza vorsah. Zugleich war die Vereinbarung, auch als das erste Osloer Abkommen bekannt, als Einstieg in eine israelisch-palästinensische Friedensregelung gedacht, zu der es aber nicht gekommen ist.

Rabins Friedenspolitik stieß auf heftigen Widerstand der israelischen Rechten. Rabin persönlich wurde zur Zielscheibe einer rücksichtslosen Hasskampagne. Am 4. November 1995 wurde er, nachdem er an einer Friedenskundgebung in Tel Aviv teilgenommen hatte, von dem Rechtsextremisten Jigal Amir ermordet.

Ich glaubte, dass der Schock des Attentats Israel dazu bewegen würde, Frieden mit den Palästinenserinnen und Palästinensern zu schließen. Vor meinem geistigen Auge sah ich Tel Aviv als Tor zum Mittleren Osten. Ich traf meine Entscheidung aus zionistischen Beweggründen. Ich wollte meine Expertise als Banker einsetzen, um Israels positive Entwicklung zu unterstützen.

Indessen sollte sich meine Hoffnung als sehr naiv erweisen. 1996 gewann die rechte Likud-Partei unter Benjamin Netanjahu die Wahlen. Dennoch hielt ich an meiner Entscheidung fest.

Von 1997 bis 2001 arbeitete ich in der internationalen Abteilung einer Bank. Danach gründete ich meine eigene Finanzberatungsfirma, die ich bis heute leite.

In dieser Zeit habe ich meine Frau kennengelernt. Ihre Eltern sind aus dem Jemen nach Israel eingewandert. Sie ist Fotografin. Wir haben 2000 geheiratet und sind Eltern von drei Kindern. Mein Sohn ist 19 Jahre und dient in der Armee. Unsere Töchter sind 17 bzw. 13 Jahre alt.

Wir kommen beide aus religiösen Familien, doch sind wir säkular geworden. Aus Respekt vor meinen Schwiegereltern halten wir aber einen koscheren Haushalt.

### 3 Antisemitismus – Gedanken, Erfahrungen und Positionen

#### 3.1 Wie definierst du Antisemitismus, und kannst du konkrete Beispiele aus deiner Erfahrung nennen?

Antisemitismus besteht aus Unwissen und historischen Vorurteilen dem jüdischen Volk gegenüber.

In der Schweiz lässt man einen schon spüren, dass man anders ist. Ich sehe das allerdings nicht als proaktiven Antisemitismus an. Die Ablehnung richtet sich nicht spezifisch gegen jüdische Menschen, sondern grundsätzlich gegen alles Fremde. Das Motto lautet: »Die Juden sind einfach anders, und Fremde mögen wir nicht. Warum können sie nicht so verhalten wie wir?« Diese Exklusion gilt auch für das Nachbardorf oder eine andere Region der Schweiz. Alles Fremde ist suspekt. Die Jüdinnen und Juden sind insofern nur eine Gruppe von vielen.

Die Vorurteile sind kategorisiert. Sehr oft habe ich Sätze gehört wie: »Die Serben stehlen, die Franzosen duschen nicht, und die Juden haben viel Geld, komische Riten und stinken.« In der Schweizer Umgangssprache gibt es viele antisemitische Ausdrücke, zum Beispiel »Es geht zu wie in einer Judenschule.« Die Mutter meines besten Freundes war Kindergärtnerin, und oft verwendete sie diesen Spruch. Sie hatte keine Ahnung, was das bedeutete. Ich habe ihr dann erklärt, dass es sich dabei um die Synagoge handelt, wo es lebhaft zugeht. Dazu muss man wissen, dass eine Synagoge auf Jiddisch »Schul« heißt.

Ein besonders krasses Beispiel ist der Name von Fleischkonserven in der Schweizer Armee. Sie hießen in meiner Jugend noch umgangssprachlich »Der gestampfte Jude«. Dieser Ausdruck lehnt sich unverkennbar an die judenfeindlichen Ausdrücke der Nationalsozialisten an.

In der Schule haben 14-jährige Kinder ein Hakenkreuz in mein Heft gemalt, als wir im Unterricht den Nationalsozialismus durchnahmen. Heute interpretiere ich ihr Verhalten als jugendlichen Unfug und nicht als von zu Hause tradierten Antisemitismus. Doch damals hat es mich verletzt.

Auch als Erwachsener geriet ich in unangenehme Situationen, zum Beispiel, als ich bei einer Schweizer Bank arbeitete. Dort wurde ich einem leitenden Angestellten vorgestellt: »Das ist Herr Weil.« Am nächsten Tag sprach er mich im Treppenhaus an »Ah, guten Tag Herr Guggenheim.« Er hatte sich nur daran erinnert, dass ich einen jüdischen Namen habe. Er gab sich nicht die Mühe zu überlegen, wie ich wirklich hieß. Er wählte einfach einen in der Schweiz typisch jüdischen Namen. Sein Verhalten empfinde

ich als antisemitisch, weil der Mann mich als Juden kategorisiert und ausschließlich als solchen wahrgenommen hat.

Und es heißt immer wieder: »Die ganze Bahnhofstraße« – die teuerste Einkaufsstraße in Zürich – »gehört den Juden.« Geht man aber Geschäft für Geschäft durch, gibt es dort genau zwei jüdische Läden.

Auch das Feilschen um Preise wird jüdischen Menschen stereotypisierend zugeschrieben. Meine Mutter reagierte darauf, indem sie nie den Ausverkauf nutzte und prinzipiell nicht über Preise verhandelte. Sie wollte unbedingt vermeiden, als geldgierige Jüdin wahrgenommen zu werden.

### 3.2 Welche Rolle spielt Israel für dich in Bezug auf Antisemitismus?

Israel ist für mich die Heimat des jüdischen Volkes. Hier bin ich zu Hause. Und sogar meine Mutter, die ihrem Heimatland sehr verbunden war, sagte oft: »In der Schweiz sind wir nur zu Gast.« Es ist kein Zufall, dass alle meine Geschwister in Israel leben. Wir haben die Schweiz verlassen, weil wir uns dort nicht zu Hause fühlen konnten. Unser Leben war zwar bequem, doch fühlten wir uns nicht zugehörig.

Bei der Entscheidung für Israel geht es aber nicht nur um Antisemitismus, den man anderswo erlebt. Vielmehr treffen sich in Israel unterschiedlichste Kulturen. Dadurch wird das Leben bunt und interessant. Wir fühlen uns hier wohl.

### 3.3 Betrachtest du Kritik an Israel als antisemitisch?

Ich akzeptiere Kritik an Israel, wenn sie auf facettenreicher Information und nicht auf reflexartigem Nachplappern von Klischees beruht. Wenn mein Gegenüber wirkliches Interesse an der komplexen Situation zeigt, dann lasse ich mich offen auf die Diskussion ein.

Doch Antisemitismus gibt es. Punkt. In der Schweiz interessieren sich viele nicht dafür, was in der Welt geschieht. Sie wollen in den Abendnachrichten hören, was in ihrem Kanton passiert ist oder in diesem und jenem Städtchen. Sie haben keine Ahnung, wie die Lage in Israel aussieht. Ihre Meinung bilden sie sich auf der Grundlage von Bildern in den Medien. Und in dieser Wahrnehmung steht Israel meistens schlecht da. Ich möchte nicht verallgemeinern, doch ist es mein Eindruck, dass die Mehrheit in Europa der Auffassung ist, der Stärkere sei automatisch der Böse und der Schwächere genauso automatisch das Opfer. Das führt zu der Schlussfolgerung, man müsse sich bedingungslos auf die Seite der Schwachen stellen und die Stärkeren verurteilen. Der Kontext, die Geschichte und die Ent-



wicklung des israelisch-palästinensischen Konfliktes werden außer Acht gelassen. Das palästinensische Narrativ wird automatisch als das einzig wahrheitsgetreue akzeptiert.

Hinzu kommt das durch den Holocaust bedingte schlechte Gewissen europäischer Gesellschaften dem jüdischen Volk gegenüber. Für viele ist es eine Entlastung, wenn sie die israelische Armee mit Nazis vergleichen. Aufgrund dieser Faktoren kann sich Antisemitismus leicht als Kritik an Israel tarnen.

### 3.4 Siehst du eine Korrelation zwischen Antisemitismus und der israelischen Politik?

Es gibt vieles, was man an der israelischen Politik und Gesellschaft zu Recht kritisieren kann. Die Besatzung ist das populärste Beispiel. Damit liefert die israelische Politik Vorwände für Hass gegen das Land. Doch ist es eine Illusion zu glauben, dass der Antisemitismus verschwände, wenn Israel alle Erwartungen Europas erfüllen würde.

Der israelisch-palästinensische Konflikt schafft Probleme für die Jüdinnen und Juden in der Schweiz. Sie werden von ihrem Umfeld mit Israel identifiziert und für die Ereignisse dort zur Rechenschaft gezogen. Dabei wird vollkommen außer Acht gelassen, dass sie in Israel weder wahlberechtigt sind noch zur Armee gehen, geschweige die israelische Politik beeinflussen.

### 3.5 Siehst du eine Korrelation zwischen Antisemitismus und Hass auf andere Minderheiten wie Musliminnen und Muslime, Flüchtlinge, LSBTTIQ?

Wie schon gesagt, viele Schweizerinnen und Schweizer neigen zur Exklusion von Minderheiten. Antisemitismus unterscheidet sich von der Ablehnung anderer Gruppen dadurch, dass es ihn länger gibt. Sie sind schon länger Antisemitinnen und Antisemiten als sie »Anti-Jugoslawen« sind. Auch wenn es Jugoslawien nicht mehr gibt, kennt man selten den Unterschied zwischen den unterschiedlichen ethnischen Gruppen. Oft habe ich gehört: »Das sind einfach Jugos, die Lederjacken tragen, tolle Autos fahren und uns bestehlen.« Die Schweizer Flüchtlingspolitik in der Vergangenheit und auch heute zeugt von Ausgrenzung.

Wie in anderen europäischen Staaten spannen nationalistische Parteien in der Schweiz Israel ein, um gegen Musliminnen und Muslime zu hetzen. Das Motto lautet: »Die Feinde meines Feindes sind meine Freunde.« Sie befürchten die Islamisierung Europas im Allgemeinen und der Schweiz im

Besonderen. Der Islam ist die drittgrößte Religion in der Schweiz, doch ist er nicht als offizielle Religionsgemeinschaft anerkannt. 2009 sprach sich eine Mehrheit der Schweizer Wählerinnen und Wähler dafür aus, den Bau von neuen Minaretten zu verbieten.

### 3.6 Ist es sinnvoll, Antisemitismus zu bekämpfen?

Absolut. Die Justiz muss gegen antisemitische Straftaten vorgehen. Auch wenn die Bestrafung wenig abschreckende Wirkung zeigt, muss jede Form von Judenhass und Rassismus verurteilt werden. Die bestehenden Gesetze müssen in aller Schärfe in die Praxis umgesetzt werden.

Ich versuche, einen persönlichen Beitrag zu leisten, indem ich meine Perspektive auf Israel und das Judentum darstelle. Kommunikation und Transparenz helfen, Vorurteile abzubauen.

Daher engagiere ich mich in der Gesellschaft Schweiz-Israel. Wir zeigen Schweizer Abgeordneten das Land, so bauen wir ein Netzwerk auf.

Es ist mir wichtig, europäischen Besuchenden das Land zu zeigen. Die Konfrontation mit der komplexen Situation vor Ort dämpft die Naivität, sie bringt Zwischentöne in die Schwarz-Weiß-Bilder. Meinen Gästen zeige ich gerne die gemischte Stadt Akko, in der verschiedene israelische Bevölkerungsgruppen meistens in Frieden miteinander leben. Um sich mit dem Judentum etwas vertraut zu machen, geht man am besten in eine Synagoge und lernt über die Bedeutung der Traditionen. Im Gebetshaus merkt man dann plötzlich, dass nicht alle jüdischen Menschen reich sind. Es ist mir durchaus bewusst, dass es Unbelehrbare gibt, gegen deren hasserfüllte Vorurteile man nicht ankommt. Stereotype sind im Übrigen auch bei fundamentalistischen Evangelistinnen und Evangelisten zu finden. Die wiederum halten alles, was das jüdische Volk tut, ohne jegliche Kritik für großartig. Für sie sind die Juden das Volk Gottes, so wie es in der Bibel steht, und das rechtfertigt aus ihrer Sicht alles. Diese beiden Gruppen kann man nicht umstimmen. In der Mitte gibt es aber die rund 60 Prozent, die ich erreichen möchte. Diese Menschen möchte ich informieren und sie über Israel und das Judentum aufklären.

### 3.7 Sollte Israel sich im Kampf gegen Antisemitismus in Europa engagieren?

Ist das überhaupt die Aufgabe des Staates Israel? Dessen bin ich mir gar nicht sicher.

## »Wer Sicherheit von Israel erwartet, muss dort leben«

geführt am 25. Dezember 2021

|                  |                                              |
|------------------|----------------------------------------------|
| Geburtsjahr:     | 1960                                         |
| Geburtsort:      | Tripolis, Libyen                             |
| aufgewachsen in: | Tripolis/Libyen, Rom/Italien, Bat Jam/Israel |
| in Israel seit:  | von 1969 bis 1990                            |
| lebt derzeit in: | Rom                                          |
| Beruf:           | Aktivistin gegen Antisemitismus              |

### 1 Die Geschichte meiner Familie

Meine Großeltern beiderseits stammen aus jüdischen Familien in Libyen und waren streng religiös. Ich habe sie nie kennengelernt und weiß nur sehr wenig über sie.

Meine Großmutter mütterlicherseits ist sehr jung gestorben. Mein Opa wanderte 1949 mit einer seiner Töchter – sie war damals bereits erwachsen – nach Israel aus, während meine damals 17-jährige Mutter mit den anderen Familienmitgliedern in Libyen blieb.

Wie bereits zuvor in Libyen arbeitete mein Großvater auch in Israel als Goldschmied. Er ist 1965 gestorben.

Mein Vater wurde 1920 geboren. Beruflich folgte er in die Fußstapfen seines Vaters und arbeitete als Schneider. Meine väterlichen Großeltern sind beide in jungem Alter in Libyen gestorben.

1945 wurden 300 jüdische Menschen bei einem in Tripolis ausgebrochenen Pogrom ermordet. Das bewog meinen Vater, sich der zionistischen Bewegung in Libyen anzuschließen. Zusammen mit anderen jungen Männern wurde er ausgebildet, die jüdische Gemeinde zu beschützen. Unter anderem lernte er den Umgang mit Waffen und das Morse-Alphabet. Er half auch bei der sogenannten illegalen Auswanderung von libyschen Jüdinnen und Juden nach Israel mit. Er trug alte Menschen auf seinem Rücken zum wartenden Schiff.

Von diesen Aktivitäten habe ich erst kürzlich erfahren. Ehrlich gesagt hätte ich ihm das nicht zugetraut.

Meine Mutter wurde 1932 geboren. Im Alter von zwei Jahren verlor sie ihre Mutter. Sie wuchs mit ihrem Vater und ihren älteren Geschwistern auf. Sie hatte keine leichte Kindheit. Der Vater arbeitete schwer, und sie fühlte sich oft einsam. Sie hat nie gearbeitet. In Libyen war es nicht üblich, dass Frauen studierten oder arbeiteten. Sie ging nur bis zur zweiten Klasse in die Schule, da sie dann als alt genug galt, um im Haushalt zu arbeiten.

Meine Eltern haben 1957 in Libyen geheiratet und haben vier Kinder bekommen: drei Mädchen und einen Jungen. Unser Zuhause war von der jüdischen Tradition geprägt. In seiner Jugend hatte mein Vater zwar gegen das orthodoxe Judentum seiner Eltern rebelliert, doch kehrte er nach seiner Hochzeit zur Religion zurück.

Solange wir in Libyen lebten, war die ganze Familie der jüdischen Tradition sehr verbunden. Allerdings war unser Haus nicht orthodox. Am Schabbat [s. Glossar] machten wir Licht an, und mein Vater fuhr auch Auto.

Am 5. Juni 1967 brach der Sechstagekrieg zwischen Israel und den arabischen Staaten Ägypten, Jordanien und Syrien aus. An diesem Tag stürmte mein Vater plötzlich in meine Klasse und brachte mich nach Hause. Ich stellte ihm keine Fragen, seine Autorität war unantastbar. Kaum waren wir zu Hause angekommen, hörten wir Rufe: »Schlachtet die Juden!« Eine tobende Menschenmenge wollte die Eingangstür aufbrechen. Glücklicherweise hielt diese stand. Wir versteckten uns auf dem Dachboden. Wir hatten kein Telefon und fürchteten uns sehr. Dann wurden die nahe gelegene Synagoge und einige jüdische Häuser in Brand gesteckt. Als eine Nachbarin versuchte, die Feuerwehr zu rufen, bekam sie als Antwort: »Soll euch doch Mosche Dajan beschützen!« Wir rannten auf die Straße. Bis heute erinnere ich mich an den heißen Asphalt, weil ich barfuß war.

Auch die Polizei wollte uns nicht beschützen. Einer der Offiziere beschuldigte meinen Vater fälschlicherweise, Säure auf die Straße geschüttet zu haben. Dann begannen die Uniformierten, auf meinen Vater einzuschlagen, und bedrohten meine Mutter und das Baby mit der Waffe. Aus dieser Situation rettete uns der ägyptische Botschafter in Libyen, der zufällig vorbeifuhr. Er kannte meinen Vater, weil dieser für ihn Anzüge geschneidert hatte. Er gewährte uns seinen Schutz und brachte uns in sein Haus.

Dieses Pogrom war für unsere Familie und alle 2000 Mitglieder der jüdischen Gemeinde der Auslöser zur Flucht aus Libyen. Die Juden hatten den Status von Dhimmi. Das bedeutet, dass sie nach islamischem Recht nur geduldet, nicht aber gleichberechtigt waren. Für ihren Schutz mussten sie zum Beispiel Steuern zahlen. Sie hatten auch kein Anrecht auf einen Reisepass.

Es dauerte Wochen, bis wir nach Italien ausreisen konnten. Für die ganze Familie durften wir einen einzigen Koffer mitnehmen. In Rom erhielten wir Unterstützung von der jüdischen Gemeinde und von der Hilfsorganisation American Jewish Joint Distribution Committee. Sie organisierten für uns eine Bleibe in einer kleinen Pension, wo wir unter sehr ärmlichen Verhältnissen lebten. Später mieteten wir eine Wohnung für zwei Jahre, doch saßen wir die ganze Zeit auf Koffern. 1969 sind wir vollzählig nach Israel ausgewandert und haben uns in der Stadt Bat Jam südlich von Tel Aviv niedergelassen.

## 2 Meine eigene Geschichte

Ich bin bis zum sechsten Lebensjahr mit meiner Mutter zu Hause aufgewachsen, da es in Libyen keine Kindergärten gab. Die erste Grundschulklasse besuchte ich in Tripolis. In Rom besuchte ich zwei Jahre lang die jüdische Schule.

In Bat Jam schickten meine Eltern mich zunächst auf eine religiöse Schule, doch ich rebellierte, bis ich in eine säkulare Schule kam. Ich wurde vollkommen areligiös, weil ich mich in Israel meiner jüdischen Identität sicher fühle.

Hebräisch sprach ich bei der Einwanderung kaum, doch erlernte ich die Sprache schnell. Unser Viertel war hauptsächlich von Eingewanderten aus vielen Ländern bewohnt. Das war eine schöne Erfahrung. Kinder verstehen sich auch ohne Sprache.

Nach dem Abitur 1978 konnte ich aus gesundheitlichen Gründen nicht wie andere Jugendliche in die Armee eintreten. Das schmerzt mich bis heute. Dann arbeitete ich in verschiedenen Jobs, um die Familie zu unterstützen. Später wurde ich Jugendleiterin in einem Gemeindezentrum. Von 1982 bis zu meiner Hochzeit arbeitete ich als Versicherungsmaklerin. 1989 habe ich meinen zukünftigen Mann kennengelernt. Er stammt ebenfalls aus einer libysch-jüdischen Familie, die nach der Flucht aus Libyen in Italien sesshaft geworden war. Seine Familie war religiös. 1990 haben wir geheiratet, und ich zog mit meinem Mann nach Rom. Wir halten uns an die Traditionen, sind aber nicht streng religiös.

In Rom lebe ich nun seit 31 Jahren. Italien ist ein schönes Land. Dennoch habe ich mich bis heute nicht daran gewöhnt, nicht in Israel zu leben. Dort fühle ich mich bis heute zu Hause.

Meine Tochter ist 1994 zur Welt gekommen. Sie lebt seit 2014 in Israel. Ich habe sie dazu ermutigt. Ich wollte, dass sie in Israel lebt, damit sie in Sicherheit ist. Mein Sohn ist 1999 geboren und lebt in Rom.

## 3 Antisemitismus – Gedanken, Erfahrungen und Positionen

### 3.1 Wie definierst du Antisemitismus, und kannst du konkrete Beispiele aus deiner Erfahrung nennen?

Antisemitismus ist Hass gegen Jüdinnen und Juden, der sich ohne in der Realität verankerte Motive entwickelt. Das beginnt schon damit, wenn man »ihr Juden« sagt.

Mir fallen mehrere persönliche Erfahrungen ein. Vor einigen Jahren war ich in einem Geschäft, im Radio lief ein Bericht über einen Terroranschlag in Israel. Der Verkäufer kommentierte die Nachricht mit den Worten: »Alles was den Juden geschieht, geschieht ihnen recht. Sie haben Jesus getötet.« Viele Menschen in Italien glauben das bis heute. Das zeugt von historischem Unwissen, mal ganz davon zu schweigen, dass weder ich noch meine Eltern Jesus gekreuzigt haben. Dennoch gibt man uns weiterhin an einem Ereignis Schuld, das vor 2000 Jahren stattgefunden hat.

In 2014, als der Krieg zwischen Israel und der Hamas tobte, hängten meine Nachbarinnen und Nachbarn, die sehr wohl wussten, dass ich enge Verwandte in Israel habe, palästinensische Fahnen auf ihrem Balkon auf. Es war mir, als hätte man ein Messer in meinem Herz umgedreht. Dieses Verhalten fand ich zunächst einmal geschmacklos, denn sie wussten, dass meine Tochter und viele Familienangehörige in Israel leben und während des Konflikts bedroht waren. Meine Tochter hatte damals wegen der Raketenangriffe auf Tel Aviv Panikattacken.

Welchen persönlichen Bezug hatten diese Italienerinnen und Italiener zum israelisch-palästinensischen Konflikt? Und dann habe ich in den sozialen Medien gesehen, dass die Nachbarskinder krasse, gegen Israel gerichtete Posts geteilt hatten. Daraufhin habe ich ihrer Tochter geschrieben: »Selbstverständlich kannst du in diesem Konflikt Partei ergreifen, für wen du willst, das ist dein gutes Recht. Allerdings verwundert es mich sehr, dass du dich nie für andere Konflikte interessiert. Gerade werden in Syrien und Nigeria Menschen abgeschlachtet und vertrieben. Kinder verhungern massenweise im Jemen. Warum sagst Du dazu kein Wort?« Das ist für mich Antisemitismus.

Einmal erzählte ich einer Bekannten, dass meine Tochter in Israel lebt. Sie fragte mich, ob wir sie finanziell unterstützen. Ich bejahte und fügte hinzu, dass sie aber auch Geld als Kellnerin hinzuverdient. Daraufhin meinte die Frau hasserfüllt: »Ihr Juden werdet euch nie ändern, Geld ist euch wichtiger als alles andere!«

1982 verübten palästinensische Terroristen einen blutigen Anschlag auf die Synagoge in Rom. Vor einigen Tagen veröffentlichten italienische Medien Dokumente, die den seit Jahren bestehenden Verdacht erhärten, dass die damalige italienische Regierung Anschläge auf jüdische Ziele in Kauf nahm, um sich Ruhe zu erkaufen.

Ich kann mich des Eindrucks nicht erwehren, dass man tote Jüdinnen und Juden beklagt, die lebenden dagegen nicht wirklich schützen will.

### 3.2 Welche Rolle spielt Israel für dich in Bezug auf Antisemitismus?

Natürlich gibt mir die Existenz Israels Sicherheit. Ich weiß, dass ich einen Zufluchtsort habe. In Italien aber gibt mir Israel keinen Schutz. Ich glaube auch nicht, dass Israel mir etwas schuldet oder für meine Sicherheit in der Diaspora verantwortlich ist. Wer Sicherheit von Israel erwartet, muss dort leben.

### 3.3 Betrachtest du Kritik an Israel als antisemitisch?

Natürlich ist Kritik an Israel erlaubt. Manchmal ist die Kritik antisemitisch, manchmal nicht. Jedenfalls erwarte ich, dass sie ausgewogen ist, sie muss unterschiedlichen Sichtweisen Rechnung tragen. Im israelisch-palästinensischen Konflikt gibt es zu jedem Argument ein Gegenargument. Ich habe selbst Konferenzen organisiert, in denen Stimmen, die die israelische Politik kritisieren, zu Wort gekommen sind. Das ist mir wichtig, denn ich setze mich für eine Zwei-Staaten-Lösung ein. Doch antisemitische Menschen interessieren sich nicht für meine Ansichten, sie hassen mich einfach.

Ich glaube, dass die arabische Propaganda schon immer sehr erfolgreich war. Wie kommt es, dass die Palästinenserinnen und Palästinenser seit 1948 in jeder neuen Generation immer noch als Geflüchtete gelten? Das Flüchtlingshilfswerk UNRWA [United Nations Relief and Works Agency for Palestine Refugees in the Near East/Hilfswerk der Vereinten Nationen für Palästina-Flüchtlinge im Nahen Osten] erkennt palästinensischen Kindern den Flüchtlingsstatus zu, ohne ihn zu begrenzen. Ich habe keinen Flüchtlingsstatus, obwohl ich selbst unter schrecklichen Umständen aus Libyen geflüchtet bin.

### 3.4 Siehst du eine Korrelation zwischen Antisemitismus und der israelischen Politik?

Es ist nicht wichtig, welche Regierung in Israel an der Macht ist, Angriffe auf das Land hat es seit seiner Gründung immer gegeben. Die antiisrae-

lischen Ausfälle haben sich seit der Besetzung des Westjordanlandes und des Gazastreifens im Sechstagekrieg verschärft. Manchmal ist die Kritik berechtigt, manchmal nicht. Oft hat sie keinen direkten Bezug zur Politik des Landes, sondern nutzt diese als Vorwand, um Israel in seinem Selbstverständnis als jüdischer Staat zu demontieren.

### **3.5 Siehst du eine Korrelation zwischen Antisemitismus und Hass auf andere Minderheiten wie Musliminnen und Muslime, Flüchtlinge, LSBTTIQ?**

Diese Frage habe ich mir oft gestellt, und meine Antwort lautet: Die Ähnlichkeit liegt in der Ablehnung von allem, was fremd ist. Dennoch hat Antisemitismus ein Alleinstellungsmerkmal: Jüdinnen und Juden sind Projektionsfläche für Hass. Es wird ihnen vorgeworfen, reich zu sein, Kommunisten zu sein, die Welt zu beherrschen, Krankheiten über die Menschheit zu bringen, um nur einige Beispiele zu nennen. Die Exklusion von Jüdinnen und Juden richtet sich auch dann gegen sie, wenn sie sich kaum – weder in ihrem Aussehen noch in ihrer Lebensweise – von der Mehrheit unterscheiden.

### **3.6 Ist es sinnvoll, Antisemitismus zu bekämpfen?**

Man darf nicht aufhören, Antisemitismus zu bekämpfen. Ich wirke in Italien an einem Blog namens »Dreyfus« mit. Dort veröffentlichen wir multiperspektivische Analysen über Israel, das Judentum und den Konflikt. Wir versuchen, das oft einseitige Bild in den Medien zu ergänzen. Unsere finanziellen Mittel sind sehr begrenzt, und alle Beteiligten engagieren sich ehrenamtlich. Ich übersetze viele hebräische Artikel und Fernsehberichte, die Israels gesamtes politisches Spektrum von links bis rechts widerspiegeln, ins Italienische. Aber unsere Arbeit ist nur ein Tropfen auf den heißen Stein.

### **3.7 Sollte Israel sich im Kampf gegen Antisemitismus in Europa engagieren?**

Wie schon gesagt, glaube ich nicht, dass Israel sich nur dann einmischen sollte, wenn es sich um israelbezogenen Antisemitismus handelt. Wenn ich mich an Israel wende, erwarte ich keinen Schutz für die Jüdinnen und Juden in Italien, sondern möchte gewährleisten, dass der israelisch-palästinensische Konflikt und Israel selbst wahrheitsgemäß dargestellt werden. Bei sehr einseitig gegen Israel gerichteten Veranstaltungen bitten wir daher die israelische Botschaft um Intervention.



## »Für mich ist Israel ein sicherer Hafen«

|                  |                                       |
|------------------|---------------------------------------|
| Geburtsjahr:     | 1988                                  |
| Geburtsort:      | Petach Tikva                          |
| aufgewachsen in: | Raanana                               |
| lebt derzeit in: | Jerusalem                             |
| Beruf:           | Winzerin und Branntweinbrennmeisterin |

### 1 Die Geschichte meiner Familie

Die Mutter meines Vaters stammt aus Polen. Sie hat den Zweiten Weltkrieg mit ihrer Familie überlebt. Mein Großvater väterlicherseits stammt aus Nitra in der damaligen Tschechoslowakei, wo die Familie ein Weingut besaß. Seine gesamte Familie überlebte den Krieg, da einer ihrer Mitarbeiter sie vor einer bevorstehenden Deportation gewarnt hatte.

Sie flüchteten nach Ungarn. Dort wurde mein Großvater allerdings festgenommen und dann in verschiedenen Lagern in Deutschland und Polen inhaftiert. Die anderen Familienmitglieder überlebten den Krieg in einem Bunker in Budapest.

Nach dem Krieg wanderten mein Großvater und sein Bruder nach Israel aus. Der Onkel meines Vaters fiel bald darauf im Unabhängigkeitskrieg 1948, neun Tage nach der Gründung des Staates Israel.

Der Vater meiner Mutter wurde 1925 in Krakau geboren. Er überlebte als Einziger seiner Familie den Holocaust. Er war zunächst im Ghetto von Krakau und danach im anliegenden Konzentrationslager Plaszow inhaftiert. Von dort wurde er in das Konzentrationslager Mauthausen in Österreich deportiert, wo er 1945 befreit wurde. Da er zu diesem Zeitpunkt sehr jung war, hatte er keine Ausbildung. Er blieb anschließend in Österreich.

Meine Großmutter wurde 1938 in Jerusalem geboren. Ihre Eltern konnten mit dem größten Teil der Familie aus Nazi-Deutschland fliehen. Da sie vor der Gründung des Staates Israel geboren wurde, ist sie »Palästinenserin«. Denn vor der Staatsgründung wurde das Gebiet des heutigen Israel »Palästina« genannt.

Später ging sie nach London, um zu studieren. Dort traf sie auf einer Hochzeit meinen Großvater. Sie haben geheiratet und sich in Wien niedergelassen, wo meine Großmutter noch lebt.

Meine Mutter wurde 1962 in Wien geboren, wo sie mit ihren sieben Geschwistern aufwuchs. Mein Vater wurde 1960 in Israel geboren und ist dort auch aufgewachsen. Beide hatten eine religiöse Erziehung, meine Mutter sogar eine ultraorthodoxe.

Meine Eltern trafen sich 1982 in Israel. Seit sie 1983 geheiratet haben, lebt meine Mutter auch in Israel.

## 2 Meine eigene Geschichte

Ich bin 1988 zur Welt gekommen und habe eine Zwillingsschwester. Unsere Familie ist jüdisch-orthodox, doch gleichzeitig auch offen. Wir besuchten eine religiöse Schule, halten uns an die Vorschriften des Schabbats [s. Glossar] und der Speisegesetze. Wir feiern alle jüdischen Feiertage, doch habe ich es nie als einen Zwang empfunden.

Während der sechs Jahre Grundschule waren meine Schwester und ich zusammen mit Jungen in einer Klasse, danach gingen wir noch sechs Jahre in eine Mädchenschule. In meiner Kindheit und Jugend war ich Mitglied der religiösen Jugendbewegung Bnei Akiva.

2006 begann ich meinen Armeedienst. Mein Vater war dagegen, weil er befürchtete, dass der Wehrdienst mich von der Religion entfernen würde. Meine Mutter ermutigte mich, das zu tun, was das Beste für mich sei. Ich wurde Reiseleiterin. In der Armee bedeutet das, Soldatinnen und Soldaten oder ausländischen Besucherinnen und Besuchern Israel und seine Geschichte vor Augen zu führen.

Diese Ausbildung ermöglichte es mir, anschließend im zivilen Leben als Guide zu arbeiten. Ich zeigte das Land unterschiedlichen Gruppen. Immer wieder berührte mich, dass man mit der Thora in der Hand dieselben Orte besichtigt, an denen die biblischen Geschichten passiert sind.

2009 begann ich mein Studium der Biochemie und Lebensmittelwissenschaft an der Hebräischen Universität von Jerusalem. Im Jahr 2012 absolvierte ich ein Praktikum in einer Schwechower Schnapsbrennerei in der Nähe von Hamburg, das mir sehr gefiel. Nach meiner Rückkehr nach Israel wollte ich mich auf praktische Arbeit konzentrieren und fand Arbeit in einem Weingut. Seitdem bin ich Winzerin.

2015 begann ich eine Ausbildung als Brennmeisterin an der Universität Hohenheim in Stuttgart. Danach kehrte ich nach Israel zurück und

habe hier meine eigene Destillerie für koscheren Schnaps eröffnet. Damit erfüllte sich für mich ein Traum, weil ich die durch die Schoah unterbrochene Familientradition weiterführe.

### 3 Antisemitismus – Gedanken, Erfahrungen und Positionen

#### 3.1 Wie definierst du Antisemitismus und kannst du konkrete Beispiele aus deiner Erfahrung nennen?

Ich empfinde es als Antisemitismus, wenn es mir nicht möglich ist, mein Leben gemäß meiner religiösen Überzeugungen zu führen. Ich möchte mich so kleiden, wie es für mich richtig ist, ich möchte koscher essen und den Schabbat halten, ohne kritisiert oder misstrauisch beäugt zu werden.

Zur Zeit meines Praktikums in Schwechow war ich 23 Jahre alt und die einzige Jüdin weit und breit. Als die Einheimischen von meiner Ankunft erfuhren, luden sie mich ein, in die Schule zu kommen. Sie wollten, dass die Kinder eine Jüdin sehen und etwas über Israel lernen. Sie taten dies zweifelsohne in guter Absicht, doch fühlte ich mich vorgeführt und war peinlich berührt. Es schockierte mich, wie wenig Wissen die Erwachsenen und die Jugendlichen über Israel und das Judentum hatten.

Eine der schlimmsten Erfahrungen machte ich im Haus meiner Gastgeberin. Sie gab mir eines Tages ein paar Eier. Nach zwei Tagen bat ich sie um Nachschub. Die Gastgeberin antwortete mir: »Gerne gebe ich dir noch Eier. Doch aus gesundheitlichen Gründen sollte man maximal zwei pro Tag essen.« Ich antwortete ihr wahrheitsgemäß, dass ich einige der Eier nicht hatte verwenden können, da Blut in ihnen enthalten war. Sie verstand nicht, was ich meinte. Daraufhin erklärte ich ihr, dass Jüdinnen und Juden, die sich an die religiösen Speisegesetze halten, kein Essen zu sich nehmen, das Blut enthält. Die Frau sah mich vollkommen verblüfft an und entgegnete mir: »Aber ihr Juden liebt doch Blut in eurem Essen!« Ich musste mich hinsetzen. Als junge Frau war ich auf solch ein Gespräch nicht vorbereitet. Dennoch gab ich mir Mühe, ihr zu erklären, dass es Jüdinnen und Juden strengstens verboten ist, Blut für ihre Rituale zu verwenden. Ich versuchte ihr zu vermitteln, dass ihre Aussage im Sinn der langen Tradition antisemitisch und von Judenhass geprägt sei. Ich bin ich mir gar nicht sicher, ob sie das nachvollziehen konnte.

Ein anderes Beispiel ist, dass ich während einer Schnapsverkostung im Wohnzimmer meines Gastgebers herausfand, dass er Mitglied der Hitler-

jugend gewesen war. Denn das Bild aus der damaligen Zeit hing immer noch an der Wand. Ich war zutiefst schockiert. Daraufhin rief ich meinen Vater an, der mir sofort anbot, nach Israel zurückzukommen. Und er erzählte mir von einer Geschäftsreise, die er mit seinem Vater in Deutschland unternommen hatte. Kurz bevor sie sich handelseinig wurden, sah mein Opa ein Bild dieses Mannes in SS-Uniform auf dem Schreibtisch. Daraufhin stand mein Großvater auf und sagte: »Vielen Dank, aber wir machen keine Geschäfte mit Ihnen.« Mein Vater erzählte mir diese Geschichte, um mir zu vermitteln, dass ich kein schlechtes Gewissen haben müsste, das Praktikum abzubrechen und Deutschland zu verlassen. Doch ich entschied mich, zu bleiben. Das war richtig, denn ich konnte der Familie zeigen, dass auch eine Jüdin blaue Augen haben kann und dass wir kein Blut für unsere Rituale verwenden.

Ein weniger krasses Beispiel, das mich dennoch unangenehm berührte, war die Einladung des Bürgermeisters in eine Synagoge, die seit dem Holocaust zweckentfremdet wurde. Es steckte zwar guter Wille hinter der Initiative, doch wurde nicht bedacht, wie schmerzhaft der Besuch dieses Gebäudes für mich sein würde.

All diese Beispiele zeigten mir eine tiefe Kluft zwischen diesen Deutschen und mir. Obwohl viele von ihnen gute Absichten hatten, legten sie keine Sensibilität und kein Wissen für meine Geschichte, meine Religion und meine Tradition an den Tag.

Seitdem beschäftigt mich durchgängig die Frage, wie ältere Deutsche, die ich getroffen habe, sich während des Zweiten Weltkriegs verhalten haben. Denn das Thema Schoah beschäftigt mich seit Langem, ich habe immer wieder Fragen gestellt. Meine Eltern haben nie mit ihren Eltern oder mit uns darüber gesprochen. In meiner Generation ist es anders. Wir fordern Antworten, da wir keine Angst haben, zu fragen. Die Schoah wurde zu einem Teil meiner Identität. Meine Schwester und ich wollten wissen, warum mein Großvater Albträume hatte. Da wir gefragt haben, begannen unsere Großeltern, die Geschichte zu erzählen.

Als ich nach Deutschland reiste, verstand ich, wie sehr der Holocaust und antisemitische Motive omnipräsent sind.

Im Rahmen von Seminarprogrammen treffe ich viele Deutsche und erzähle ihnen meine Familiengeschichte und erkläre ihnen die jüdische Religion. Und immer wieder fällt mir auf, dass gerade die Jungen sich für die Vergangenheit entschuldigen. Doch das müssen sie in meinen Augen nicht, es ist nicht ihre Aufgabe. Es ist auch nicht meine Aufgabe, ihnen die »Absolution« zu erteilen.

Doch viele wollen sich dem Holocaust nicht stellen und sprechen das Thema nicht an. Sie ziehen es vor, das Gespräch auf den israelisch-paläs-

tinensischen Konflikt zu lenken. Das ist zwar kein Antisemitismus, doch müssen auch sie sich an die Vergangenheit ihrer Familie und Eltern erinnern. Die Tatsache, dass sie nicht über die Schoah reden, bedeutet nicht, dass der Nationalsozialismus nicht Teil ihrer Geschichte ist. Um nach vorn blicken zu können, müssen auch die Deutschen sich mit ihrer Geschichte auseinandersetzen.

### 3.2 Welche Rolle spielt Israel für dich in Bezug auf Antisemitismus?

Israel ist meine Heimat. Wenn man zu Hause nicht im Schlafanzug herumlaufen kann, wo sonst? Damit meine ich, dass ich mich hier frei fühle. Niemand fragt mich nach meiner religiösen Kleidung oder, warum ich am Schabbat nicht Auto fahre. Für mich ist dieses Land ein sicherer Hafen. Ich gehöre der Generation an, die schon im Staat Israel zur Welt gekommen ist. Das gibt mir einen Rückhalt, den unsere Großeltern nicht hatten.

### 3.3 Betrachtest du Kritik an Israel als antisemitisch?

In jeder Demokratie ist es legitim, sich zu äußern, zu kritisieren und zu protestieren. Daher ist für mich die Frage nicht OB, sondern WIE. Man sollte sehr vorsichtig mit Kritik sein, wenn man mangelndes Wissen über die Situation vor Ort hat. Wenn ich keine tiefgehende Kenntnis von der Lage in anderen Ländern habe, äußere ich mich auch nicht dazu und beziehe nicht Partei. Das wäre doch dumm von mir. Dasselbe gilt für Menschen, die im Ausland leben, die die palästinensische Seite kritiklos als die schwache Seite im Konflikt ansehen. Sie verstehen nicht, dass die meisten Medien polarisieren. Doch die Situation vor Ort ist viel komplexer.

Diese auf mangelndem Wissen basierende Kritik schadet Israel. Denn sie führt dazu, dass wir unser Land nicht so schützen können, wie es erforderlich ist. Es ist also kein Antisemitismus, Israel zu kritisieren. Allerdings muss diese Kritik auf fundiertem Wissen und Multiperspektivität beruhen. Und das ist meistens nicht der Fall.

### 3.4 Siehst du eine Korrelation zwischen Antisemitismus und der israelischen Politik?

Aus meiner Sicht handelt die gegenwärtige Regierung richtig. Doch wird sie immer kritisiert werden, egal, was sie tut.

Es empört mich auch, dass die Europäerinnen und Europäer sich konstant mit dem Nahostkonflikt beschäftigen und zum Beispiel den Krieg

in Syrien viel weniger thematisieren. Und dabei wird nicht beachtet, dass dort viel mehr Menschen umgekommen sind und die Dimensionen des Krieges so viel schlimmer sind als bei uns.

### 3.5 Siehst du eine Korrelation zwischen Antisemitismus und Hass auf andere Minderheiten wie Musliminnen und Muslime, Flüchtlinge, LSBTTIQ?

Hierzu gibt es keine eindeutige Antwort, es sind viele Variationen denkbar. Antisemitinnen und Antisemiten hassen Jüdinnen und Juden in der Regel, weil sie sie als besonders erfolgreich wahrnehmen. Natürlich entsprechen diese Stereotype nicht der Realität, nicht alle Jüdinnen und Juden sind reiche Anwältinnen oder reiche Ärzte. Bei anderen Gruppen beruht der Hass auf anderen Motiven. Zum Beispiel, dass alle Musliminnen und Muslime Terroristinnen bzw. Terroristen sind. Das ist genauso falsch. Eine Antisemitin oder ein Antisemit kann Musliminnen und Muslime hassen, aber nicht unbedingt die LSBTTIQ-Gemeinschaft.

### 3.6 Ist es sinnvoll, Antisemitismus zu bekämpfen?

Wir wissen nicht, was morgen passieren kann und ob Israels Existenz für immer gewährleistet ist. Vielleicht müssen dann auch israelische Jüdinnen und Juden im Ausland leben.

Antisemitismus zu bekämpfen, heißt für mich, die Menschen zu Akzeptanz zu erziehen. Das heißt, dass sie akzeptieren und nicht nur tolerieren, dass es Minderheiten mit anderen Traditionen, Lebensweisen und Religionen gibt. Wir sind nicht identisch und das ist nicht negativ. Wenn wir Gesellschaften schaffen, in denen Unterschiede akzeptiert werden, verbessert sich die Lage für alle. Allerdings weiß ich nicht, wie man dieses Ziel umsetzen kann. Die Erfahrung zeigt, dass es nicht möglich ist, Antisemitismus und andere Formen des Rassismus zu eliminieren und aus den Köpfen der Menschen zu bekommen.

### 3.7 Sollte Israel sich im Kampf gegen Antisemitismus in Europa engagieren?

Ich weiß nicht, was Israel konkret macht, aber es sollte unbedingt etwas tun, denn es liegt im Interesse beider Seiten. Die Bekämpfung von Antisemitismus sollte Hand in Hand gehen mit dem Gedenken an die Schoah. Das ist der Weg, um die Gesellschaft für den Umgang mit Fremden und

Minderheiten zu sensibilisieren. Und Israel kann in Deutschland einen wichtigen Beitrag leisten, denn wir haben sehr viel Erfahrung auf diesem Gebiet.

## »In Berlin fühle ich mich mehr als Jüdin und Israelin als in der Heimat«

|                  |              |
|------------------|--------------|
| Geburtsjahr:     | 1978         |
| Geburtsort:      | Tel Aviv     |
| aufgewachsen in: | Israel       |
| lebt derzeit in: | Berlin       |
| Beruf:           | Büroleiterin |

### 1 Die Geschichte meiner Familie

Meine Großmutter mütterlicherseits wurde um 1915 in Vilnius, Litauen, geboren und wanderte Anfang der 1930er-Jahre in das damalige britische Mandatsgebiet Palästina aus. Sie war ein rebellischer Mensch und wollte sich durch ihre Auswanderung den Konflikten mit ihrer religiösen Familie entziehen. Diese Entscheidung sollte ihr Leben retten. In der neuen Heimat wurde sie die Mitbegründerin eines Kibbuz am See Genezareth.

Der Vater meiner Mutter wurde um 1910 im orthodoxen Jerusalemer Viertel Me'a Sche'arim geboren. Seine streng religiöse Familie stammte ursprünglich aus Russland, lebte aber schon seit mehreren Generationen in Jerusalem.

Die Eltern meiner Mutter lernten sich Ende der 1930er-Jahre kennen. Mein Opa entfernte sich zusehends von der Religion, wenn er auch zeitlebens manchen Traditionen die Treue hielt. Mit der ultraorthodoxen Familie in Me'a Sche'arim hatte er kaum noch Kontakt.

Der Vater meines Vaters stammt aus einer religiösen polnischen Familie, er wurde während des Ersten Weltkriegs geboren. Er überlebte die Schoah, sein Beruf als Elektriker rettete ihm wohl das Leben im Konzentrationslager.

Letztes Jahr haben wir durch die Dokumente des Marburger Landesarchivs erfahren, dass er zunächst in drei Konzentrationslagern in Polen gewesen war. Anschließend führte ihn sein Leidensweg nach Dresden, wo er für die Deutsche Reichsbahn Zwangsarbeit leisten musste, die letzte Station war das Ghetto Theresienstadt.



Nach der Staatsgründung wanderte er in Israel ein und kämpfte sofort im Unabhängigkeitskrieg. Anschließend ließ er sich in Herzlia nieder und arbeitete auch weiterhin als Elektriker. Er verstarb in den 1960er-Jahren, daher habe ich ihn nie persönlich kennengelernt.

Meine Oma väterlicherseits wurde 1910 als Tochter einer traditionellen jüdischen Familie in Polen geboren. Sie überlebte fast den ganzen Krieg als Partisanin im Wald, wo sie sich mit ihrer Mutter versteckt hatte. Nach Kriegsende wanderten die beiden Frauen nach Israel aus. Ihren zukünftigen Mann lernte sie unterwegs in einem Flüchtlingslager kennen. Sie kamen dann zusammen, auch mit dem Bruder meines Großvaters, nach Israel. Sie waren damals schon über 40, haben aber dennoch zwei Söhne bekommen.

Die Schoah warf dunkle Schatten über das Familienleben, mein Vater erzählte uns immer, dass die Atmosphäre zu Hause traurig war und sein Geburtstag nie gefeiert wurde.

Meine Mutter wurde 1953 als jüngstes von vier Kindern geboren. Sie hat gar keinen Bezug zur Religion. Sie war jahrelang als Buchhalterin tätig.

Mein Vater wurde 1949 geboren. Er ist Ingenieur. Er ist bis zu seinem Armeedienst religiös aufgewachsen. Bis heute fastet er zu Jom Kippur und hält auch die religiösen Gebote des Pessachfestes ein. Allerdings stört es ihn, dass Religion heute in Israel immer stärker politisiert und oft auch extrem wird.

Meine Eltern haben sich über den Freundeskreis kennengelernt. Unser Zuhause ist säkular. Meine jüdische Bildung stammt hauptsächlich aus der Schule und der Familie. Zu Hause sprachen wir viel über die Geschichte des Judentums und über die Bedeutung der Feste. Als Kind begleitete ich meinen Vater auch in die Synagoge.

Wir wohnten in Ra'anana, einer kleinen Stadt in der Nähe von Tel Aviv. Mit den Nachbarskindern bauten wir zum Laubhüttenfest die Sukka (Laubhütte) zusammen auf und feierten auch andere religiöse Feiertage zusammen. Ich empfand das damals wie ein zwangloses und schönes Straßenfest.

## 2 Meine eigene Geschichte

Ich bin 1978 in Ramat Gan, einer Stadt in der Nähe Tel Avivs, zur Welt gekommen, sechs Jahre später zogen wir nach Ra'anana. Dort besuchte ich die Schule. Als ich in der vierten Klasse war, zogen wir von 1987 bis 1989 wegen der Arbeit meines Vaters nach Nigeria. Dort ging ich zwei Jahre

lang an die amerikanische Schule und lernte Englisch. An dieser internationalen Schule waren viele arabische Kinder, aber auch viele asiatische und afrikanische.

Dieser Aufenthalt in Afrika hat mich sehr geprägt. Er hat mir die Bedeutung von Sprachkenntnissen vor Augen geführt. Darüber hinaus habe ich durch meine Mitschülerinnen und Mitschüler erfahren, dass es so viele unterschiedliche Geschichten und Narrative gibt.

Nach unserer Rückkehr nach Ra'anana freundete ich mich sehr mit einer Klassenkameradin an. Ihre Mutter war eine aus Deutschland stammende Holocaustüberlebende, die mir viel über ihre Kindheit erzählte. In ihren Geschichten klang auch viel Liebe zu Deutschland mit. Darüber hinaus habe ich in der sechsten Klasse viele Kinderbücher über den Holocaust gelesen. All diese Erfahrungen erweckten mein Interesse für die deutsche Sprache. Ich habe dann einen Sprachkurs gefunden, den ich mit drei Rentnerinnen und Rentnern besuchte.

Unsere Stadt hatte auch eine lange Tradition des Jugendaustausches mit deutschen Städten. Dafür engagierte ich mich. So kam es, dass ich ab der achten Klasse jeden Sommer nach Deutschland fuhr und wir auch regelmäßig Gäste aus Deutschland hatten.

Von 1996 bis 1997 leistete ich meinen Militärdienst, ich machte Büroarbeit. Anschließend reiste ich mit meinem damaligen Freund für ein Jahr nach Südamerika. Nach unserer Rückkehr begann ich ein Studium der internationalen Beziehungen und Nahoststudien an der Hebräischen Universität Jerusalem. Ich lernte auch Arabisch.

Ich engagierte mich auch weiterhin im Jugendaustausch mit Deutschland, es war immer sehr spannend, die Reisen vorzubereiten.

2004 begann ich ein Masterstudium der Politikwissenschaften in Tel Aviv, doch unterbrach ich dieses, als ich ein Jobangebot einer israelischen Firma in Berlin erhielt. Hierbei ging es um Wirtschaftsberatung für deutsch-israelische Projekte, einen Bereich, in dem ich immer noch tätig bin. Ich unterstütze israelische Firmen dabei, in Deutschland Fuß zu fassen, indem ich ihnen die Mentalität erkläre.

Als ich nach Berlin kam, lebten vielleicht 3000 Israelis hier. Heute wird die Anzahl auf ungefähr 15000 geschätzt. Daher kam ich mit zwei anderen Israelinnen auf die Idee, in der Stadt einen hebräischsprachigen Treffpunkt zu gründen. Also riefen wir 2007 einen Stammtisch für junge Israelinnen und Israelis ins Leben. Drei bis vier Jahre lang kamen wirklich jeden Monat ganz viele Leute dahin. Es kamen auch Deutsche dazu, die in Israel gewohnt hatten, die Hebräisch sprachen oder eine israelische Partnerin bzw. einen israelischen Partner kennenlernen wollten.

Ich finde es sehr schade, dass Israel kein Kulturinstitut in Deutschland gründet. Deshalb habe ich 2011 eine rein privat finanzierte Kulturinitiative, die moderne hebräische Kultur vorstellt, ins Leben gerufen. Wir organisierten Lesungen, Filmvorführungen und israelische Partys. Diese Idee kam mir, weil ich in Deutschland einerseits großes Interesse an Israel wahrnahm, andererseits auch viel Berührungängste. Bei Veranstaltungen in einer Synagoge oder in einem jüdischen Kulturhaus höre ich oft Fragen wie: »Darf ich da rein, wenn ich nicht jüdisch bin?« »Wie soll ich mich anziehen?« Der Polizeischutz vor jüdischen Events erhöht diese Hemmschwelle noch.

Seit vier Jahren habe ich einen deutschen Freund, der ursprünglich aus Dresden kommt. Er liebt Israel und steht Deutschland kritisch gegenüber. Seine Familie hingegen sympathisiert mit Pegida. Er würde am liebsten morgen nach Israel ziehen. Allerdings sieht man als Tourist nicht die Schwierigkeiten des Alltags.

Ob ich in Berlin bleiben werde, weiß ich noch nicht. Jetzt lebe ich hier und es ist bequem. Ich mag meinen Job und meinen Freundeskreis. Meine mittlere Schwester wohnt seit acht Jahren auch hier. Momentan genieße ich meine »Blase« in Deutschland, doch fühle ich mich hier mehr als Jüdin und Israelin als in der Heimat.

### 3 Antisemitismus – Gedanken, Erfahrungen und Positionen

#### 3.1 Wie definierst du Antisemitismus und kannst du konkrete Beispiele aus deiner Erfahrung nennen?

Antisemitismus besteht für mich aus Vorurteilen gegen Jüdinnen und Juden. Das bedeutet, jemanden aufgrund seiner jüdischen Herkunft zu erniedrigen oder schlecht zu behandeln.

Aus meiner Sicht hat Antisemitismus in Deutschland in den letzten Jahren zugenommen, gleichzeitig wird mehr darüber diskutiert als früher.

Ich erlebe »alten Antisemitismus«; mit diesem bin ich auch in der Familie meines Freundes aus der ehemaligen DDR konfrontiert worden. Ich nenne ihn »Frust-Antisemitismus«. Das ist Rassismus gegen alles, was nicht deutsch ist. Diese Menschen sind der Auffassung, dass ihnen durch Fremde alles weggenommen wird. Obwohl ich jetzt verallgemeinere, glaube ich, dass das öfter in den neuen Bundesländern zu finden ist. Der »West-Anti-

semitismus« gibt sich in meinen Augen etwas »intellektueller«, hat aber dieselben religiösen und kulturellen Wurzeln. Eine relativ neue Erscheinungsform in Deutschland und anderen europäischen Ländern ist der Hass auf Israel, den es in der Mehrheitsgesellschaft gibt, der aber verstärkt unter Muslimen zu finden ist.

Persönlich war ich eher mit »subtilem« Antisemitismus konfrontiert. Es waren Situationen, in denen die Vorurteile gegen Jüdinnen und Juden »zwischen den Zeilen« herauszulesen waren. Meistens ging es um Geld. Viele Deutsche gehen einfach davon aus, dass alle Jüdinnen und Juden Geld haben.

Es befremdete mich, als ein deutscher Kollege mich einmal anrief und fragte: »Ich plane im September eine Reise nach San Francisco und die Preise sind wirklich hoch. Kann es sein, dass das deswegen so ist, weil so viele jüdische Amerikaner über die Feiertage nach San Francisco fliegen?« Er dachte wirklich, dass die reichen Jüdinnen und Juden San Francisco überschwemmen und so die Flugpreise in die Höhe treiben. Ich antwortete ihm: »Vielleicht gibt es eine große Messe. Hast du das überprüft?« Seine Antwort lautete: »Nö, daran habe ich gar nicht gedacht.« In der Tat fand zu diesem Zeitpunkt eine riesige Cybermesse in der Stadt statt.

Obwohl ich physisch noch nie angegriffen worden bin, fürchte ich mich heute, hebräische Bücher in der U-Bahn zu lesen.

Zugleich habe ich auch Menschen aus europäischen Ländern getroffen, die ein wirkliches Interesse am Judentum und an Israel haben. Meistens waren es Menschen, die Israel besucht bzw. mit Israelinnen und Israelis gearbeitet haben. Manche engagieren sich auch in deutsch-israelischen Austauschprojekten. Daher habe ich auch viele positive Erfahrungen gemacht. Besonders beeindruckt hat mich ein Kollege, der aufgrund seiner Kooperation mit israelischen Firmen beschlossen hat, Hebräisch zu lernen. Es gibt also zwei Seiten, es sind keineswegs alle Menschen in Europa antisemitisch eingestellt. Daher beurteile ich jede Situation für sich und hüte mich vor Verallgemeinerungen, ich versuche, die jeweilige Situation zu kontextualisieren. Der Ursprung negativer Aussagen über Jüdinnen und Juden kann einfach auch nur Dummheit und Ignoranz sein.

Im Gegensatz zu früher versuche ich, zu verstehen, woher negative Klischees über Jüdinnen und Juden kommen, zumindest bei Menschen, die mir etwas näherstehen. Sonst wird es schwierig.

### 3.2 Welche Rolle spielt Israel für dich in Bezug auf Antisemitismus?

Ich bin sehr gespalten, was dieses Thema angeht. Einerseits gibt mir Israel ein Sicherheitsgefühl. Ich weiß, dass ich jederzeit zurückkehren kann, und

es ist meine Heimat. Auf der praktischen Ebene ist mir jedoch klar, dass Israel seine im Ausland lebenden Bürgerinnen und Bürger im Ernstfall de facto nicht unterstützen kann, z. B. bei tätlichen Angriffen auf diese, die es ja schon mehrmals gab.

Darüber hinaus weiß die israelische Botschaft nicht immer, wie sie mit der großen israelischen Community in Berlin umgehen soll. Und warum? Es ist Bestandteil der israelischen Staatsräson, seine Bürgerinnen und Bürger nicht darin zu unterstützen, das Land zu verlassen. Schon gar nicht, um nach Deutschland, ins Land der Täterinnen und Täter, zu ziehen. In den israelischen Medien wird viel über Israelinnen und Israelis in Berlin berichtet, oft negativ. Dabei werden viele, auch diejenigen, die das eigene Land scharf kritisieren, aufgrund ihrer Erfahrungen vor Ort moderater. Nach meiner Erfahrung ist die beste Art, als israelische Kunstschaaffende in Europa erfolgreich zu sein, diejenige, in seinen Werken Israel zu kritisieren bzw. israelisch-palästinensische Projekte zu initiieren. Doch mit der Zeit merken auch diese linken Israelinnen und Israelis, dass sie selbst letzten Endes auch als Jüdinnen und Juden wahrgenommen werden.

### 3.3 Betrachtet du Kritik an Israel als antisemitisch?

Das hängt immer vom Kontext ab, das gilt sowohl für Kritik an Israel als auch für Antisemitismus.

Sehr oft höre ich in Berlin negative Meinungen über mein Herkunftsland. Für mich stellt sich zunächst die Frage, wer diese Aussagen trifft. Es kommt auf das Wissen und auf das Verständnis an. In der Diskussion mit Journalistinnen bzw. Journalisten und Jugendgruppen lautet meine erste Frage immer: »Warst du schon einmal in Israel oder im Nahen Osten?« Wenn dies verneint wird, dann gibt es für mich keine Gesprächsgrundlage. Auf einen ernsthaften Austausch kann ich mich nur dann einlassen, wenn jemand in Israel gelebt hat, beruflich mit Israel zu tun hat oder Hebräisch und Arabisch versteht. Doch leider passiert es oft, dass Journalistinnen und Journalisten, die Israel nicht kennen, Analysen veröffentlichen. Dabei stört es sie nicht im Geringsten, dass sie nie im Land gewesen sind und keine Ahnung haben, was vor Ort wirklich los ist.

Damit meine ich solche Medienvertreterinnen und -vertreter, deren Meinung zu Israel schon von vornherein negativ ist und die ihre Artikel auf ihre Vorurteile zuschneiden. Wenn jemand sich ein Urteil über Israel ohne jegliche Grundlage bildet und auch noch eine Meinung dazu äußert, das halte ich für antisemitisch.

### 3.4 Siehst du eine Korrelation zwischen Antisemitismus und der israelischen Politik?

Die Wurzeln des deutschen Antisemitismus sind sehr alt. Heute wird Israel mit Jüdinnen und Juden assoziiert, dadurch wird vieles vermischt. Natürlich verstehe ich, wenn die Menschen auf das Leiden der palästinensischen Zivilbevölkerung mit Kritik reagieren. Ich selbst habe Kritik an Israel und man kann nicht von anderen erwarten, dass sie automatisch die Regierungspolitik unterstützen. Heute ist die Welt viel komplexer und die Menschen sind viel besser informiert als früher. Darüber hinaus leben auch arabische Israelinnen und Israelis in Berlin und berichten von ihrer Benachteiligung. All diese Faktoren müssten berücksichtigt werden.

Doch oft zeigen die Bilder aus dem Gazastreifen nur die aus dem Kontext gerissenen israelischen Bombardierungen und erwähnen die kriegesischen Handlungen der Hamas nur in einem Nebensatz.

In meinen Augen hat Israel gegenwärtig einen schlechten Ruf in der Welt, auch in Deutschland. Das liegt wie schon oben erwähnt auch an der ausländischen Berichterstattung. Darüber hinaus muss man sich die Frage stellen: »Wie funktioniert der europäische Kopf?« Meine Antwort lautet: »Er ist kompromissbereit bis zur Naivität.« Deutsche und auch andere Europäerinnen und Europäer denken so, denn sie verstehen die Situation in Israel nicht.

Dadurch können sie die Handlungen der israelischen Führung nicht nachvollziehen. So empfinde ich das. Sie sind naiver als wir, denn sie haben eine andere Lebenserfahrung.

Wenn du die Sprache der Europäerinnen und Europäer sprechen willst, musst du deine Kompromissbereitschaft zeigen und das tut die israelische Regierung nicht. Daher empfindet eine große Mehrheit der Europäerinnen und Europäer deren Politik als falsch.

Als Israelin bin ich zwar gegen die Besatzung, doch glaube ich gleichzeitig, dass man die Gefahren, mit denen Israel konfrontiert ist, klar sehen muss.

### 3.5 Siehst du eine Korrelation zwischen Antisemitismus und Hass auf andere Minderheiten wie Musliminnen und Muslime, Flüchtlinge, LSBTTIQ?

Natürlich gibt es eine Korrelation zwischen Antisemitismus und jeder Form von gruppenbezogener Menschenfeindlichkeit. All diese Phänomene setzen Vorurteile in die Welt, die zu Gewaltbereitschaft führen können. Für mich ist jede Form von Rassismus auch mit sexueller Belästigung vergleichbar.

Man sollte problematische und »verdächtige« Aussagen immer in ihren Kontext stellen und folgende Fragen zur Analyse in Betracht ziehen: »Wer trifft diese Aussage? Weshalb und mit welcher Intention? Zu wem wird diese Aussage getätigt?« Erst wenn man diese Fragen für sich beantwortet hat, sollte man sich ein Urteil bilden.

### 3.6 Ist es sinnvoll, Antisemitismus zu bekämpfen?

Es ist auf jeden Fall sinnvoll, Antisemitismus zu bekämpfen. Für mich sind Begegnungen der zielführendste Weg, um Vorurteile abzubauen. Wenn man seinem Hassobjekt als Mensch begegnet, wird die Annäherung plötzlich viel leichter. Das ist, woran ich glaube und wofür ich mich einsetze. Mir geht es darum, ein menschliches Gesicht zu zeigen, einfach Judentum und Israel zu erklären.

Zusammenfassend würde ich es auf folgenden Punkt bringen: »Wir treffen uns, auch wenn wir unterschiedliche Meinungen und Erfahrungen haben. Wir sprechen darüber und machen gemeinsam etwas Schönes daraus.«

Dazu kann ich auch persönliche Beispiele geben. Ich habe vor acht Jahren eine Tandempartnerin bzw. einen Tandempartner für Arabisch gesucht. Ein befreundeter Israeli erzählte mir von einer Freundin, einer Ägypterin, die Hebräisch lernen wollte. Als wir uns das erste Mal trafen, wusste ich nicht, was ich sagen sollte. Ich hatte Vorbehalte, dass sie vielleicht vom Geheimdienst wäre. Heute ist sie eine meiner besten Freundinnen hier. Sie spricht heute fließend Hebräisch, sie ist sehr begabt. Ich dagegen kann kaum Arabisch sprechen. Aber diese Angst am Anfang, ich traute mich nicht einmal, sie zu mir nach Hause einzuladen. Bei einer deutschen Frau wäre das selbstverständlich gewesen.

Es gibt ein sehr interessantes und sinnvolles Projekt, an dem ich auch mitgewirkt habe, »Rent a Jew« (<https://www.rentajew.org/>). Ich zitiere aus der Homepage: »*Rent a Jew*« vermittelt Juden verschiedenen Alters und Hintergrunds für Besuche in Schulen, Volkshochschulen, Universitäten oder Kirchengemeinden. Die jüdischen Teilnehmenden sind bunt wie das Judentum. Sie sind keine professionellen Referentinnen und Referenten oder Expertinnen und Experten für Politik und Religion, sondern Menschen von nebenan mit ihren ganz persönlichen Geschichten und Meinungen.« Ich habe an einigen Begegnungen teilgenommen und meine Geschichte erzählt. Dabei ging es manchmal um Israel und manchmal um Judentum. Die Zuhörenden stellten mir viele Fragen, manche konnten ihre Schüchternheit allerdings nicht überwinden. Jedenfalls habe ich festgestellt, dass

ein großer Teil des Unwissens aus der mangelnden Gelegenheit, jüdische Menschen zu treffen, herrührt.

### 3.7 Sollte Israel sich im Kampf gegen Antisemitismus in Europa engagieren?

In meinen Augen wäre die Gründung eines israelischen Kulturinstituts ein konstruktiver und richtiger Schritt, um einen Beitrag zur Aufklärung über Israel zu leisten. Doch darüber hinaus sollte Israel zurückhaltend sein.

Ich finde es problematisch, wenn israelische Politikerinnen und Politiker sich sofort zu Wort melden, sobald es einen antisemitischen Vorfall in Europa gibt.

Die israelische Regierung kritisiert aufs Schärfste, dass israelische Menschenrechtsorganisationen wie »Breaking the Silence« oder »New Israel Fund« mit europäischen Geldern gefördert werden.

In meinen Augen stellt dieses Vorgehen den Anspruch, sich in Deutschland zu engagieren, in Zweifel. Darüber hinaus ist es wenig glaubwürdig, wenn Israel den Antisemitismus in Deutschland anprangert und gleichzeitig Rassismus in seiner eigenen Gesellschaft nicht genügend bekämpft. Wenn wir offen sein und Kritik daran üben wollen, wie Deutschland jüdische Menschen behandelt, dann müssen wir auch offen für ausländische Kritik in Bezug auf die Benachteiligung der arabischen Minderheit sein.



## »Warum jetzt? Warum hier? – Meine Sicht auf Antisemitismus ist viel differenzierter geworden«

|                  |                                                                |
|------------------|----------------------------------------------------------------|
| Geburtsjahr:     | 1977                                                           |
| Geburtsort:      | Givatajim, Israel                                              |
| aufgewachsen in: | Israel                                                         |
| lebt derzeit in: | Jerusalem und Berlin                                           |
| Beruf:           | Landesbeauftragter Aktion Sühnezeichen Friedensdienste, Israel |

### 1 Die Geschichte meiner Familie

Mütterlicherseits kamen meine Großeltern aus dem Jemen. Sie wanderten schon 1929 nach Palästina ein und haben sich in Givatayim, einer Stadt in der Nähe von Tel Aviv, niedergelassen. Sie waren nicht im politischen Sinn zionistisch, sondern kamen aus religiösen Gründen. Meine Mutter wurde 1944 geboren.

Meine Großmutter väterlicherseits stammt aus Warschau. Sie wanderte 1930 als junge Frau nach Palästina ein. Mein Großvater wanderte schon 1921 ein, er war überzeugter Zionist. Beide Familien ließen sich hier nieder und irgendwann trafen meine Großeltern sich. Mein Vater kam 1943 in Tel Aviv zur Welt.

Die beiden Familien wohnten relativ nah nebeneinander. Die Kinder spielten damals in den Straßen miteinander, so haben sich meine Eltern kennengelernt. Sie sind zusammen, seit sie 16 Jahre alt sind. Mitte der 1960er-Jahre haben sie geheiratet. Mein Bruder wurde 1968 geboren.

Väterlicherseits waren meine Großeltern traditionell, sie haben zu Hause die jüdischen Speisegesetze eingehalten und mein Opa ging regelmäßig in die Synagoge. Aber ich glaube nicht, dass sie sich als religiös bezeichnet hätten. Die Familie meiner Mutter war religiös und hielt sich an die Gebote des Judentums. Mein Großvater war Rabbiner. Er war dem Glauben sehr verbunden, aber versuchte nicht, mir seine Überzeugungen aufzuzwingen.

Unser Zuhause war hingegen keineswegs von Religion geprägt. Eigentlich hätte meine Mutter gern einen koscheren Haushalt geführt, doch sie merkte schnell, dass das nicht funktionieren würde. Die Liebe zu ihrem Ehemann war ihr schließlich wichtiger. Dennoch hat die Tradition eine Rolle gespielt, zum Beispiel haben wir beim Schabbatessen bei den Großeltern immer den Kiddusch gesprochen. Mit diesem Segensspruch, den man über einem Becher Wein aufsagt, wird der Schabbat eingeleitet. Daher ist mir die jüdische Religion nie fremd gewesen. Ich bin mit einer großen Liebe zur jüdischen Religion und Kultur aufgewachsen. Ich habe das nie als Bedrohung oder Zwang empfunden. Wenn ich bei meinen Großeltern war, störte es mich keineswegs, mich um ihretwillen an die religiösen Vorschriften zu halten.

Mein Vater arbeitete für ein staatliches Busunternehmen als Elektriker, meine Mutter war Bankangestellte.

## 2 Meine eigene Geschichte

Ich bin 1977 in Givatayim geboren und dort zur Schule gegangen. Von 1996 bis 1999 habe ich den obligatorischen Militärdienst absolviert. Meine Aufgabe dort bestand in der Entwicklung von Bildungsprogrammen.

Ab meinem 14. Lebensjahr war ich auch als Ton- und Lichttechniker für Theater und Bühne tätig. Später gründete ich mein eigenes Unternehmen und arbeitete für verschiedene Theater. Parallel dazu betreute ich als Reiseleiter Bildungsreisen für israelische Schulklassen. Diese Tätigkeit entsprang meiner persönlichen Neigung, denn Geschichte und Geografie interessierten mich sehr. Daher studierte ich dann auch Geschichte und Archäologie. Nebenher engagierte ich mich ehrenamtlich für die Israeli Gay Youth Organisation. Dort begleitete ich als Guide das erste Austauschprogramm mit der deutschen Organisation Lambda (<https://www.lambda-online.de/>). Dort lernte ich auch einen der deutschen Teilnehmer näher kennen und seitdem sind wir ein Paar.

Anfangs pendelten wir. Dann machte er ein Freiwilligenjahr in Israel und 2006 ging ich für ein Freiwilligenjahr mit der Aktion Sühnezeichen Friedensdienste nach Deutschland. Ich blieb dann bis März 2017 in Berlin. In dieser Zeit arbeitete ich als Freiwilliger im Haus der Wannseekonferenz. Dort machte ich Führungen, entwickelte und leitete Seminarprogramme und engagierte mich im Bereich historische und politische Bildung. Hierbei stand für mich der religiöse und interkulturelle Aspekt immer im Vor-

dergrund, in Bezug auf Israel im Besonderen und auf multikulturelle Gesellschaften im Allgemeinen. Ich habe mich bewusst nicht nur auf israelisch-deutsche Beziehungen beschränkt. Der interreligiöse christlich-muslimisch-jüdische Dialog war ein weiterer Schwerpunkt meiner Bildungsprojekte.

In dieser Zeit sah ich die Stellenausschreibung für den Landesbeauftragten Israel der Aktion Sühnezeichen Friedensdienste. Diese Aufgabe sah ich als Herausforderung an und ich habe mich mit Erfolg beworben. Seit 2017 bin ich für die Freiwilligen und auch für die Bildungsprogramme in Israel verantwortlich. Seitdem pendle ich zwischen Israel und Berlin.

### 3 Antisemitismus – Gedanken, Erfahrungen und Positionen

#### 3.1 Wie definierst du Antisemitismus und kannst du konkrete Beispiele aus deiner Erfahrung nennen?

Antisemitismus definiere ich als Ressentiments gegenüber oder negative Gedanken gegen Jüdinnen und Juden, weil sie Jüdinnen und Juden sind. Die konkrete Person wird ignoriert und stattdessen werden die Jüdinnen und Juden als Kollektiv ohne jegliche Differenzierung negativ besetzt.

Ich habe mehrere Situationen erlebt, in denen ich mit antisemitischen Aussagen konfrontiert war. Im Haus der Wannseekonferenz, das die Gräueltaten der Shoah thematisiert, hörte ich manchmal am Ende einer Führung: »Ja, ja, aber was die Juden heute mit den Palästinensern tun, ist dasselbe.« Solche Kommentare vollzogen eine vollkommen inakzeptable Gleichsetzung von der Besatzung von palästinensischen Gebieten durch Israel und der Shoah. Insofern kann man davon ausgehen, dass solch eine Aussage nicht auf dem Wunsch nach einer seriösen Analyse beruht, sondern es darum geht, Israel zu dämonisieren und dadurch zu delegitimieren. Das ist ganz klar sekundärer Antisemitismus.

Es ist für mich also eindeutig eine antisemitische Aussage. Ein anderes Beispiel, das mir einfällt: Ein Schüler muslimischer Herkunft meinte: »Ja, es ist richtig, was Hitler damals mit Juden gemacht hat!«

Doch ich versuche auch immer, der wahren Ursache für solche Aussagen auf den Grund zu gehen. Denn es ist leicht, sie abzutun, indem man denkt: »Dieser Idiot ist ein Antisemit.« Gerade bei jungen Menschen versuche ich, zu klären, warum sie sich judenfeindlich äußern. Warum jetzt? Warum hier?

Im August 2018 machte ich diesbezüglich eine sehr aufschlussreiche Erfahrung in Berlin. Eine arabisch-palästinensische Jugendorganisation lud mich ein, für ihre Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter ein Seminar zum Thema Antisemitismus zu leiten. Ich war erstaunt, wie wenig Wissen die Teilnehmenden über die Geschichte des Antisemitismus und seine unterschiedlichen Komponenten hatten. Ich zeigte ihnen die historischen Grundlagen des Judenhasses und den Mechanismus der Stereotypisierung auf. Sie hörten mir aufmerksam zu und setzten sich mit meinen Argumenten auseinander.

Dann kamen wir zum schwierigen Thema der Kritik an Israel. Sie meinten, dass in Deutschland Kritik an Israel automatisch mit Antisemitismus gleichgesetzt wird. Den Antisemitismusbericht der Regierung hatten sie auch so interpretiert. Daraufhin erklärte ich ihnen, dass es durchaus legitim sei, die Politik des Landes und die Besatzung zu kritisieren, und dass Antisemitismus erst dann ins Spiel käme, wenn Israel dämonisiert und seine Existenz delegitimiert wird.

Die konstruktive Atmosphäre und rationale Auseinandersetzung ermöglichte diesen jungen Palästinenserinnen und Palästinensern, neue Erkenntnisse zu gewinnen. Die Dekonstruktion ihrer Vorurteile besänftigte auch ihren Zorn auf Deutschland. Auch dieses Beispiel zeigt mir, dass hasserfüllte Sprüche meist im Grunde genommen ein Ruf nach Aufmerksamkeit sind. Wenn ich solch einen Mechanismus identifiziere, komme ich mit den Jugendlichen ins Gespräch und dekonstruiere ihre Aussagen. Ich zeige ihnen die Unterschiede zwischen dem Nahostkonflikt und dem Holocaust auf, ohne berechtigte Kritik vom Tisch zu wischen. Dann öffnen sie sich für ein differenziertes Bild. Im Grunde haben sie Angst, in der deutschen Gesellschaft nicht gehört zu werden, deshalb provozieren sie. Sie verwenden antisemitische Mechanismen, um eigene Ziele zu erreichen, die nicht zwangsläufig mit der Ablehnung von Jüdinnen und Juden zu tun haben. Doch diese jungen Menschen haben die Erfahrung gemacht, dass die Bezugnahme auf Israel und jüdische Menschen eben funktioniert.

Meine Sicht auf Antisemitismus hat sich verändert. Ich habe mich intensiv mit dem Thema beschäftigt und viel Neues gelernt. Dadurch ist meine Wahrnehmung differenzierter und vielschichtiger geworden. Es ist nicht alles Antisemitismus, nicht jede Form der Kritik ist Antisemitismus. Ich erlebe das in Deutschland und auch in Israel. Bei vielen Gesprächen, die ich hier in Israel führe, fragt man mich sofort: »Du lebst in Deutschland. Hast du keine Angst auf der Straße?« Meine Antwort lautet dann: »Nee, Leute. Ihr lebt mit Bildern, die die Realität in Deutschland nicht widerspiegeln.« Meinen Alltag in Berlin empfinde ich als normal.

### 3.2 Welche Rolle spielt Israel für dich in Bezug auf Antisemitismus?

Israel ist für mich definitiv Fluchort. Damit meine ich, dass es mir immer Schutz vor Verfolgungen geben wird. Hierher kann ich immer zurückkommen. Das ist heute auch wichtig. Wenn es zu einer Eskalation im israelisch-palästinensischen Konflikt kommt, ist die Sicherheit der Jüdinnen und Juden überall gefährdet. Wenn etwas passiert oder jemand gegen Jüdinnen und Juden hetzt, dann kann Israel reagieren.

### 3.3 Betrachtetest du Kritik an Israel als antisemitisch?

Es gibt diese drei D-Kriterien, die ich sehr gut finde, um zu prüfen, ob Kritik legitim ist oder nicht. Das bedeutet, wenn Kritik an Israel von doppelter Moral, Dämonisierung und Delegitimierung des Staates Israel geprägt ist, dann ist sie antisemitisch.

Grundsätzlich ist Kritik an israelischer Politik jedoch nicht nur legitim, sondern auch für mich als Israeli sehr erwünscht. Ich glaube, dass gute Freundinnen und Freunde (und nur gute Freundinnen und Freunde) ehrlich kritisieren dürfen. Ihrer Sorge, dass etwas falsch läuft, sollen sie Ausdruck verleihen. Dann kann man reden und auch streiten. Das ist nicht unbedingt antisemitisch. Wenn jede Kritik sofort als antisemitisch abgekan wird, bedroht das m.E. die Existenz Israels. Ich glaube, dass Kritik und offene Debatten im In- und Ausland ein wichtiger Bestandteil einer gesunden Gesellschaft und Demokratie sind. Deshalb finde ich auch die innerisraelische Debatte, in der die Entscheidungstragenden jede Kritik von außen und von innen abzuwürgen versuchen, sehr besorgniserregend.

### 3.4 Siehst du eine Korrelation zwischen Antisemitismus und der israelischen Politik?

Es gibt einen Anstieg von Demonstrationen, wenn der Nahostkonflikt eskaliert. Wenn es zu keiner verbalen oder physischen Gewalt kommt, ist das legitim und nicht automatisch antisemitisch.

Doch, wenn Israelinnen und Israelis oder Menschen, die für Israel demonstrieren, attackiert werden, dann ist das ganz klar zu verurteilen.

Wenn jemand, der eindeutig als Jüdin oder Jude zu erkennen ist (z.B. weil sie/er aus der Synagoge kommt), genau aus diesem Grund angegriffen wird, dann ist das zweifelsohne Antisemitismus. Jüdinnen und Juden automatisch mit Israel zu identifizieren, ist falsch. Der jüdische Publizist Michel Friedman bringt das immer sehr gut auf den Punkt: »Warum sagen

Sie »Warum macht ihr ...?« Ich bin ein deutscher Staatsbürger, ich habe kein Recht, für Israel Entscheidungen zu treffen. Ich bin nicht Israel und auch kein Vertreter des Staates Israel.«

Auf der anderen Seite sehe ich eine Gefahr, die von israelischen Rechtspopulisten ausgeht. Sie definieren jeden Vorfall als antisemitisch und schieben damit der Selbstkritik einen Riegel vor. Wenn jede Kritik am Staat Israel automatisch als Antisemitismus abgetan wird, dann stellt sich die Frage, inwieweit die israelische Gesellschaft kritikfähig bleiben kann.

### 3.5 Siehst du eine Korrelation zwischen Antisemitismus und Hass auf andere Minderheiten wie Musliminnen und Muslime, Flüchtlinge, LSBTTIQ?

Menschen, die ausgrenzen, beschränken sich nicht auf eine Gruppe. Wenn jemand Antisemitin bzw. Antisemit ist, dann ist es wahrscheinlich, dass sie bzw. er auch Flüchtlinge und Schwule ablehnt. Es gibt vielleicht Ausnahmefälle, doch von meiner Erfahrung her funktioniert der Ausgrenzungsmechanismus so.

### 3.6 Ist es sinnvoll, Antisemitismus zu bekämpfen?

Es ist wichtig, Antisemitismus zu bekämpfen. Bildungs- und Begegnungsarbeit sowie didaktische Programme sind ein wichtiges Instrumentarium, um der Ignoranz und Vorurteilen, die sich bei manchen auch mit einer (negativen) Faszination für das Judentum und Israel verbinden, entgegenzuwirken. Kennenlernen und Austausch bewirkt Verständnis und Interesse.

Es hilft in meinen Augen wenig, wenn Vorurteile der Schülerinnen und Schüler von den Erwachsenen abgewürgt werden: »Das darfst du nicht sagen, das ist nicht legitim!« Man kann das zwar als Bekämpfung von Antisemitismus betrachten, doch es stellt sich die Frage, was damit erreicht werden kann. Haben wir die Meinung der Jugendlichen tatsächlich verändert? Verstehen wir, warum sie sagen, was sie sagen? Lehrkräfte reagieren oft so, denn ihnen fehlen die Werkzeuge, um mit solchen herausfordernden Situationen umzugehen. Sie haben selbst zu wenig Wissen, um in Diskussionen mit ihren Schülerinnen und Schülern einzusteigen. Deshalb mangelt es ihnen an Sicherheit, konstruktive Gespräche zu führen.

Wenn wir zum Beispiel Lehrerfortbildungen betrachten: Wer kommt zu solchen Fortbildungen? Das sind Lehrkräfte für Politik, Ethik, Geschichte. Doch solche Situationen beschränken sich nicht auf diese Fächer. Das kann auch der Mathematiklehrkraft während der Projektwoche passieren. Diese

weiß dann nicht, wie sie auf rassistische und antisemitische Sprüche reagieren soll.

Dasselbe gilt auch für die Arbeitswelt. Deshalb ist es notwendig, Fortbildungen auch in der Breite der Gesellschaft anzubieten.

### 3.7 Sollte Israel sich im Kampf gegen Antisemitismus in Europa engagieren?

Israel kann ganz klar an der Bekämpfung von Antisemitismus beteiligt werden. Es stellt sich aber die Frage, wie stark, wie weit und mit welchen Maßnahmen. Die Art und Weise, wie das heute gemacht wird, bringt wenig.

Ich befürchte, dass die israelischen Verantwortlichen die Situation und den Diskurs vor Ort nicht kennen. Es ist mir manchmal peinlich, wenn ich PowerPoint-Präsentationen von Ministerien sehe, die die Erfolge der israelischen Gesellschaft vorführen. Letztere freuen mich persönlich zwar und ich finde sie großartig. Doch glaube ich nicht, dass dieser Ansatz Antisemitismus entgegenwirkt. Ich halte es auch nicht für eine gute Strategie, mit diesen Argumenten gegen die Kampagnen von BDS (Boycott, Divestment and Sanctions) anzugehen. Vielmehr sollte man der deutschen Öffentlichkeit klarmachen, dass BDS eindeutig antisemitische Tendenzen hat und ein Teil seiner Aktivistinnen und Aktivisten aus antisemitischen Motiven handelt.

Darüber hinaus sollte der deutschen Öffentlichkeit vermittelt werden, dass die Positionen der israelischen Bevölkerung in Bezug auf den Konflikt mit den Palästinenserinnen und Palästinensern sich durch Boykott nur noch verhärten werden. Denn Letzterer schürt die Angst vor Antisemitismus, bewirkt Abwehr und schafft Feindbilder.

Sonja K.

## »Antisemitismus sollte als Problem der jeweiligen Gesellschaften verstanden werden und nicht als Problem der Juden«

|                  |                                      |
|------------------|--------------------------------------|
| Geburtsjahr:     | 1976                                 |
| Geburtsort:      | Moskau                               |
| aufgewachsen in: | Moskau                               |
| in Israel seit:  | 2007                                 |
| lebt derzeit in: | Jerusalem                            |
| Beruf:           | Tour Operator bei einer Reiseagentur |

### 1 Die Geschichte meiner Familie

Meine Eltern ließen sich scheiden, bevor ich geboren wurde, daher weiß ich über die Seite meines Vaters nichts Genaues. Beide stammen aus jüdischen Moskauer Familien.

Mein Großvater mütterlicherseits wurde 1916 in der Ukraine geboren. Er ist in Nikolajew, einer jüdischen Kleinstadt, aufgewachsen. Seine Muttersprachen waren Jiddisch und Ukrainisch, im Alter von 14 Jahren ist er nach Moskau umgezogen. Dort hat er Russisch gelernt und studiert. Meine Großeltern gehörten zur ersten Generation von Jüdinnen und Juden, denen es erlaubt war, zu studieren. Später hatte mein Großvater einen hohen Posten im Ministerium für Verlagswesen, er war der einzige Jude im ganzen Ministerium oder zumindest der einzige, der es so weit gebracht hatte.

Meine Großmutter mütterlicherseits kommt aus einem ganz kleinen Dorf namens Lachi an der weißrussisch-polnischen Grenze. Sie wurde 1924 geboren, wuchs jedoch ab ihrem zweiten Lebensjahr in Moskau auf und fuhr nur für die Sommerferien zu ihren Großeltern. Unter ihren Vorfahren waren Rabbiner, daher war ihr der jüdische Glaube nicht fremd.

Von meiner Familie war niemand im Konzentrationslager, mein Großvater war in der sowjetischen Armee und kämpfte gegen Nazi-Deutschland. Das Dorf meiner Großmutter wurde nach dem Überfall auf die Sowjet-



union von den Nationalsozialisten im Juni 1941 zerstört. Die Jüdinnen und Juden dort wurden nicht in Konzentrationslager deportiert, sondern vor Ort umgebracht. Meine Oma überlebte nur, weil sie im Sommer 1941 noch ihren Abiturabschlussball in Moskau feiern wollte, deshalb war sie nicht früher in das Dorf ihrer Großeltern gefahren. Als dann die deutschen Truppen kurz vor Moskau standen, wurde sie in den Ural evakuiert. Dort hauste sie mit vierzehn anderen Jüdinnen und Juden in einem Keller. Natürlich bin ich mit diesen und anderen schrecklichen Erzählungen aufgewachsen.

Ich bin in einem jüdischen Haus groß geworden, wobei nicht eindeutig klar war, wie das Jüdische definiert wurde. In der Sowjetunion war Religion offiziell verpönt. Da mein Großvater nach dem Krieg überzeugter Kommunist war, lehnte er jede Form von Glauben ab. Da der religiöse Aspekt weggebrochen war, verstand meine Familie – wie die meisten jüdischen Menschen in der Sowjetunion – unter dem Jüdischen eher die Zugehörigkeit zu einer Gemeinschaft. Meine Großeltern sprachen tagtäglich Russisch miteinander, aber wenn sie Geheimnisse vor uns bewahren wollten, dann bedienten sie sich plötzlich des Jiddischen. Jüdische Witze wurden erzählt, sie hatten jüdische Freunde. Meine Oma hat öfter gesagt: »Ich bin sehr dankbar, dass Stalin gestorben ist, denn sonst wären wir alle nicht hier!« Damit spielte sie auf Stalins Pläne an, die Jüdinnen und Juden 1953 nach Sibirien zu deportieren.

Meine Mutter wurde 1954 in Moskau geboren. Sie studierte später Biochemie, promovierte und unterrichtete an einer Hochschule. Als ich acht Jahre alt war, heiratete meine Mutter noch einmal. Mein Stiefvater wurde 1953 als Sohn einer jüdischen Familie auch in Moskau geboren. In meinem Leben hat er die Vaterrolle übernommen. Meine Eltern waren einerseits angepasste sowjetische Bürger, hatten andererseits wie auch meine Großeltern viele jüdischen Freunde. Jüdische Traditionen spielten praktisch keine Rolle in unserem Leben. Trotzdem verzichteten wir nie auf unser Brot, wenn wir zum Pessachfest von der Synagoge in Moskau Matzen bekamen. Im Hinterkopf war es beiden Generationen immer klar, dass ihre jüdische Herkunft in der Sowjetunion für die Außenwelt immer eine Rolle spielen würde.

Da mein Stiefvater jahrelang als Tänzer in einem jüdischen Theater arbeitete, gab es bei uns eine stärkere Verbindung zur jüdischen Kultur als in anderen Familien. Auf dem Programm des Theaters standen sowohl jüdische Klassiker wie »Tewje der Milchmann« als auch Folkloretänze oder modernes Drama mit jüdischer Thematik. Die Ensemblemitglieder waren meist Jüdinnen und Juden, die Tänzer und Tänzer sowie Sängerinnen und Sänger lernten und sangen Jiddisch. Als das Theater Anfang der 1990er-

Jahre zerfiel, war mein Vater lange arbeitslos und landete letztlich als Verkäufer in einem Kiosk.

In dieser Zeit der Perestroika, dem Zerfall der kommunistischen Sowjetunion, gestaltete sich das Leben chaotisch. Viele Menschen konnten nicht mehr in ihrem erlernten Beruf arbeiten, das galt auch für meine Mutter. Sie handelte damals mit Waren wie Schmuck und Zucker.

Obwohl wir in der Sowjetunion nicht unterdrückt wurden, lebten wir dort immer auf gepackten Koffern, zumindest meine Eltern und ich. Meine Großeltern interessanterweise nicht. Es hat zwar gedauert, doch letztlich sind wir gegangen.

Im Jahr 2001 wanderten meine Eltern mit meinem Bruder zusammen nach Kanada aus, wo sie heute noch leben. Meine Großeltern blieben in Moskau, mittlerweile sind sie gestorben. So hat sich unsere Familie über mehrere Kontinente zerstreut.

## 2 Meine eigene Geschichte

Ich bin 1976 in Moskau geboren worden und habe bis zu meinem 17. Lebensjahr dort gelebt. Die russische Sprache und Kultur waren und sind ein Teil von mir. Am Gymnasium hatte ich das Glück, dass der Schulleiter, viele Lehrkräfte und auch viele Schülerinnen und Schüler selbst jüdisch waren. In der Schule hatte ich erweiterten Deutschunterricht.

Damals wurde ein Abkommen zwischen Nordrhein-Westfalen und Russland abgeschlossen, dass jedes Jahr drei bis fünf Schülerinnen und Schüler in Bonn studieren dürfen. Dieses Programm existiert bis heute, ich gehörte zur ersten Gruppe, die 1993 nach Deutschland ging. Nachdem ich ein halbes Jahr lang ein Studienkolleg – eine Einrichtung, in der Studienbewerberinnen und Studienbewerber mit einer ausländischen Hochschulzugangsberechtigung, die nicht als dem deutschen Abitur gleichwertig anerkannt ist, auf ein wissenschaftliches Studium an einer deutschen Hochschule vorbereitet werden – besucht hatte, begann ich mein Studium der Kunstgeschichte. Ich habe sieben Jahre in Bonn gelebt. Neben meinem Hauptfach Kunstgeschichte studierte ich vergleichende Religionswissenschaft. Damals begann ich auch, mich mit dem Judentum zu beschäftigen. Ich bin kein gläubiger Mensch, die Religion interessiert mich eher von der wissenschaftlichen Seite her. Dennoch ist mir damals zum ersten Mal klar geworden: »Aha, das betrifft ja auch mich, das sind ja auch meine Wurzeln.«

Danach besuchte ich acht Monate lang meine Eltern in Toronto, doch ich beschloss, dass ich dort nicht bleiben wollte, und zog nach Berlin. Ich mochte die Stadt sehr. 2001 habe ich begonnen, im damals neu eröffneten Jüdischen Museum als Guide zu arbeiten. Durch diese Tätigkeit habe ich mich noch mehr mit jüdischer Identität beschäftigt. Zu dieser Zeit habe ich auch meinen Mann kennengelernt, der mich noch stärker mit diesem Thema in Berührung brachte. Ich begann, zu Jom Kippur in die Synagoge zu gehen und das Pessachfest zu feiern. Das war mir alles neu und es interessierte mich zunehmend. Als wir 2003 in Berlin heirateten, war klar, dass es eine jüdisch-religiöse Hochzeit unter einer Chuppa sein würde. Meine Kinder sind 2004 und 2006 geboren worden und auch hier war es für uns selbstverständlich, dass unser Sohn gemäß der jüdischen Tradition beschnitten werden sollte. Heute wäre ich in Bezug auf diese Rituale skeptischer und würde mich fragen, ob ich das überhaupt möchte.

Nach einiger Zeit schlug mir mein Mann vor, nach Israel zu ziehen, das setzten wir 2007 auch um. Damals hatte ich überhaupt keinen Bezug zu Israel, für mich war es ein Land, in dem es einen schönen Strand gibt und Busse in die Luft fliegen. Wir wollten, dass unsere Kinder in einem Land, wo das Jüdischsein etwas vollkommen Normales ist, jüdisch aufwachsen. Dabei war es uns gar nicht so wichtig, dieses Jüdischsein genauer zu definieren. Israel schien uns dafür das passendere Land zu sein. Obwohl die Initiative, nach Israel zu gehen, ursprünglich von meinem Mann ausging, hatte ich ab dem ersten Tag das Gefühl, dazuzugehören. Und dieses Gefühl habe ich nie zuvor gekannt.

Ich habe in Tel Aviv Hebräisch gelernt, meinen Führerschein gemacht, mich um die damals noch kleinen Kinder gekümmert. Es war eine spannende Zeit, da mir vieles hier neu und auch fremd war – die israelische Mentalität, die Lautstärke, die Hitze, der Umgang miteinander, die Politik.

Meine Arbeit in Israel ist von Anfang an mit der deutschen Sprache verbunden. Zuerst war ich Redakteurin bei einer deutschsprachigen Zeitung, danach arbeitete ich in einer Rechtsanwaltskanzlei, die sich mit der Auszahlung der sogenannten Ghattorenten an Holocaustüberlebende befasste. Vor viereinhalb Jahren sind wir nach Jerusalem gezogen, seitdem bin ich im Tourismus, in der Logistik, d. h. in der Organisation von Reisen meist deutscher Gruppen nach Israel, Palästina und Jordanien, beschäftigt. Jerusalem ist eine sehr interessante Stadt. Man reduziert sie zu oft auf die »gespannte Lage« und die Dominanz von Religiösen. Das ist der Blick von außen, die Stadt hat viel mehr zu bieten. Wären wir in Tel Aviv geblieben, hätte ich nur eine Seite Israels kennengelernt.

### 3 Antisemitismus – Gedanken, Erfahrungen und Positionen

#### 3.1 Wie definierst du Antisemitismus und kannst du konkrete Beispiele aus deiner Erfahrung nennen?

Antisemitismus ist ganz einfach Hass gegen Jüdinnen und Juden. Gestern habe ich meinem zwölfjährigen Sohn erzählt, dass ich ein Interview zum Thema Antisemitismus gebe. Er fragte mich: »Was ist das?« Ich antwortete ihm: »Das ist, wenn man alle Jüdinnen und Juden hasst.« Er entgegnete mir: »Aber du magst doch Juden.« Ich versuchte, ihm klarzumachen, dass ich nicht automatisch alle Jüdinnen und Juden mag, nur weil sie jüdisch sind, und dass Antisemitismus im Grunde genommen als Problem der jeweiligen Gesellschaften verstanden werden sollte und nicht als Problem der Jüdinnen und Juden. Es war interessant, dass mein Sohn nicht wusste, was Antisemitismus eigentlich ist.

Grundsätzlich habe ich keine Lust, mich tagtäglich mit Antisemitismus zu beschäftigen. Denn mir persönlich bringt es nichts – ich weiß ja, wie ich bin. Nun ist es aber leider so, dass wir oft fremddefiniert werden, dieser Tatsache kann man sich nicht entziehen. Denn egal, wie wir uns selbst wahrnehmen, projiziert die Außenwelt oft ihre Vorurteile auf Jüdinnen und Juden.

In Russland habe ich Alltagsantisemitismus erlebt. Ich erinnere mich an ein Beispiel aus meiner Kindheit. Unsere Familie war finanziell besser gestellt als die meisten meiner Mitschülerinnen und Mitschüler. Das führte zu Neid. Es wurde gesagt: »Ah, diese Juden mit Geld ...«, manchmal wurde uns das auch direkt ins Gesicht gesagt. Da es nicht oft vorkam, nahm ich es mir nicht so zu Herzen. Vielmehr kränkte mich, dass mir die Eltern eines Mitschülers, den ich oft besuchte, einmal vorwarfen, dass ich nur käme, um bei ihnen zu essen. Damals war ich neun Jahr alt. Nach diesem Vorfall ging ich nicht mehr zu dieser Familie nach Hause. Meine Eltern waren damals fest davon überzeugt, dass das Verhalten dieser Eltern antisemitischer Natur sei. Die Freundschaft mit dem Jungen selbst blieb dennoch erhalten.

In Deutschland begegnete ich nur einmal sehr heftigem Antisemitismus. Das war im Wohnheim. Wir hatten einen ägyptischen Studenten, er wusste nicht, dass ich jüdisch bin. Er schwang antisemitische Reden über Israel sowie die Jüdinnen und Juden: Diese beherrschten uns alle, seien für die Armut in Ägypten und im Rest der Welt verantwortlich, sie seien gierig und machtbesessen; Israel gehöre ausgemerzt, sie seien das Übel und

der Teufel, sie verachteten den Islam; schade, dass Hitler sein Werk nicht vollendet habe etc. Das war mir sehr unangenehm.

Durch meine Arbeit am Jüdischen Museum habe ich gelernt, dass die Vorurteile gegen Jüdinnen und Juden in vielen Köpfen sitzen. Wie oft habe ich den Satz gehört: »Ihr seid doch alle reich.« Genauso absurd ist es, wenn Jüdinnen und Juden in der Diaspora die Politik Israels vorgehalten wird. Da werden jüdische Menschen für die Politik Israels angeklagt, die möglicherweise noch nie in ihrem Leben in Israel gewesen sind. Das sind die typischen Erfahrungen, die ich dort gemacht habe.

Ansonsten bin ich eher Angst vor dem Fremden begegnet, dieser Angst, die die Deutschen bis heute vor allem Fremden hegen. Das gilt nicht nur Jüdinnen und Juden, sondern allem Fremden gegenüber. Deshalb konnte ich mich in Deutschland nicht dazugehörig fühlen. Es ist schwer, zu erklären: Anfangs spürte ich das weniger, weil ich in einem Studentenmilieu lebte, in dem auch viele andere Ausländerinnen und Ausländer waren. Doch später merkte ich, dass es sehr schwer ist, sich vollkommen dazugehörig zu fühlen, wenn man keinen deutschen Namen trägt und mit Akzent spricht. Obwohl ich schon lange deutsche Staatsbürgerin war, vermittelten mir viele das Gefühl, dass ich nicht dazugehöre. Beispielsweise wurde ich, als ich im Jüdischen Museum arbeitete, oft gefragt, ob ich eine ausländische Stipendiatin sei. Das war keine Bosheit, sondern einfach der Tatsache geschuldet, dass Deutschland sich nicht als Einwanderungsland versteht wie z.B. Kanada oder Israel. In diesen Ländern kommt niemand auf die Idee, jemanden, der die Landessprache nicht perfekt spricht, zu fragen, wie lange er bleibt. In Deutschland wird man immer als Gast und nicht als Teil der Gemeinschaft angesehen.

Als ich jung war, habe ich mich mit Antisemitismus nicht auseinandergesetzt, weil ich mich damals weniger als Jüdin gefühlt habe als heute. Darüber hinaus lebe ich jetzt in Israel. Wenn Jüdinnen und Juden kein Thema sind, dann ist Israel immer ein Thema. Zweifellos ist das Thema in meinem Leben präsenter als in der Vergangenheit.

### 3.2 Welche Rolle spielt Israel für dich in Bezug auf Antisemitismus?

Israel gibt mir grundsätzlich eine gewisse Sicherheit. Zunächst einmal ist Israel (immer noch) ein Rechtsstaat, dem ich um einiges mehr vertraue als z. B. dem russischen Staat. Es gibt unabhängige Gerichte, eine freie Presse, Gewaltenteilung etc.

Hinzu kommt, dass ich hier den Sicherheitskräften vertrauen kann. Zumindest, was mich als Jüdin angeht. Ich spreche natürlich nicht für die

arabische Bevölkerung und für andere Bevölkerungsgruppen. Die haben wahrscheinlich ein ganz anderes Bild.

Jeder in der Diaspora lebende jüdische Mensch weiß, dass er im schlimmsten Fall hierher einwandern kann. Früher haben Jüdinnen und Juden in der Diaspora große Anstrengungen unternommen, um sich anzupassen – in der Hoffnung, langfristig als gleichberechtigte Bürgerinnen und Bürger ein sicheres Leben führen zu können. Sie hatten kein anderes Zuhause. Heute ist es anders.

Ich kann mir genauso gut vorstellen, woanders zu wohnen. Wenn ich meinen Mann nicht getroffen hätte, wäre ich jetzt wahrscheinlich nicht hier. Hingegen kann ich mir keineswegs vorstellen, wie jüdisches Leben in der Diaspora heute aussehen würde, wenn es Israel nicht gäbe. Ich bin froh, dass es Israel gibt.

### 3.3 Betrachtet du Kritik an Israel als antisemitisch?

Nein. Ich stehe selbst nicht hinter der Besatzung und auch nicht hinter vielen anderen Dingen, die gegenwärtig in der israelischen Politik passieren. Sicher gibt es viele Deutsche, die sich selbst nicht bewusst sind, dass sie Israel auf Basis ihres eigenen Antisemitismus kritisieren. Doch gibt es genauso viele Deutsche, denen ich zugestehe, die israelische Regierung zu kritisieren bzw. falsches Handeln auch zu benennen. Ich ärgere mich, wenn nicht jüdische Deutsche Israel kritisieren, ohne Näheres über die Situation vor Ort zu wissen. Wenn ich Kritik als unberechtigt empfinde, dann wehre ich mich. Das merke ich z. B. bei Touristinnen und Touristen, mit denen ich arbeite. Oft haben sie ein vorgefertigtes Schwarz-Weiß-Bild. Wenn man hier lebt, weiß man, dass die Situation nicht so einfach ist, wie sie von außen wahrgenommen wird. Immer dieses fast kindische Bestreben: »Warum könnt ihr denn nicht miteinander? Schließt doch Frieden, gebt einander die Hand.« Klar, dafür bin ich auch. Doch, wenn man sie nach ihren Lösungsvorschlägen befragt, dann haben sie keine Antworten. Das ist die eine Seite. Auf der anderen Seite sehe ich, dass Israel und die jüdischen Gemeinden in Deutschland zu oft berechnete Kritik als Antisemitismus anprangern. Wenn Kritik konstruktiv ist, sollte sie nicht mit dem Argument »antisemitisch« vom Tisch gewischt werden.

Zusammenfassend würde ich sagen, dass die Grenze zwischen legitimer und antisemitisch motivierter Kritik sehr verschwommen sein kann. Daher gilt es, herauszufinden, welche Motive die Menschen dazu bewegen. Kritik von außen halte ich nur dann für legitim, wenn sie fundiert und multiperspektivisch ist. Doch, wenn das zutrifft, muss sie möglich sein.

Letztlich ist es viel wichtiger, dass wir, Israelinnen bzw. Israelis und Palästinenserinnen und Palästinenser, wieder ins Gespräch kommen, ohne Fremdeinwirkungen bzw. -beurteilungen.

### 3.4 Siehst du eine Korrelation zwischen Antisemitismus und der israelischen Politik?

In meinen Augen machen die israelischen Entscheidungsträgerinnen und Entscheidungsträger viele Fehler. Ihre Handlungen tragen zweifelsohne dazu bei, dass Israel in Deutschland viel an Popularität verliert. Israel wird durch ihre Entscheidungen als nicht kompromissbereit wahrgenommen. Die Korruptionsskandale um Premierminister Netanjahu sind in den ausländischen Medien auch präsent, das kann durchaus die Stereotype über »geldgierige Juden« bestärken, selbst wenn das vollkommener Unsinn ist. Doch Antisemitismus wird es immer geben, unabhängig davon, wie Israel sich verhält. Insofern lautet meine Antwort: ja und nein.

### 3.5 Siehst du eine Korrelation zwischen Antisemitismus und Hass auf andere Minderheiten wie Musliminnen und Muslime, Flüchtlinge, LSBTTIQ?

Antisemitismus ist eine Version von Fremdenhass. Aber ich glaube nicht, dass jemand, die/der antisemitisch ist, automatisch auch andere Minderheiten hasst. Umgekehrt gibt es innerhalb der AfD Politikerinnen und Politiker, die Islamhasserinnen bzw. -hasser und gleichzeitig Israelliebhaberinnen bzw. -liebhaber sind. Die meisten Menschen tragen in ihrem Inneren einen Mechanismus, durch den sie eine bestimmte Gruppe, mit der sie nicht klarkommen, für Probleme in ihrem eigenen Leben verantwortlich machen. Davon sind auch wir in Israel nicht frei, auch in unserer Gesellschaft gibt es Vorurteile und Rassismus.

### 3.6 Ist es sinnvoll, Antisemitismus zu bekämpfen?

Antisemitismus ist in Deutschland weiterhin ein Problem. Erst vor Kurzem wurden in mehreren Schulen Berlins jüdische Schülerinnen und Schüler angepöbelt und angegriffen. Ich habe den Eindruck, dass die offiziellen staatlichen Stellen anschließend wenig unternommen haben, sondern eher versucht wurde, das Problem unter den Tisch zu kehren. Die Einzigen, die den Familien zur Seite standen, waren Mitarbeiter der jüdischen Gemeinde. Ich kenne Jüdinnen und Juden, die in bestimmten Gegenden

in Berlin heute keinen Davidstern oder keine Kippa tragen. Ich erinnere mich, dass das Wort »Jude« in meiner Zeit in Berlin ein Schimpfwort an vielen Schulhöfen war. Selbst wenn die Berichterstattung darüber übertrieben sein mag, ist das ein besorgniserregendes Zeichen.

Ich frage mich aber auch, ob meine Wahrnehmung von außen der Wirklichkeit entspricht: Es gibt mittlerweile so viele israelische und jüdische Menschen in Berlin, deren Kinder ohne jegliche Probleme dort in die Schule gehen. Wenn man dann von einem Fall hört, ist es angemessen, zu sagen: »Das ist ein sehr großes Problem«?

Was mich persönlich betrifft, habe ich bei meinen Führungen im Jüdischen Museum versucht, mit logischen Argumenten und historischen Beispielen antisemitischen Vorurteilen entgegenzutreten. Das funktioniert nicht! Leider habe ich kein Rezept, wie man dem begegnen sollte. Was ich aber aus Erfahrung sagen kann: Diejenigen, die keine Jüdinnen und Juden kennen, haben die meisten Vorurteile. Insofern ist hier natürlich das Zusammentreffen, das Einanderkennenlernen wichtig. Deshalb freue ich mich, dass ich mit meiner Arbeit einen Beitrag dazu leiste, dass Touristen nach Israel kommen und sehen, dass manches anders ist, als sie es sich vorgestellt hatten. Ich hoffe, dass das vielleicht irgendetwas in ihren Köpfen bewirkt und verändert bzw. sie zumindest zum Nachdenken anregt.

Da ich Deutsch und Russisch spreche, wurde mir nach meiner Einwanderung in Israel vom Einwanderungsministerium vorgeschlagen, in Internetforen die israelischen Positionen darzustellen und zu verteidigen und damit das Image des Landes aufzupolieren. Das habe ich abgelehnt. Mir ist schon klar, dass heute viele Kriege auch in den Medien geführt werden. Aber es ist mir nicht geheuer, Propaganda zu machen, egal für wen. Vielleicht liegt es an meiner sowjetischen Vergangenheit. Ich möchte mein Leben als Individuum leben, ich möchte mich nicht ausschließlich über mein Jüdischsein definieren. Diese Aspekte sind ein Teil von mir, doch ich möchte mich auch in anderen Aspekten weiterentwickeln.

### 3.7 Sollte Israel sich im Kampf gegen Antisemitismus in Europa engagieren?

Was die offiziellen Stellen betrifft, glaube ich, dass die jüdischen Gemeinden in Deutschland und auch die israelische Regierung sich zu sehr mit diesem Problem befassen. Natürlich muss man Antisemitismus anprangern und wahrscheinlich auch etwas dagegen tun, aber das sollte nicht das Hauptanliegen und vor allem nicht UNSER Anliegen sein. Die Angst »alle sind gegen uns« und der Kampf gegen Antisemitismus stehen auf der



Agenda der jüdischen Gemeinden in Deutschland ganz oben. Ich finde, sie sollten zukunftsorientierter sein und sich mehr auf andere innerjüdische und weltweite Diskurse (Umgang mit Populismus, mit Neueinwanderinnen und Neueinwanderern, soziale Gerechtigkeit, Genderthemen, Umweltthemen etc.) konzentrieren.

Es ist stattdessen die Aufgabe Deutschlands und nicht Israels, den Antisemitismus im eigenen Land zu bekämpfen. Ob genug getan wird, kann ich nicht beurteilen. Es wurde ja jetzt ein Antisemitismusbeauftragter der Bundesregierung ernannt. Ich frage mich, wie viel eine Person bewirken kann. Ich glaube, dass eine Kommission oder eine/ein Beauftragte/-r wichtig ist, doch nur damit allein wird das Problem nicht gelöst werden. Es gilt, den Lehrkräften gute didaktische Instrumentarien zu geben, damit sie auf konkrete Situationen adäquat vorbereitet sind. Hierbei ist es unerlässlich, kulturelle Unterschiede zu beachten. Zum Beispiel sind Lehrer – ganz zu schweigen von Lehrerinnen – für viele muslimische Familien, die in Deutschland leben, gar keine Autorität. Autorität ist der Vater, das ist der Bruder – und diese vermitteln vermutlich ganz andere Werte, als die deutsche Gesellschaft es versucht. Sie leben oft in einer Parallelgesellschaft. Das betrifft nicht nur den Umgang mit Antisemitismus, das betrifft z.B. auch die Rolle der Frau in der Familie. Da gibt es interne Konflikte, die mit Jüdinnen und Juden nichts zu tun haben. Das Problem ist viel größer und Antisemitismus ist nur ein Teil davon. Das Codewort heißt meiner Meinung nach Integration und Akzeptanz (und zwar von beiden Seiten). Ich hoffe, dass es Deutschland gelingen wird, die Integration dieser Menschen zu verbessern. Sobald sie sich als ein Teil dieser Gesellschaft fühlen, werden sie viele Werte übernehmen.

Es ist mir wichtig, zu betonen, dass ich keinesfalls den Antisemitismus verharmlosen will, der in den Köpfen von vielen Herkunftsdeutschen herumspukt! Den gibt es durchaus. Ich sehe, dass überall in Europa die rechten Kräfte wieder in die Regierungen kommen und selbst in der Mitte der Gesellschaft rassistisches Gedankengut wieder salonfähig wird. Unabhängig davon, wie viele AfD-Wählerinnen und -Wähler tatsächlich überzeugte Antisemitinnen und Antisemiten sind oder nicht, bereitet mir diese Entwicklung Sorgen. Dennoch denke ich, dass die Mehrheit der deutschen Gesellschaft versucht, aus der Vergangenheit die Lehren zu ziehen und zumindest offiziell und ganz besonders im Bildungssystem Antisemitismus abzulehnen. Der importierte Antisemitismus aus der arabischen Welt erscheint mir daher kurzfristig das größere Problem zu sein.

Zusammenfassend würde ich sagen, es ist die Aufgabe Deutschlands und anderer europäischer Länder, den Antisemitismus in ihren Gesellschaften

zu bekämpfen, und nicht Israels Aufgabe. Und im Gegensatz zu Staaten wie Österreich, Italien oder Rumänien hat Deutschland diesbezüglich sehr viel Aufklärungsarbeit geleistet. Gleichzeitig fühle ich mich nicht wohl dabei, wenn deutsche Politikerinnen und Politiker immer wieder betonen, dass sie Israel und den Jüdinnen und Juden verpflichtet sind. Wenn Deutschland Israel nur aufgrund von kollektivem Schuldgefühl helfen möchte, wird sich das irgendwann ins Gegenteil verkehren. Die Beziehungen zwischen Deutschland und Israel sollten auf einer viel breiteren und auch zukunftsorientierten Grundlage beruhen.

## »Antisemitismus beginnt mit kleinen Dingen«

|                  |                                               |
|------------------|-----------------------------------------------|
| Geburtsjahr:     | 1972                                          |
| Geburtsort:      | Afula                                         |
| aufgewachsen in: | Rehovot                                       |
| lebt derzeit in: | München                                       |
| Beruf:           | Übersetzerin, Dolmetscherin und Gästeführerin |

### 1 Die Geschichte meiner Familie

Meine Großmutter väterlicherseits wurde um 1900 in Schlesien geboren und wuchs dort auf. Sie wanderte Ende der 1920er-Jahre nach Belgien aus. Mein Großvater, der zehn Jahre älter war als seine Frau, stammte aus einer sehr religiösen Familie aus Bratislava. Wie viele andere osteuropäische Jüdinnen und Juden zog er damals in den Westen und ließ sich in Belgien nieder. Meine Großeltern lernten sich in Belgien kennen und hatten sechs Kinder, mein Vater war ihr jüngster Sohn.

Die Geschichte meines Großvaters während der Schoah konnten wir ungefähr rekonstruieren. Er wurde aus Belgien in ein Arbeitslager verschleppt, er war wohl Zwangsarbeiter in Magdeburg. Das geht aus einem Dokument hervor, das wir gefunden haben. 1942 wurde er nach Auschwitz deportiert und dort vergast.

Meine Großmutter rettete all ihre Kinder. Wir wissen nicht genau, ob sie sich versteckt hatte oder aus dem Transportzug fliehen konnte. Ihren ältesten Sohn brachte sie bei einer Pflegefamilie unter, ihre vier Töchter in Klöstern.

Mein Vater wurde 1941 in Antwerpen geboren. Eine belgische Untergrundorganisation vermittelte ihn als jüdisches Waisenkind an eine christliche Familie in Brüssel. Diese nicht jüdische Familie adoptierte ihn. Sie änderte seinen Namen und behandelte ihn wie einen eigenen Sohn. Mein Vater hat gute Erinnerungen an diese Zeit. Als meine Oma ihren Sohn nach Kriegsende wieder zu sich nehmen wollte, weigerte sich die Familie, sich von dem Jungen zu trennen. Daraufhin gab meine Großmutter 1947 ein Inserat in einer Tageszeitung auf, mit der sie die Leserschaft informierte,

dass der namentlich genannte Rechtsanwalt sich weigert, ein jüdisches Kind seiner Mutter zurückzugeben. Der Familienvater fürchtete um seinen guten Ruf und schickte das Kind daraufhin zu einer jüdischen Organisation. Von dort holte ihn seine leibliche Schwester nach Antwerpen.

1949 wanderte mein Vater mit der zionistischen Organisation Aliyah HaNoar (Jugendalijah) nach Israel aus. Seine Mutter schickte nach und nach alle Kinder nach Israel. Mein Vater lebte zunächst im Süden in einem Kibbuz.

Auf der Seite meiner Mutter ist die Familiengeschichte kompliziert. Meine Mutter ist 1943 in einem Krankenhaus neben einem Arbeitslager in Frankreich zur Welt gekommen. Sie weiß nicht, wer ihr Vater ist. Auf ihrer Geburtseintragung – sie besitzt keine Geburtsurkunde, sondern nur eine Geburtseintragung – steht »Vater unbekannt«. Sie kennt auch ihre Mutter nicht wirklich. Beide überlebten zwar zusammen den Krieg, doch anscheinend erlitt meine Großmutter danach einen Nervenzusammenbruch und wurde wahrscheinlich in eine Klinik gebracht. Ihre damals dreijährige Tochter kam in ein Waisenhaus. Nach dem Krieg gab es viele jüdische Waisenhäuser in Frankreich, die in den 1950er-Jahren aufgelöst wurden. Die Kinder, deren Verwandte man nicht ausfindig machen konnte, wurden nach Israel geschickt. So kam auch meine Mutter 1951 mithilfe der Jugendalijah nach Israel. Erst in den 1990er-Jahren haben wir entgegen unserer damaligen Annahmen herausgefunden, dass meine Großmutter bis 1984 in einem jüdischen Altersheim gelebt hatte. Sie hatte nie den Kontakt zu ihrer Tochter aufgenommen.

Meine Eltern haben sich in einem Jugenddorf kennengelernt, in dem sie beide aufgewachsen sind. Sie kennen sich also seit ihrer frühen Jugend. 1962 haben sie geheiratet und zogen nach Jerusalem. Mein Vater holte auf dem zweiten Bildungsweg im Alter von etwa 30 Jahren sein Abitur nach und begann, Grafikdesign zu studieren, doch schloss er das Studium nicht ab. Danach studierte er Maschinenbau und war lange Jahre als Berufssoldat bei der Luftwaffe angestellt. Meine Mutter machte zunächst eine Ausbildung als Pflegerin, später arbeitete sie nach Fortbildungen als Beschäftigungstherapeutin.

Unsere Familie ist sehr säkular. Mein Vater, der ursprünglich von seiner Mutter traditionell erzogen wurde, legte die Religion nach seiner Ankunft in Israel vollkommen ab. Ich würde sogar sagen, dass er antireligiös geworden ist.

## 2 Meine eigene Geschichte

Ich bin 1972 als jüngste von drei Geschwistern in Afula geboren. Durch die Arbeit meines Vaters bei der Luftwaffe waren wir eine geografisch mobile Familie. Letztlich bin ich in Rehovot aufgewachsen und habe dort ab der zweiten Klasse die Schule besucht.

Während des 12. Jahrgangs im Gymnasium kam ich über die Jugendbewegung HaNoar HaOved VeHaLomed («Die Föderation der arbeitenden und studierenden Jugend») in den Kibbuz Kfar Aza. Dort hätte ich im Rahmen eines landwirtschaftlichen Praktikums mein Vorbereitungsjahr für den Dienst in der Armee absolvieren sollen. Doch lernte ich dort einen Münchner kennen, dem ich 1991 nach Deutschland folgte und ihn heiratete. Nachdem mein damaliger Mann sein Studium beendet hatte, zogen wir wegen seiner Arbeit für zwei Jahre nach Mexiko. Nach unserer Rückkehr lebten wir einige Jahre in der Nähe von Stuttgart und zogen dann nach München, wo ich heute noch lebe. Unsere Töchter wurden 1997 und 1998 geboren. 2008 ließen wir uns scheiden. Einige Jahre habe ich meine Töchter allein großgezogen. Vor vier Jahren habe ich meinen zweiten Mann geheiratet; wir haben zusammen eine kleine Tochter.

Meine Töchter wachsen als bewusste Jüdinnen auf, ich spreche mit ihnen Hebräisch. Die ältere hat sogar den Militärdienst in Israel geleistet. Wir feiern die jüdischen Feste wie Rosch Ha-Schana, Chanukka und Pessach. Diese Bindung an die Tradition ist mir wichtig, doch ich bin nicht religiös. Ich glaube auch nicht an Gott.

Beruflich habe ich eine Ausbildung als Wirtschaftskorrespondentin sowie als Übersetzerin und Dolmetscherin gemacht. Darüber hinaus gebe ich Führungen in Synagogen und in der KZ-Gedenkstätte Dachau (<https://www.kz-gedenkstaette-dachau.de/>).

## 3 Antisemitismus – Gedanken, Erfahrungen und Positionen

### 3.1 Wie definierst du Antisemitismus und kannst du konkrete Beispiele aus deiner Erfahrung nennen?

Antisemitismus beginnt mit kleinen Dingen. Er ist spezifisch gegen Jüdinnen und Juden gerichteter Rassismus. Er richtet sich nicht nur gegen die Ausübung der jüdischen Religion, sondern auch gegen die nationale Identität.

tität der Jüdinnen und Juden. Antisemitismus ist eine Ablehnung der jüdischen Minderheit in Europa, er ist die Weigerung, ihrer Religion und Kultur Respekt zu zollen. Und dieser Antisemitismus hat in Deutschland in vielen Familien und Gesellschaftskreisen eine lange Tradition.

Ich kann nicht sagen, dass ich persönlich benachteiligt worden bin, weil ich entweder fremd, Israelin oder Jüdin bin. Mein Freundeskreis besteht aus Menschen, die mich voll und ganz als Jüdin und Israelin akzeptieren. Eine Kollegin in der Gedenkstätte Dachau erklärte mir das folgendermaßen: »Natürlich gibt es Antisemitismus, nur nehmen sich die Menschen in Acht, wenn sie mit dir sprechen.«

Als Privatperson habe ich also keinen Antisemitismus erfahren, doch bei meiner Arbeit in Synagogen und in Dachau fallen doch ab und zu Sätze wie: »Ihr Juden heiratet gern unter euch.« Dann erkläre ich, dass ich persönlich zweimal nicht jüdische Deutsche geheiratet habe und dass es darüber hinaus einfacher für die Erziehung der Kinder ist, wenn man eine Partnerin bzw. einen Partner aus dem gleichen Religions- oder Kulturkreis heiratet. Ein weiteres Thema ist das koschere Schlachten (Schächten), das angeblich für die Tiere schmerzhafter sein soll als das »normale«. Darauf entgegne ich dann: »Ich selbst esse gar keine Tiere und lebe vegan. Das Schlachten von Tieren finde ich grundsätzlich falsch. Wenn ihr Fleisch esst, dann solltet ihr euch dazu auch Gedanken machen.« Auch die jüdische Beschneidung wird öfter kritisch angesprochen. Der Grundtenor meiner Antworten ist immer, dass es in Deutschland kein jüdisches Leben mehr geben wird, wenn diese jüdischen Traditionen verboten werden sollten. Denn es gibt viele Jüdinnen und Juden, die sich über diese religiösen Rituale definieren, und das muss ihnen erlaubt sein. Manche wollen das nicht akzeptieren und entgegenen mir: »Wieso wollen sich die Juden nicht an die moderne Welt anpassen?« Dann lautet meine Antwort: »Ich kenne keine liberale Religion. Jeder Glaube hat seine Richtlinien und Gesetze. Im Christentum ist das keineswegs anders.« Dieses Argument befremdet viele, weil die jüdische Tradition sich so stark von ihren Gebräuchen unterscheidet.

Immer wieder fällt mir an den Fragen und dem unermüdlichen Nachhaken auf, dass dafür letztlich antisemitisches Gedankengut die Ursache ist. Ich bin mir sicher, dass die Fragestellenden das nie zugeben würden. Doch in meinen Augen hat diese Diskussion einen antisemitischen Unterton, weil sie die Grundlage jüdischen Lebens nicht anerkennt und nicht akzeptiert. Hinter solchen Fragen steht der Wunsch vieler Deutscher, dass sich gelebtes jüdisches Leben an ihre Erwartungen anpasst.

Als ich jünger war, war ich für antisemitische Äußerungen weniger empfänglich als heute. Gegenwärtig achte ich viel mehr auf Zwischen-

töne und Nebensätze. Ich nehme vieles sehr scharfsinnig auf und bin viel sensibilisierter als früher. Das hat bestimmt zum einen damit zu tun, dass ich reifer geworden bin, und zum anderen mit meiner Arbeit in der Synagoge, in Dachau und im NS-Dokumentationszentrum in München, wo ich auch Führungen mache. Ein wichtiges Thema dort sind Neonazis und Rassismus heute.

Ein besonders klares Beispiel ist der Ausspruch des AfD-Politikers Björn Höcke: »Und diese dämliche Bewältigungspolitik, die lähmt uns heute noch viel mehr als zu Franz Josef Strauß' Zeiten. Wir brauchen nichts anderes als eine erinnerungspolitische Wende um 180 Grad.« Damit kehrt er der Nazi-Vergangenheit Deutschlands nicht nur den Rücken, sondern heißt sie gut.

### 3.2 Welche Rolle spielt Israel für dich in Bezug auf Antisemitismus?

Ich bin zwar in Israel geboren und aufgewachsen, doch lebe ich schon 27 Jahre lang in Deutschland. Israel ist meine Heimat und bedeutet mir viel. Aber es zieht mich nicht mehr so zurück wie früher. In München fühle ich mich wohl und stabil.

Ehrlich gesagt, sehe ich in Israel nicht unbedingt einen Schutz vor Antisemitismus. Das ist zwar der Kern der zionistischen Idee, doch bin ich nicht der Meinung, dass Jüdinnen und Juden in Israel sicherer sind als in der Diaspora.

### 3.3 Betrachtet du Kritik an Israel als antisemitisch?

Viele Menschen aus meinem Umfeld sind bestens über Israel informiert und wissen, warum sie das Land kritisieren. Wenn man Israel nicht grundsätzlich infrage stellt, sondern eine bestimmte Regierungspolitik oder bestimmte Entwicklungen kritisiert, dann ist das für mich nicht antisemitisch. Doch viele Menschen verbergen antisemitische Gedanken hinter ihrer Kritik an Israel. Das passiert oft, wenn die Diskussion in Richtung Politik geht, dann wird alles miteinander vermischt, also z. B. die Lage in Israel mit Ressentiments gegen die jüdische Tradition. Viele Jüdinnen und Juden in der Diaspora und auch viele Israelinnen und Israelis sind diesbezüglich sehr empfindlich. Bei jeder Kritik stellen wir uns die Frage: »Ist das antisemitisch oder ehrlich gemeinte, konstruktive Kritik?« Wo ist die Grenze? Ich sehe sie dort, wo die Sachlichkeit aufhört. Damit meine ich, wenn Menschen mangelndes Wissen haben und dennoch weiter argumentieren. Oft fällt mir dann auf, dass sie eigentlich ihre eigenen Vorurteile rechtfertigen wollen.

### 3.4 Siehst du eine Korrelation zwischen Antisemitismus und der israelischen Politik?

Das würde ich nicht sagen. Antisemitismus hängt nicht unbedingt mit den politischen Entscheidungen Israels zusammen. Antisemitismus hat eine eigenständige, jahrhundertealte Existenz, die zur europäischen Tradition gehört. Manchmal lehnt er sich an aktuelle Themen an, aber das ändert nichts an seiner Essenz. Ich glaube, dass auch ein Friedensabschluss zwischen Israel und den Palästinenserinnen und Palästinensern den Antisemitismus nicht wirklich eindämmen würde.

### 3.5 Siehst du eine Korrelation zwischen Antisemitismus und Hass auf andere Minderheiten wie Musliminnen und Muslime, Flüchtlinge, LSBTTIQ?

Ja, ganz sicher. Bei meinen Führungen hebe ich auch immer hervor: »Antisemitismus ist ein Aspekt von Rassismus. Die Nationalsozialisten haben auch Roma und Sinti und Homosexuelle verfolgt.« Ihr gruppenbezogener Menschenhass richtete sich gegen alle, die nicht ihrem Ideal der Arierinnen und Arier entsprachen. Und da rassistische Ablehnung so zerstörerisch sein kann, macht es mir Angst, dass Islamophobie heute in Deutschland stärker wird. Jüdinnen und Juden sind genauso eine religiöse Minderheit in Europa. Der erste Schritt kann sein, Rassismus gegen Musliminnen und Muslime salonfähig zu machen und in einem zweiten Schritt sich dann auch gegen andere Minderheiten rassistisch zu verhalten. Daher verteidige ich den Islam als Religion.

Das bedeutet nicht, dass ich ignoriere, dass es in Deutschland Islamistinnen und Islamisten gibt, die auch gewaltbereit gegen Jüdinnen und Juden sind. Es ist nicht einfach, den richtigen Weg für ein friedliches Zusammenleben zu finden. Ich reagiere auch empfindlich, wenn ich homophobe Aussagen höre.

### 3.6 Ist es sinnvoll, Antisemitismus zu bekämpfen?

Diese Frage erinnert mich daran, dass Menschen ohne Vorurteile geboren werden und nur durch Erziehung zu Rassistinnen und Rassisten werden. Also ist es vielleicht möglich, Menschen dazu zu bringen, von ihren Vorurteilen Abstand zu nehmen, obwohl es sehr selten ist, dass man sie zum Umdenken bewegen kann. Das kann nur erfolgreich sein, wenn dieser Prozess in jungen Jahren angestoßen wird.



Ich persönlich versuche, Antisemitismus zu bekämpfen, indem ich mich allen Menschen aus meinem Umfeld als Israelin und als Jüdin zu erkennen gebe. Gern erkläre ich in der Krippe jüdische Feiertage, singe hebräische Lieder und stoße so ein Gespräch an. Und dann stellt sich heraus, dass auch zwei muslimische Mütter ihre Kinder dort haben und man kommt ins Gespräch.

Mein zweiter Weg ist die Arbeit. Durch die Synagogenführungen möchte ich mit Vorurteilen aufräumen und den Besuchenden Gelegenheit geben, Fragen zu stellen. Ich ermuntere sie immer mit folgenden Worten: »Fragen Sie frei von der Leber weg, sprechen Sie auch über Dinge, die Sie schon immer gehört haben und von denen Sie nicht wissen, ob sie stimmen.«

Das gilt auch für meine Führungen in Dachau, wo ich in erster Linie mit Jugendlichen arbeite. Wenn sich manche dieser jungen Menschen Gedanken über Rassismus und seine Folgen machen, dann habe ich schon viel erreicht.

### 3.7 Sollte Israel sich im Kampf gegen Antisemitismus in Europa engagieren?

Israel sollte nicht in die Bekämpfung von Antisemitismus in Deutschland involviert sein, weil es meines Erachtens keine direkte Korrelation zwischen Israel und Antisemitismus gibt. Der Judenhass ist ein deutsches und europäisches Problem, das nur die jeweiligen Gesellschaften lösen können. Israel sollte sich da raushalten, ich denke auch nicht, dass es viel helfen wird, wenn Israel sich einmischt. Zum Beispiel sollte Israel nicht versuchen, den deutschen Antisemitismusbeauftragten zu unterstützen, das wäre kontraproduktiv.

Das bedeutet allerdings nicht, dass ich Völkerverständigung durch Austauschprogramme sowie wirtschaftliche und kulturelle Zusammenarbeit nicht für wichtig erachte. Kooperationsprojekte bringen mehr als Worthülsen von politischen Entscheidungstragenden.

## »Israelische Politik ist ein Vorwand für antisemitische Gefühle oder: »Warum sind alle Juden so schlau?««

|                  |                 |
|------------------|-----------------|
| Geburtsjahr:     | 1969            |
| Geburtsort:      | Frankfurt a. M. |
| aufgewachsen in: | Pforzheim       |
| in Israel seit:  | 2007            |
| lebt derzeit in: | Mewasseret Zion |
| Beruf:           | Reiseleiter     |

### 1 Die Geschichte meiner Familie

Meine Eltern sind beide im Iran geboren und in Israel aufgewachsen. Ihre Eltern waren schon Angehörige der jüdischen Gemeinde von Maschhad, einer heiligen Stadt für die Schiiten im Osten des Iran.

Das Besondere der jüdischen Gemeinde von Maschhad ist, dass ihre Mitglieder im 19. Jahrhundert gezwungen wurden, zum Islam zu konvertieren. Das haben sie auch getan, doch haben sie im Verborgenen ihr Judentum weitergelebt wie die Marranen in Spanien. Nach außen hin waren sie aber absolut muslimisch, inklusive Pilgerfahrt nach Mekka, doch eigentlich waren sie praktizierende Jüdinnen und Juden.

Meine Großeltern konnten schon wieder als Jüdinnen und Juden aufwachsen, doch bei den vorherigen Generationen war das so. In dieser Gemeinde waren alle traditionell und hielten den Schabbat ein. Mein Großvater väterlicherseits war Kantor.

Mit der Zeit sind die Mitglieder dieser Gemeinde von Maschhad nach Teheran gezogen und von dort aus ist ein großer Teil in den 1950er- und 1960er-Jahren ausgewandert, z. B. nach New York, Mailand oder Hamburg.

Wann meine Großeltern geboren sind, weiß ich nicht. Meine Mutter ist 1946 und mein Vater ist 1934 geboren. Mein Vater ist als Kind hauptsächlich in Maschhad aufgewachsen, danach ist er mit der Familie von Maschhad nach Teheran umgezogen, wo er bis etwa zur Bar Mizwa blieb.

Im Alter von 14 oder 15 Jahren schickte mein Großvater ihn zusammen mit zwei seiner Brüder nach Israel. Sie waren insgesamt acht Geschwister. Mein Vater ging als Teil der Jugendalijah in einen religiösen Kibbuz am See Genesareth. Das war in den 1950er-Jahren. Dort wuchs er als Teenager auf und ging später zur Armee. Mit Anfang 20 kehrte er auf Wunsch seines Vaters nach Teheran zurück. Anfang der 1960er-Jahre zog er von Iran nach Deutschland, um dort mit seinem Onkel in dessen Geschäft in Frankfurt zu arbeiten. Mein Onkel war Teppichhändler, wie es sich eben für einen Perser gehört.

Meine Mutter ist in Teheran geboren und als Kleinkind nach Israel gekommen. Ihre Eltern sprachen zwar persisch, doch die Kinder antworteten ihnen immer auf Hebräisch. So wuchs sie in den 1950er-Jahren in Israel auf.

Meine Eltern sind Cousins ersten Grades, sie kannten sich also schon immer. Die Familien hielten sie an, zu heiraten. Auf dem Weg aus dem Iran nach Deutschland legte mein Vater in Israel eine Zwischenstation ein und heiratete meine Mutter in Tel Aviv. Zusammen sind die beiden dann nach Frankfurt gezogen, das war Anfang der 1960er-Jahre. Unser Familienleben war traditionell jüdisch. Mein Vater besucht die Synagoge, hält aber den Schabbat nicht ein.

In Frankfurt lebten meine Eltern einige Jahre, meine Schwester und ich sind dort geboren. In diesen Jahren war es um ihre finanzielle Lage schlecht bestellt. Dies führte dazu, dass mein Vater seine Kinder und seine Frau nach Israel schickte, das war ungefähr 1970, ich war damals ein Jahr alt. Wir wohnten bei meiner Oma in Chadera. Als sich das Einkommen meines Vaters verbesserte, holte er uns nach 1971 nach Frankfurt zurück. Einige Zeit später sind wir nach Pforzheim umgezogen, weil meine Mutter dort eine Cousine hatte. Deren Familie handelte mit Edelsteinen und bei ihnen fing mein Vater zu arbeiten an.

## 2 Meine eigene Geschichte

Pforzheim ist ein kleines Nest, die Pforzheimer empfinde ich als nicht sehr offen. Die jüdische Gemeinde bestand insgesamt aus etwa 13 Familien. Ich habe mich weder in Pforzheim noch insgesamt in Deutschland sehr zu Hause gefühlt. Mir war immer klar, dass ich nicht nach Deutschland gehöre und dass ich das Land so schnell wie möglich verlassen will. Deshalb habe ich meinen Eltern das Leben zur Hölle gemacht.

Ich wollte nach Israel in einen Kibbuz. Meine Eltern bestanden aber darauf, dass ich bis zu meinem 18. Lebensjahr bei ihnen bleibe und das tat ich dann auch. Ich besuchte ein deutsches Gymnasium in Pforzheim, da es keine jüdische Schule gab.

Ich habe meine Zeit in Deutschland nicht sehr genossen und habe mich nie als Teil meiner Umgebung gefühlt, hatte nie das Gefühl, dass ich dazugehöre. Das hatte nichts mit dem Einfluss meiner Familie zu tun, meine drei Geschwister haben das ganz anders empfunden als ich. Sie waren Deutschland gegenüber weniger ambivalent eingestellt als ich. Das soll nicht heißen, dass einer von ihnen in Deutschland geblieben ist, sie haben das Land alle verlassen, alle sind nach Israel gegangen und danach in die USA. Ich blieb also bis zum Abitur in Deutschland. Danach studierte ich auf Wunsch meines Vaters zwei Semester in den USA. Doch ich merkte, dass auch Amerika für mich nicht das Richtige ist. 1990 bin ich nach Israel gezogen und studierte bis 1993 an der Hebräischen Universität von Jerusalem Internationale Beziehungen.

Nach dem Studium rief mich mein Vater wieder nach Pforzheim zurück, um bei ihm im Geschäft mitzuhelfen. Doch länger als acht Monate hielt ich es nicht aus. Ich glaube, ich habe jede Woche gezählt. Pforzheim war immer noch nichts für mich, sicherlich nicht nach den drei Jahren in Israel.

Dann ging ich in die USA. Nach 13 Jahren in den Vereinigten Staaten tat ich endlich, was ich immer schon gewollt hatte: Ich zog 2007 nach Israel. Ich wohnte in die Nähe von Tel Aviv, feierte, genoss das Leben und nahm den Kontakt zu alten Freundinnen und Freunden wieder auf.

Nachdem ich mich ausgetobt hatte, begann ich in einer Internetfirma zu arbeiten, später gründete ich eine eigene Firma. Das führte dazu, dass ich zwar gut verdiente, doch den ganzen Tag vor dem Computer saß. Dann wurde mir bewusst, dass ich meine Prioritäten anders gewichten musste, ich wollte eine Arbeit, die mich wirklich erfüllt. Ich kam zu dem Schluss, dass ich so viele Jahre meines Lebens damit verbracht hatte, das zu tun, was andere von mir erwarteten, sodass es nun an der Zeit war, das zu tun, was mir Spaß macht und was mich interessiert. Daraufhin verkaufte ich meine Firma und absolvierte eine Ausbildung als Reiseleiter. Seit 2014 arbeite ich als Reiseleiter und es macht mir immer noch viel Spaß. Ich arbeite hauptsächlich mit Pilgerreisenden, z. B. aus Freikirchen, mit Evangelikalen oder Protestanten, die natürlich einen religiösen Grund für ihre Liebe zum jüdischen Volk und zu Israel haben.

### 3 Antisemitismus – Gedanken, Erfahrungen und Positionen

#### 3.1 Wie definierst du Antisemitismus und kannst du konkrete Beispiele aus deiner Erfahrung nennen?

Wenn ich Leute sagen höre, »die Juden sind das und das«, »ihr Juden seid das und das«, wenn man das gesamte jüdische Volk in einen Topf wirft und so tut, als ob alle Angehörigen dieses Volkes identische Verhaltensweisen hätten, das ist für mich Antisemitismus.

Eigentlich mache ich bei vielen meiner Reisegruppen antisemitische Erfahrungen. Wie oft werde ich mit folgenden Aussagen konfrontiert: »Warum sind die Juden so schlau?« »Warum sind die Juden so gute Geschäftsleute?« Das sind klassische Vorurteile. Die Touristinnen und Touristen, die diese antisemitischen Stereotype reproduzieren, sehen sich sicherlich selbst nicht als Antisemitinnen und Antisemiten. Sie glauben, dass, wenn sie Israel lieben, sie frei von Judenhass sind. Diese Leute sind also proisraelisch, sie lieben das jüdische Volk, aber dennoch haben sie Vorurteile gegen Jüdinnen und Juden. Wenn ich sie darauf hinweise, dass sie antisemitische Aussagen treffen, können sie mir gar nicht folgen. Im Grunde genommen, verstehen sie gar nicht, was sie sagen. Das zeigt mir, wie tief antisemitische Motive in den Köpfen vieler Menschen verankert sind.

In Deutschland hatte ich auch antisemitische Erlebnisse. Ich spielte mit Freunden vor dem Haus und auf einmal hieß es: »Der Ofer stinkt, die stinken alle, die Juden!« Oder es fiel der Satz: »Vergast den Juden!« Solche Sprüche kamen von den Kindern. Später, im Alter von 16, 17 Jahren sitze ich mit den deutschen Freunden in Pforzheim im Ratskeller und man trinkt ein Bier und, wenn es dann ans Bezahlen geht, kommen diese sogenannten Witze: »Ach, aufpassen, dass Ofer uns nicht übers Ohr haut, der Jude, und die Zeche prellt.« Solche Sprüche haben mich genervt, ich konnte nicht nachvollziehen, warum meine Kumpel ihre Vorurteile nicht kritisch hinterfragten und nicht merkten, wie kränkend ihre Sprüche für mich waren. Ich habe mich einfach nicht als einen der ihren gesehen, ich habe anders ausgesehen, anders gegessen, habe andere Feiertage gefeiert, war nicht Teil der deutschen Gesellschaft, in der ich lebte. Deshalb war bei mir die jüdische Identität immer sehr ausgeprägt.

In der Schule wussten alle, dass ich DER Jude bin. Und woher weiß ich, dass alle das wussten? Weil hier und da Leute aus anderen Klassenstufen sagten: »Ah, du bist doch in der Klassenstufe unter mir/über mir, du bist doch der Jude.«

Physische Gewalt habe ich nie erlebt, ausschließlich verbale. Dabei sollte man nicht vergessen, dass es damals politisch nicht korrekt war, sich negativ über Jüdinnen und Juden zu äußern, dazu war noch zu wenig Zeit seit dem Holocaust verstrichen. Oft hatte ich das Gefühl, dass die Lehrkräfte sowie viele in meinem Freundeskreis Angst hatten, ins Fettnäpfchen zu treten und daher oft lieber ihre Gedanken nicht aussprachen. Sie wussten, »das« darf man nicht laut sagen. Ich nehme an, dass das heute ganz anders ist in Deutschland, vor allem in den Großstädten, vor allem, weil mehr Musliminnen und Muslime in Deutschland leben.

Der Holocaust war die schrecklichste Manifestation von Antisemitismus. Meine Familie war zwar von der Schoah nicht betroffen, doch schon als Kind war ich von dem Thema besessen. Der Holocaust war für mich der Grund, warum ich Deutschland verlassen wollte. Ich kann mir nicht direkt erklären, woher diese Obsession mit der Schoah kam. Ich kann sagen, woher sie nicht kam: nicht aus extrem negativen Erfahrungen.

Für mich waren Antisemitinnen und Antisemiten früher immer Nazis. Neonazis, Leute, die Jüdinnen und Juden nicht mögen, weil sie einfach keine Jüdinnen und Juden mögen. Später habe ich gesehen, dass man nicht unbedingt rechtsradikal sein muss, um Jüdinnen und Juden zu hassen. Und das nahm ganz oft die Form von »Israelkritik« an, wenn es beispielsweise von linker Seite hieß: »Wir müssen jüdische Geschäfte boykottieren, um Israel zu schaden, denn alle Juden unterstützen Israel.« Das ist Antisemitismus pur. Wenn ich das den Leuten erkläre, die zu solchen Boykotten aufrufen, dann sehen sie diese Korrelation nicht. Sie wollen es einfach nicht verstehen, dass ihr Handeln eindeutig antisemitisch ist. Das empört mich.

Wegen dieser Erfahrungen wurde mir klar, dass Deutschland nicht mein Land und meine Gesellschaft sein kann.

### 3.2 Welche Rolle spielt Israel für dich in Bezug auf Antisemitismus?

Israel gibt mir im Kontext von Antisemitismus extrem viel Sicherheit. Natürlich würden viele Leute sagen: »Wie sich Israel verhält, führt zu Antisemitismus in der Welt.« Für mich ist so ein Satz falsch. Es wird immer Leute geben, die Israel nicht mögen, es wird immer Leute geben, die Jüdinnen und Juden nicht mögen. Das hängt in keiner Weise damit zusammen, ob es Israel gibt oder nicht. Für mich ist dieser Hass auf Israel, diese unlogische »Israelkritik«, einfach verkappter Antisemitismus. Diesen nehme ich insbesondere bei der politischen Linken wahr.

Israel gibt mir sehr viel Sicherheit, weil es das Land ist, wo ich hinkommen kann und mir nicht das blöde Geschwätz, dass alle Jüdinnen und

Juden reich sind, anhören muss. In Israel bin ich wiederum der Deutsche, der Jecke. Irgendwie gehöre ich nirgends richtig dazu. Trotzdem ist Israel das Land, in dem ich mich sehr wohl fühle, schon seit ich ein kleiner Junge gewesen bin. Obwohl ich erkenne, dass ich doch auch sehr deutsch bin, ohne es zu wollen, so ist Israel das Land, in dem ich in Ruhe leben kann, meine Heimat. Und wenn ich das meinen Gästen erkläre, sagen sie: »Wie? In diesem Land, wo die Bomben fliegen?« Und ich entgegne: »Ja, in diesem Land, über das ihr so viel in den Nachrichten hört, lässt es sich sehr gut und sehr angenehm und sehr sicher leben. Für mich viel angenehmer als in Deutschland oder Amerika.«

### 3.3 Betrachtet du Kritik an Israel als antisemitisch?

Überhaupt nicht. Ich selbst kritisiere Israel oft. Ich empfinde es nur als sehr schade, wenn sich Menschen aus dem Ausland aufgrund einseitiger Berichterstattung in den Medien eine extrem negative Meinung über Israel bilden. Wenn man keine richtige Vorstellung von der Realität hier hat, doch denkt, bestens Bescheid zu wissen und gute Ratschläge erteilen zu müssen, das halte ich für inakzeptabel.

Was Israel und Jüdinnen und Juden betrifft, glaubt man alles, schluckt man alles.

Sätze wie »der Mossad bringt Leute um«, »Israel ist ein Verbrecherstaat« bringen mich aus der Fassung. Und dann sage ich meinen Freundinnen und Freunden aus Deutschland, die manchmal solche Positionen vertreten: »Wie kommt ihr dazu, das zu behaupten? Ihr kennt mich seit Jahren. Würde ich in einem Verbrecherstaat leben? Würde ich in einem Überwachungsstaat leben (wie es mir einmal gesagt wurde)? Wo bekommt ihr diese Ideen überhaupt her, ihr wart doch hier in Israel, mit mir zusammen.« Sie merken nicht den Widerspruch in ihrem Verhalten: Sie besuchen das Land mit einem jüdischen Israeli, den sie seit vielen Jahren kennen, und trotzdem akzeptieren sie jede noch so absurde Kritik an Israel. Da setzt die Logik aus.

### 3.4 Siehst du eine Korrelation zwischen Antisemitismus und der israelischen Politik?

Kritik an Israel übe ich selbst, das kann und darf jeder, wir sind keine Engel. Aber es ist ein Unterschied, konkrete Probleme anzuprangern oder die Kritik mit antisemitischen Parolen und Motiven zu unterfüttern. Hier liegt für mich der große Unterschied. Man kann und soll Israel kritisie-

ren, aber es so tun, dass es sinnvoll und angemessen ist. Und nicht auf der Grundlage von uralten Stereotypen und Parolen in neuem Gewand. Denn, wenn das eintritt, dann sind die Verfehlungen der israelischen Politik nur ein Vorwand für antisemitische Einstellungen. Dafür gibt es nur allzu viele Beispiele: Karikaturen, Parodien und Artikel. Immer wieder werden übelste antisemitische Stereotype eingesetzt, die so viele Europäerinnen und Europäer unbewusst verinnerlicht haben.

### 3.5 Siehst du eine Korrelation zwischen Antisemitismus und Hass auf andere Minderheiten wie Musliminnen und Muslime, Flüchtlinge, LSBTTIQ?

Immer weniger. Der klassische Rechtsradikale aus der Zeit, in der ich aufgewachsen bin, der Skinhead mit Bomberjacke, Glatze und Armeestiefeln, die mochten keine Jüdinnen und Juden und keine Ausländerinnen und Ausländer. Damals gab es nur wenige Musliminnen und Muslime. Ausländerinnen und Ausländer waren vor allem türkischer und italienischer Herkunft. Und diese Rassisten mochten mit Sicherheit auch keine Schwulen und Lesben.

Heute ist das anders. Antisemitismus ist wieder salonfähig geworden, er darf offen ausgesprochen werden. Und leider kommt er häufig von den Menschen, die vorher Zielscheibe gewesen sind. Damit meine ich, dass antisemitische Sprüche auch von anderen Minderheiten kommen können oder der LSBTTIQ-Community.

### 3.6 Ist es sinnvoll, Antisemitismus zu bekämpfen?

Ich habe immer mit dieser Frage gekämpft, denn einerseits kann man antisemitisch denkende Menschen nicht ändern, da ihre Vorurteile nicht logisch, sondern emotional begründet sind. Andererseits sehe ich mich verpflichtet, solchen Menschen zu sagen, dass sie unsinnige Behauptungen aufstellen. Streitgespräche vermeide ich, denn ich habe einfach keine Lust auf sie. Vor allem nicht mit Menschen, bei denen ich weiß, dass ihre Meinung total festgefahren ist. Darüber hinaus habe ich es auch nicht nötig, mich ständig zu rechtfertigen.

Ich weiß, was ich als Jude wert bin, was der Staat Israel mir bedeutet. Daher bekämpfe ich Antisemitismus punktuell. Das heißt, wenn ich irgendwelche Vorurteile höre – nicht nur gegen Jüdinnen und Juden –, dann sage ich den Leuten: »Was soll dieser Spruch, was soll diese Denkweise, halte dich doch an die Fakten.« Und wenn ich die Fakten kenne,



konfrontiere ich meine Gesprächspartnerinnen und Gesprächspartner damit. Interessanterweise sind sie dann ganz schnell still. Ich finde, dass man immer Farbe bekennen muss, dass man immer zu dem stehen soll, woran man glaubt. Wenn Lügen, Gerüchte und Stereotype verbreitet werden, sollte man wenigstens darauf aufmerksam machen.

Es ist in meinen Augen ein kleiner Erfolg, einen Denkprozess anzustoßen. Ich möchte diese vorurteilsbeladenen Menschen dazu bringen, logisch zu denken, sich Wissen anzueignen, sich ernsthaft mit Antisemitismus auseinanderzusetzen, anstatt irgendwelche Phrasen zu übernehmen. Das ist zumindest meine Hoffnung; ich weiß nicht, ob sie sich erfüllt.

In europäischen Ländern müssen Entscheidungsträgerinnen und Entscheidungsträger Antisemitismus bekämpfen, damit er sich nicht wie ein Krebsgeschwür immer weiter ausbreitet.

### 3.7 Sollte Israel sich im Kampf gegen Antisemitismus in Europa engagieren?

Ich finde es gut, dass es verschiedene israelische und jüdische Organisationen in der Diaspora gibt, die Antisemitismus verfolgen und dokumentieren, die die Entwicklung beobachten und versuchen, entgegenzusteuern. Ihre Arbeit ist sehr wichtig, damit ein ausgewogeneres Bild von Israel und von Jüdinnen und Juden die Öffentlichkeit erreicht und antisemitische Positionen nicht unwidersprochen im Raum stehen bleiben. Insofern kann Israel durchaus seinen Beitrag im Kampf gegen Antisemitismus leisten.

## »In Österreich gab es nie mehr oder weniger Antisemitismus, jedoch immer denselben latenten«

|                  |            |
|------------------|------------|
| Geburtsjahr:     | 1991       |
| Geburtsort:      | Wien       |
| aufgewachsen in: | Wien       |
| in Israel seit:  | 2016       |
| lebt derzeit in: | Tel Aviv   |
| Beruf:           | Politologe |

### 1 Die Geschichte meiner Familie

Meine Großeltern väterlicherseits stammen beide aus Israel: Mein Opa wurde 1936, meine Oma 1938, also noch vor der Staatsgründung, geboren. Väterlicherseits war die Familie orthodox, mein Opa rebellierte allerdings gegen die religiöse Lebensweise. Die Eltern meiner Oma kamen aus Wien und aus Polen und wanderten um die Jahrhundertwende in das damalige Palästina aus. Ob ihre Entscheidung weise Voraussicht oder einfach nur Glück war, weiß ich nicht. Jedenfalls haben sie Europa früh genug verlassen, um dem Holocaust zu entkommen. Die Familie war der jüdischen Tradition zwar verbunden, doch gleichzeitig sehr liberal.

Die Familie meiner Mutter erlebte ein ganz anderes Schicksal. Meine Urgroßmutter war mit meiner Oma schwanger, als Hitler 1938 in Wien einmarschierte. Sie flüchtete als eine der Letzten, denen die Gestapo die Ausreise noch erlaubte. Ihr Weg führte sie nach Damaskus, wo ihre Tochter 1938 zur Welt kam. Allerdings flüchteten sie auch vor den dortigen Pogromen: 1947 zuerst nach Beirut und dann von dort zurück nach Wien, als der Staat Israel 1948 ausgerufen wurde.

Am schlimmsten war der Vater meiner Mutter vom Holocaust betroffen. Er kam in einem kleinen Shtetl in Polen zur Welt. Da seine Papiere nicht mehr auffindbar sind, kennen wir sein genaues Geburtsdatum nicht. Seine Nachforschungen ergaben, dass er zwischen 1926 und 1929 geboren wurde. Er wurde in das Ghetto Lodz und von dort nach Auschwitz

verschleppt. Seine letzte Station war das Konzentrationslager Mauthausen in Österreich, wo er Zwangsarbeit verrichten musste. Dort wurde er von amerikanischen Soldaten 1945 befreit. Er ist 2007 gestorben.

Meine Großeltern mütterlicherseits ließen sich scheiden, als meine Mutter drei Jahre alt war. Meine Mutter zog mit meiner Oma und ihrer Schwester nach Mallorca. Dort heiratete meine Großmutter einen streng katholischen Spanier. So wuchs meine Mutter ohne Bezug zum Judentum auf. Im Alter von elf Jahren zog sie zu ihrem Vater nach Wien. Erst dort wurde sie mit dem Judentum vertraut.

Mein Vater und seine ältere Schwester wuchsen in einem bewusst jüdischen, traditionellen und gleichzeitig liberalen Haus auf. Seine Mutter war Religionslehrerin an der französischen Schule. Die Familie hielt die religiösen Gesetze des Schabbats nicht ein, doch feierte sie die jüdischen Feste. Uns Enkelkindern haben sie viele Bibelgeschichten erzählt.

Mein Großvater studierte nach dem Krieg in Österreich Journalismus. Später gab er das Magazin »Das Jüdische Echo« (<http://juedischesecho.at/>) heraus. Er war auch der Gründer des »Jewish Welcome Service Vienna« (<https://jewish-welcome.at/en/>), der vertriebene Wiener Jüdinnen und Juden als Gäste der Stadt Wien einlud. Die geraubten Besitztümer wurden ihnen – wenn überhaupt – nur zu einem minimalen Bruchteil zurückgegeben, aber seine Initiative stellte eine Geste der Versöhnung dar.

## 2 Meine eigene Geschichte

Ich bin 1991 in Wien geboren und hatte eine glückliche und behütete Kindheit. Ich war vom Kindergarten bis zum Abitur in der französischen Schule, dadurch hatte ich immer denselben Freundeskreis.

An den hohen jüdischen Feiertagen besuchten wir die Synagoge, doch darüber hinaus habe ich wenig Kontakt zur jüdischen Gemeinde gehabt. Ich ging ungern in das Bethaus, die Bibelgeschichten meiner Großmutter interessierten mich viel mehr. Sosehr ich die spirituellen Aspekte von Religion schätze, so wenig komme ich mit ihrer institutionalisierten Form zurecht. Für mich passen Spiritualität, der Glaube an Gott und Volkszugehörigkeit nicht zu den starren Regeln und auch nicht zu den Menschen, mit denen ich organisierte Religion verbinde. Diese beiden Ausdrucksformen müssen zwar nicht unbedingt im Gegensatz zueinander stehen, doch kann das durchaus der Fall sein.

Nach dem Schulabschluss studierte ich von 2010 bis 2013 in Wien Psychologie und schloss mit dem Bachelor ab. Danach absolvierte ich ein Stu-

dium der Tontechnik, weil ich eine Leidenschaft für elektronische Musik habe.

2016 bin ich nach Israel gezogen. Ich kannte das Land von vielen Familienbesuchen, doch wollte ich es auch selbst entdecken. Inzwischen habe ich ein Masterstudium der Politikwissenschaften mit Spezialisierung auf Konflikte abgeschlossen und bin jetzt auf Arbeitssuche.

### 3 Antisemitismus – Gedanken, Erfahrungen und Positionen

#### 3.1 Wie definierst du Antisemitismus und kannst du konkrete Beispiele aus deiner Erfahrung nennen?

Ich unterscheide zwischen zwei Arten von Antisemitismus. Die erste Form bezeichne ich als »klassischen« Antisemitismus. Damit verbinde ich, dass Jüdinnen und Juden als Bedrohung wahrgenommen werden, man ihnen die Schuld an unerwünschten gesellschaftlichen Entwicklungen zuschreibt und sie deshalb als Sündenböcke für z. B. soziale Probleme herhalten müssen. Das gilt nicht nur für Jüdinnen und Juden, sondern auch für andere Minderheiten, wobei Jüdinnen und Juden in Europa immer besonders stark davon betroffen waren.

Struktureller Antisemitismus, der ausschließlich auf Jüdinnen und Juden fokussiert, ist die zweite Erscheinungsform. Hierbei handelt es sich nicht nur um eine gegen Jüdinnen und Juden gerichtete Xenophobie, sondern um eine umfassende Dämonisierung dieser Minderheit. Diesem Phänomen kann man Verschwörungsideologien und Stereotype wie »Die Juden beherrschen die Welt« zuordnen. Darüber hinaus verleumdete solche Antisemitinnen und Antisemiten kollektiv alle Jüdinnen und Juden als hinterhältig, geizig, reich und kontrollbesessen.

Persönlich war ich in Wien nie aggressivem Antisemitismus ausgesetzt. Mein persönlicher Freundeskreis bestand immer aus liberalen und humanistisch orientierten Menschen. Ich bin immer offen zu meiner jüdischen Herkunft gestanden. Darüber hinaus kann ich mich selbst auch gut verteidigen, das spüren die rassistischen und antisemitischen Schlägertypen instinktiv. Sie sind zumeist feig und gehen auf hilflose Menschen los.

Dennoch habe ich durchaus Situationen erlebt, in denen ich mit Vorurteilen konfrontiert war. 2015 arbeitete ich als Kellner, um Geld für den Umzug nach Israel zu verdienen. Eine Bekannte besuchte das Restaurant

und wunderte sich, mich dort als Bedienung anzutreffen. Ich fragte sie: »Warum erstaunt es dich, dass ich als Kellner arbeite?« Sie antwortete: »Na ja, deine Eltern sind doch jüdisch und reich, warum solltest du als Kellner arbeiten wollen?« Für mich ist das ein klassischer Fall von Antisemitismus. Das Phänomen geht weit über Ausdrücke wie »Judensau« oder Slogans wie »Bringt die Juden um!« hinaus. Man muss Jüdinnen und Juden nicht hassen, um antisemitisches Gedankengut in sich zu tragen. Es genügt, wenn man Stereotype wie »alle Juden sind reich und lassen sich nicht dazu herab, als Kellner zu arbeiten« verinnerlicht hat. Hinter solch einer Aussage verbirgt sich nämlich die absurde Vorstellung, dass alle Jüdinnen und Juden von einer unsichtbaren Fee geküsst werden, die sie aufgrund ihrer Herkunft mit Geld beschenkt, sodass sie nicht arbeiten müssen.

Ich erinnere mich an einen krassen, von unglaublicher Dummheit geprägten Vorfall. Ein Schüler der teuren privaten Vienna International School schrieb auf seiner Facebook-Seite, dass er Hitler sehr bewundert. Als ich ihn einmal persönlich traf, sprach ich ihn auf diesen Post an: »Wie kannst du Hitler bewundern, der auch seinem eigenen Volk so viel Leid angetan hat, selbst wenn die Jüdinnen und Juden dir egal sind?« Darauf antwortete er: »Heil Hitler! Die Juden sind Unmenschen.«

Im öffentlichen Raum in Österreich gibt es unzählige Beispiele an antisemitischen Aussagen und Vorfällen, von denen auch die jüdische Gemeinde in Mitleidschaft gezogen wird. In der Freiheitlichen Partei Österreichs (FPÖ) leben viele Politikerinnen und Politiker ihren Antisemitismus offen aus. Zum Beispiel attackierte einmal der damalige Parteivorsitzende Jörg Haider den damaligen Präsidenten der Israelitischen Kultusgemeinde – in einer Anspielung auf das gleichnamige Waschpulver – mit folgenden Worten: »Ich verstehe überhaupt nicht, wie einer, der Ariel heißt, so viel Dreck am Stecken haben kann.«

Bei den Burschenschaften, die der FPÖ nahestehen und nur Akademiker aufnehmen, ist Antisemitismus ein integraler Teil ihrer Ideologie und ihres Diskurses. Sie sprechen vom »großdeutschen Raum« und treffen sich alljährlich am Ulrichsberg, um »gefallenen Helden«, d.h. Anhängern des Nationalsozialismus, zu huldigen. Diese Feier gilt als eine Veranstaltung von Rechtsextremen und Neonazis.

In meinen Augen hat sich die Einstellung zu Antisemitismus in Österreich nicht geändert. Die jetzige Regierung versucht zwar, den Eindruck zu vermitteln, dass sie Antisemitismus bekämpft, doch in Wirklichkeit macht sie ihn salonfähig. Regierungsmitglieder lassen sich immer wieder zu antisemitischen Äußerungen hinreißen, dadurch fühlen sich viele

ihrer Wählerinnen und Wähler in ihren Vorurteilen gestärkt und geschützt. Das trifft nicht nur auf die jüdische Minderheit, sondern – auch und ganz besonders – auf andere Gruppen zu. Die österreichischen Rechtspopulistinnen und Rechtspopulisten versuchen, sich als judenfreundlich auszugeben, um die von ihnen noch stärker abgelehnte Minderheit der Musliminnen und Muslime zu diskriminieren.

In meinen Augen ist es eine schlimme Entwicklung, dass sich einige, wenn auch nur sehr wenige Mitglieder der jüdischen Gemeinde den Fremdenhass der Regierung gutheißen und sich öffentlich für sie engagieren.

Meine Wahrnehmung von Antisemitismus hat sich im Lauf der Jahre geändert. In meiner Jugend war ich dem Phänomen gegenüber noch sehr naiv. Mein Großvater Leon Zelman schrieb zusammen mit dem österreichischen Journalisten Armin Thurnherr seine Erinnerungen »Ein Leben nach dem Überleben«. Durch dieses Buch erfuhr ich seine ganze Geschichte. Später haben mich Bücher wie »Hitlers Wien« der Historikerin Brigitte Hamann geprägt. Bis dahin dachte ich, dass die Nazis der »große, böse Wolf« seien. Durch die Lektüre dieser und anderer Bücher habe ich erst den komplexen soziopolitischen Kontext verstanden. Heute ist mir klar, dass Österreich auch heute vor solchen Entwicklungen nicht gefeit ist.

Ich habe den Eindruck, dass die Vergangenheitsbewältigung in Deutschland viel tiefgreifender und nachhaltiger ist als in Österreich. Deutschland konnte der Schuld nicht entkommen. Das bedeutet nicht, dass jeder bzw. jede Deutsche freiwillig gesagt hätte, »wir waren Nazis und wir lernen aus unserer Vergangenheit«, aber das Land wurde gezwungen, sich seiner Schuld zu stellen. Österreich hingegen inszenierte sich lange als das erste Opfer Hitlers. Erst 1988 gestand der damalige Bundeskanzler Franz Vranitzky die Mitschuld des Landes am Holocaust offiziell ein. Er drückte in einer Rede in Jerusalem seine Bereitschaft aus, sich der Vergangenheit zu stellen. Doch die Tatsache, dass dieses Eingeständnis erst 50 Jahre nach dem Anschluss an Hitlerdeutschland passiert ist, bestätigt nur, welche großen diesbezüglichen Versäumnisse es in Österreich gegeben hat. Jetzt, 30 Jahre nach Vranitzkys Deklaration, sterben die letzten Zeitzeuginnen und Zeitzeugen und können über ihre Erfahrungen nicht mehr berichten. Österreich hat viel zu lange gewartet, weil es seiner Gesellschaft schwerfällt, aus ihrer Geschichte zu lernen.

### 3.2 Welche Rolle spielt Israel für dich in Bezug auf Antisemitismus?

Auf der persönlichen Ebene gibt Israel mir Sicherheit, weil der jüdische Staat das Ende der Geschichte von Jüdinnen und Juden als verfolgte Minderheit

markiert. Solange es Israel gibt, werden Jüdinnen und Juden nicht immer wieder auf der Flucht sein müssen. Seit der Zerstörung des Zweiten Tempels (71 n. u. Zr.) war das jüdische Volk nicht mehr selbstbestimmt. Ob sie wollten oder nicht, mussten Jüdinnen und Juden sich eine zweite Identität als (zumeist benachteiligte) Bürgerinnen und Bürger anderer Staaten aneignen. Das sehe ich als einen der Gründe an, warum viele an der jüdischen Lebensweise festhielten und auch nur innerhalb der jüdischen Gemeinschaft heiraten wollten. Das mag elitär und vielleicht sogar rassistisch klingen, doch würde es heute keine Jüdinnen und Juden und kein jüdisches Leben geben, wenn es diese Bindung an die eigene Community nicht gegeben hätte.

Die Gründung Israels krepelte diese Situation vollkommen um und das ist für mich die größte Errungenschaft des Zionismus.

Gleichzeitig sehe ich das heutige Israel als einen Gegenpol zu dem, was für mich jüdische Identität immer geprägt hat: Offenheit und Liberalismus. Damit meine ich keineswegs die Menschen in Israel, sondern die Politik des Staates. Mit dieser kann ich mich als Jude überhaupt nicht identifizieren. Der Staat ist zwar demokratisch, aber da die Sicherheit seine erste Priorität ist, werden viele liberale Werte immer mehr in den Hintergrund gedrängt. Die Regierung ist demokratisch gewählt und repräsentiert insofern die Gesellschaft. Das stärkt den Antisemitismus im Ausland. Denn sie gibt vielen europäischen Kritikerinnen und Kritikern Israels die Möglichkeit, ihren latenten Antisemitismus hinter »intellektuellen und humanistischen« Argumenten zu verbergen. Somit liefert die israelische Regierung den Gegnerinnen und Gegnern des Landes nur allzu viele Vorwände, um sich über Israel ereifern zu können.

### 3.3 Betrachtet du Kritik an Israel als antisemitisch?

Auf diese Frage gibt es keine einfache oder klare Antwort. Israelbezogener Antisemitismus ist schwer zu enttarnen.

Israel ist ein Land wie jedes andere, das auch genauso kritisiert werden kann und soll. Doch im Vergleich zu anderen Krisenherden wird Israel unverhältnismäßig oft angeprangert. UNO-Resolutionen verurteilen das Land in aller Regelmäßigkeit, was für grausame Diktaturen wie den Iran, Syrien u. a. nicht gilt. Es wird dabei außer Acht gelassen, dass es Konflikte gibt, die auf beiden Seiten wesentlich mehr Opfer gefordert haben als die Auseinandersetzung zwischen Israel und den Palästinenserinnen und Palästinensern.

Das gilt auch für die Alltagsebene. Auf einer Party mit Studierenden kam Israel zur Sprache. Eine Kommilitonin ereiferte sich: »Zum Teu-

fel mit dem Staat Israel, was die dort machen, ist Völkermord. Nichts in der Geschichte, was den Juden widerfahren ist, rechtfertigt das, was dort passiert.« Deutschland hat zwei Weltkriege ausgelöst. Sein Existenzrecht wurde niemals infrage gestellt. Die USA haben ihren Staat auf dem Rücken der Indianerinnen und Indianer errichtet. Ihr Existenzrecht wurde niemals hinterfragt. Afrika wird bis heute ausgebeutet. All diese Beispiele schienen die Studentin, die ich als *Pars pro Toto* sehe, nicht annähernd so zu bekümmern wie die Diskriminierung, die die palästinensische Bevölkerung erfährt. Den Jüdinnen und Juden das Recht abzusprechen, in ihrem eigenen souveränen Staat zu leben, das ging ihr jedoch sehr leicht über die Zunge. Dabei vergessen viele kritische Europäerinnen und Europäer die Rolle Europas im Kolonialismus, der sowohl im Nahen Osten als auch in Afrika völlig inkohärent Grenzen geschaffen hat, aus denen auch Israel entstanden ist.

Aus solchen Vorfällen gewinne ich den Eindruck, dass Israel der Judenstern der heutigen Zeit ist, im wahren Sinne des Wortes. Der Staat der Jüdinnen und Juden wird mit anderen Standards gemessen als andere Staaten. Dabei wird Israels schwierige Geschichte ignoriert, zum Beispiel, dass es von seinen Nachbarn bis heute als ein Fremdkörper in der Region angesehen wird. Damit will ich keineswegs Israels Mitschuld an dem Konflikt ausblenden oder schönreden.

Kritik an Israel ist oft berechtigt. Wie schon gesagt, bin ich selbst ein entschiedener Gegner der Regierungspolitik.

Das Problem ist, dass sich hinter legitimer Kritik auch Antisemitismus verbergen kann. Und zwar dann, wenn Kritik ausschließlich in Bezug auf Israel artikuliert wird. Daher halte ich es für sehr wichtig, die politischen Äußerungen von Politikerinnen und Politikern in ihrer Gesamtheit zu analysieren.

Ein interessantes und ins Auge fallendes Beispiel in diesem Kontext stellt Jeremy Corbyn dar. Der derzeitige Vorsitzende der Labour Party in England stellt Israel immer wieder an den Pranger, gleichzeitig pflegt er freundschaftliche Beziehungen zu Terrororganisation wie Hamas und Hisbollah. Er vermischt linksliberalen Kosmopolitismus mit Sympathie für Islamismus. Und ich frage mich dann: »Setzt Corbyn sich eigentlich für die Gründung eines Palästinenserstaates neben Israel ein? Oder verbrüderet er sich mit Terroristinnen und Terroristen, um einen gemeinsamen Feind zu bekämpfen? Ist er deshalb bereit, seine moralischen Ansprüche bei ihnen unter den Teppich zu kehren?« Wie soll ich mir erklären, dass Corbyn öffentlich gesagt hat, er wäre bereit, für die palästinensischen Attentäter auf das israelische Team bei den Olympischen Sommerspielen 1972 in



München einen Kranz niederzulegen, in Yad Vashem jedoch nicht? Er ist also nicht bereit, der Opfer des Holocaust zu gedenken, sehr wohl aber der Palästinenser, die Anschläge auf Zivilisten verübt haben. Warum nimmt er an Demonstrationen gegen Israel von Sympathisantinnen und Sympathisanten der Hamas und Hisbollah in London teil? Er könnte ja selbst Veranstaltungen initiieren, auf denen Israels Politik zwar kritisch debattiert wird, aber das Existenzrecht des Landes nicht infrage gestellt und sogar eindeutig verneint wird.

In Österreich gibt es heute keine solche Politikerin bzw. keinen solchen Politiker. Dort biedern sich die Rechtspopulistinnen und Rechtspopulisten den Jüdinnen und Juden an. Sie wollen zeigen, dass sie nicht rassistisch und antisemitisch sind, und damit ihre Hetze gegen Musliminnen und Muslime legitimieren. So pilgern antisemitische Politikerinnen und Politiker nach Israel, um dem jüdischen Staat ihre Freundschaft zu versichern. Sie bewundern Israel, weil es gegen Musliminnen und Muslime kämpft. Ihr Rassismus und auch ihr Antisemitismus sind als Philosemitismus getarnt.

### 3.4 Siehst du eine Korrelation zwischen Antisemitismus und der israelischen Politik?

Im Internet und in der Medienwelt wird Israel oft verzerrt und falsch dargestellt. Andererseits wird Israel seinem eigenen Anspruch als moralische und offene Demokratie durch die Besatzung, aber auch durch die Benachteiligung der arabischen Minderheit im Kernland nicht gerecht. So entsteht ein Teufelskreis. Israel versucht, sich als ein moralisch handelndes Land zu präsentieren, obwohl das Gegenteil oft dokumentiert ist. Dann wiederum finden die durchaus realen Bedrohungen, mit denen es konfrontiert ist, nicht Eingang in die Köpfe der Menschen in Europa.

Ich glaube nicht, dass Antisemitismus in Österreich schwinden würde, wenn Israel den moralischen Ansprüchen der Europäerinnen und Europäer Genüge täte. Allerdings wäre Antisemitismus dann leichter zu entlarven.

### 3.5 Siehst du eine Korrelation zwischen Antisemitismus und Hass auf andere Minderheiten wie Musliminnen und Muslime, Flüchtlinge, LSBTTIQ?

Es gibt eine klare Verbindung zwischen Antisemitismus und Xenophobie. Man lehnt das Fremde grundsätzlich ab. Deshalb nehme ich es keinem Burschenschaftler ab, dass er ein Judenfreund ist.

Dann gibt es die Version aus der linken politischen Ecke. Das Mantra dieser Menschen lautet: »Wir lieben Musliminnen und Muslime, wir sprechen uns gegen Islamophobie und für Flüchtlinge aus. Und wir hassen Israel, weil es mit Amerika zur Achse des Bösen gehört.« Sie könnten auch gleich »Jüdinnen und Juden« statt Israel sagen, das wäre ehrlicher.

### 3.6 Ist es sinnvoll, Antisemitismus zu bekämpfen?

Auf einer persönlichen Ebene muss man immer für seine Identität einstehen, sonst führt man ein trauriges Leben. Wenn ich als Jude Antisemitismus nicht bekämpfe, dann lasse ich mich in eine Opferrolle drängen. Das gilt natürlich nicht für die Zeit vor dem und während des Holocaust, damals waren die Jüdinnen und Juden ihrer Verfolgung hilflos ausgesetzt. Doch heute steht es in unserer Macht, auf Angriffe zu reagieren. Das geht am besten auf der persönlichen Ebene. In unserem direkten Umfeld können wir durch Dialog Stereotype abbauen.

Doch ist meines Erachtens der Wille, Antisemitismus auf nationaler Ebene zu bekämpfen, in Österreich und anderen europäischen Ländern nicht genuin: Die Eindämmung von Antisemitismus ist mehrheitlich keine Herzensangelegenheit der Regierungen und der Gesellschaften in Europa. Daher schenke ich Politikerreden keinen Glauben und halte sie für hohl. Das gilt auch – und ganz besonders – für Österreich.

Natürlich gibt es sehr löbliche Ausnahmen, Organisationen zum Beispiel, die sich diesem Thema widmen. Leider stoßen sie zumeist auf taube Ohren. Mehrheitlich befasst sich die Öffentlichkeit – zu Recht oder zu Unrecht – mit ganz anderen Themen.

Die Mehrheit der Bevölkerung würde die Geschichte am liebsten aus ihrer Erinnerung verbannen und Antisemitismus als ein Problem der Vergangenheit ansehen. Deshalb darf man in der Bildungsarbeit in diesem Kontext nicht hauptsächlich auf den Holocaust fokussieren. Die Auseinandersetzung mit Antisemitismus sollte seinen Ursprung in den Blick nehmen, seine aktuellen Erscheinungsformen und seine nahe Verwandtschaft zu anderen Formen von Rassismus. In einem zweiten Schritt sollten sich die relevanten Akteurinnen und Akteure folgende Frage stellen: »Wie können wir in der heutigen globalisierten Welt Rassismus effizient entgegentreten? Brauchen wir ökonomische Sicherheit oder kulturellen Austausch, um offen für das Fremde zu sein?« Wie gesagt, sehe ich diesen Prozess in Europa nicht, daher empfinde ich die Reden von europäischen Entscheidungsträgerinnen und Entscheidungsträgern als eine hohle Phrase.

### 3.7 Sollte Israel sich im Kampf gegen Antisemitismus in Europa engagieren?

Israel sollte nicht direkt in die Bekämpfung von Antisemitismus in Europa involviert sein. Israels Gesellschaft hat genug eigene Probleme und Europa würde ohnehin keine Einmischung Israels akzeptieren. Insofern könnte israelisches Engagement sogar kontraproduktiv sein. Darüber hinaus gießen die Ungerechtigkeiten innerhalb der israelischen Gesellschaft und die Realität der Besatzung leider noch Öl ins Feuer von europäischen Antisemitinnen und Antisemiten.

## »Antisemitismus ist eine unheilbare Krankheit«

|                  |                                       |
|------------------|---------------------------------------|
| Geburtsjahr:     | 1954                                  |
| Geburtsort:      | Klausenburg (Cluj-Napoca) in Rumänien |
| aufgewachsen in: | Rumänien, ab 1961 in Israel           |
| in Israel seit:  | 1961                                  |
| lebt derzeit in: | Wien                                  |
| Beruf:           | Kleinunternehmer in der Modebranche   |

### 1 Die Geschichte meiner Familie

Meine Großeltern stammten mütterlicherseits aus Galizien, väterlicherseits aus Siebenbürgen. Die Familie meiner Mutter war streng orthodox. Die Eltern meines Vaters waren zwar auch religiös, doch weniger streng.

Meine beiden Großväter waren Soldaten im Ersten Weltkrieg und kämpften für Kaiser Franz-Joseph I. Als der Zweite Weltkrieg begann, lebten beide Herkunftsfamilien in Klausenburg (Cluj-Napoca). Die Frauen und Kinder, d.h. beide Großmütter mit den kleineren Kindern, wurden nach Auschwitz deportiert und dort ermordet. Die größeren Kinder wurden mit den beiden Großvätern zur Zwangsarbeit verpflichtet. Der Vater meines Vaters überlebte das Kriegsende allerdings nicht. Er starb an den Folgen der Zwangsarbeit. Der Großvater mütterlicherseits überlebte und kehrte nach Klausenburg zurück. Er hatte durch die Nationalsozialisten allerdings seine Frau und zwei Kinder verloren. Mein Vater und seine Schwester haben Auschwitz überlebt, ihre beiden Brüder sind umgekommen. Mütterlicherseits haben mein Großvater, meine Mutter und zwei ihrer Brüder die Schoah überlebt.

Meine Mutter ist Auschwitz nur mithilfe von zwei Freundinnen entronnen. Sie halfen sich gegenseitig immer, das erhöhte ihre Überlebenschancen. Eine von ihnen war die Schwester meines Vaters. Als sie aus dem Vernichtungslager zurückkehrten, brachte sie meinen Vater und meine Mutter zusammen.

Meine Eltern kamen nach dem Krieg in ihre Heimatstadt Klausenburg zurück. Während sie im Vernichtungslager gefangen waren, hatten sich

Fremde in ihren Elternhäusern niedergelassen. Sie mussten sich eine neue Wohnung mieten, alles von null an aufbauen.

Unmittelbar nach Kriegsende heirateten sie. Diese schnellen Hochzeiten waren damals keine Seltenheit. Die Jüdinnen und Juden kamen aus den Lagern ohne Eltern, ohne Geschwister, ohne nichts zurück. Wohl deshalb haben viele rasch geheiratet und eine Familie gegründet. So ist mein Bruder schon 1946 geboren worden, ich acht Jahre später.

Unsere Eltern versuchten, so gut es unter den Umständen ging, die jüdischen religiösen Gesetze einzuhalten. Doch mein Vater, der Goldschmied war, wurde von seinem Arbeitgeber gezwungen, auch am Schabbat zu arbeiten. Sogar die Teilnahme an der Bar Mizwa meines Bruders wurde ihm nicht erlaubt.

Nach dem Zweiten Weltkrieg geriet Rumänien unter Einfluss der Sowjetunion; Staat, Wirtschaft und Gesellschaft wurden systematisch nach stalinistischen Vorstellungen umgeformt. Theoretisch waren im Kommunismus alle Menschen gleich. Man behauptete auch, Minderheiten wegen ethnischer oder religiöser Zugehörigkeit nicht zu diskriminieren, doch die Realität sah anders aus. In der Praxis galten die Jüdinnen und Juden damals als systemfeindlich. Sie standen kollektiv unter dem Verdacht, »zionistische Agenten« zu sein. Meine Eltern hatten darüber hinaus noch ein großes Problem: Beide stammten aus bürgerlichen und nicht aus Arbeiterfamilien. Bürgerliche galten damals als Feinde der Gesellschaft. Da meine Eltern sich verfolgt und unsicher fühlten, hatten sie im Jahr 1946, gleich nach der Geburt meines Bruders, einen Antrag zur Auswanderung ins damalige Palästina gestellt. Sie zitterten jede Nacht und befürchteten, dass man sie zur Strafe ins Gefängnis werfen würde.

Im Kindergarten war die Atmosphäre zu dieser Zeit – im Sinn des politischen Regimes – sehr streng. Die Kinder mussten stundenlang steif auf den Stühlen sitzen und die Lieder der Kommunistischen Partei singen.

Zu Hause blieben wir – so gut es unter diesen widrigen Umständen ging – unserer jüdischen Tradition treu. Beispielsweise feierten wir das Pessachfest bei meinem Großvater. Als ich fünf Jahre alt war, schickten mich meine Eltern, so wie es in traditionellen jüdischen Familien üblich ist, in einen sog. Cheder. Das ist eine Lehranstalt für Kleinkinder, in der sie die hebräische Schrift und Gebete erlernen. Unser Cheder lag in einer hinteren Kammer im Hof der Synagoge. Nur ganz wenige Eltern haben es gewagt, dieses Risiko einzugehen. Es waren vielleicht vier Kinder dort. Die Angst der Eltern übertrug sich auch auf mich, das war unvermeidbar. Tatsächlich landete meine Mutter unter einem Vorwand im Gefängnis.

In der Anfangszeit des Kommunismus war es noch erlaubt, Privatwirtschaft zu betreiben. Das heißt, man durfte auch zu Hause sein Hand-

werk ausüben. Deshalb hatte mein Vater eine Goldschmiedewerkstatt. Der Betrieb war jedoch auf den Namen meiner Mutter angemeldet. Im Rahmen einer Kontrolle fanden die Behörden heraus, dass es ihr Mann ist, der eigentlich dort arbeitet. Bis dahin wäre das kein Problem gewesen. Doch gerade zu diesem Zeitpunkt trat ein neues Gesetz in Kraft, das die Beschäftigung anderer strengstens untersagte. Offiziell war dieses Gesetz nicht gegen Jüdinnen und Juden gerichtet, aber das Regime hatte sie offensichtlich im Visier. Im Zuge der darauf folgenden Verhaftungswelle kamen »zufälligerweise« hauptsächlich jüdische Menschen ins Gefängnis.

## 2 Meine eigene Geschichte

Als wir 1961 – nach 15 Jahren Wartezeit – endlich die Ausreisegenehmigung nach Israel erhielten, war ich acht, mein Bruder vierzehn. Wir durften nichts mitnehmen, 20 Kilo Gepäck pro Person waren erlaubt, sonst nichts. Meine Eltern wurden gezwungen, ihre Wohnung ohne jegliche Entschädigung abzugeben. Der Verzicht auf die rumänische Staatsbürgerschaft kostete uns nochmals viel Geld.

Wir reisten zuerst nach Wien. Dann fuhren meine Mutter und ich von dort nach Belgien: Meine Mutter wollte, bevor sie nach Israel einwanderte, noch einmal ihren Vater sehen. Er lebte in England, aber England hatte uns keine Einreiseerlaubnis gegeben. Nach Belgien konnten wir einreisen. So fuhren mein alter Großvater und mein Onkel nach Antwerpen, um uns zu treffen. Nach zweimonatigem Aufenthalt dort reisten wir nach Israel weiter. Mein Vater und mein Bruder fuhren von Wien direkt nach Venedig und von dort per Schiff nach Israel.

Die beiden kamen zuerst an. Man wies ihnen eine der Asbestbaracken in einem Auffanglager für Neueinwandererinnen und Neueinwanderer zu. Sie war noch nicht einmal fertig, nur die Seitenwände waren aufgestellt. Mein Vater stand und wartete auf die Fertigstellung des Daches. Zu dieser Zeit kamen täglich etwa 5000 Jüdinnen und Juden aus vielen Ländern nach Israel. Heute würde man sie wohl Flüchtlinge nennen. Deshalb wurden Hunderte solcher provisorischen Unterkünfte aus dem Boden gestampft.

Unsere Familie wohnte in einem Vorort von Netanja, mitten in den Sanddünen. Es gab keine Straßen, keine Geschäfte, gar nichts. Unsere Reisekoffer – das waren Holzkisten – hatte mein Vater zerlegt und daraus einen Tisch und einen Sessel gezimmert, da wir keine Möbel hatten. Es

gab eine Petroleumlampe zur Beleuchtung, wir waren noch nicht an das Stromnetz angeschlossen.

In diesem Auffanglager ging ich zur Schule, obwohl ich kein Wort Hebräisch konnte. Daher verstand ich den Unterricht nicht und fühlte mich etwas fehl am Platz. Doch dann zeichnete die Lehrerin Buchstaben an die Tafel und sagte: »Das sind das ›Aleph‹ und das ›Beth‹«, die ersten beiden Buchstaben des hebräischen Alphabets. Und diese kannte ich aus dem Cheder in Rumänien. Langsam erlernte ich die Sprache und integrierte mich in das neue Umfeld.

Zu Hause haben wir weiterhin religiös-traditionell gelebt, wir haben alle Feiertage und den Schabbat gehalten.

Mein Vater bekam bald eine Stelle in einem Goldschmiedeatelier, obwohl er nicht Hebräisch sprach. Meine Mutter war Hausfrau. Später zahlten meine Eltern für eine Wohnung in Netanja ein. Dafür erhielten wir von Verwandten im Ausland ein Startkapital. Und so kamen wir dann in unsere kleine geförderte Wohnung. Wir waren vier Personen auf 50 Quadratmetern, doch glücklich und zufrieden.

Das Gymnasium absolvierte ich an einer »Jeschiwa Tichonit«, das ist eine Kombination aus einem Gymnasium und einer Talmudschule. Vormittags lernten wir für das Abitur, die zweite Tageshälfte war dem Studium des Talmuds gewidmet.

1972 wurde ich zur Armee einberufen. Ich kam auf einen Militärstützpunkt. Dort wäre es eigentlich sehr nett gewesen, wäre nicht bald der Jom-Kippur-Krieg ausgebrochen. Diesen militärischen Konflikt habe ich von Anfang bis zum Ende an der Front erlebt.

### ► Jom-Kippur-Krieg

Am 6. Oktober 1973 (an Jom Kippur) griff die ägyptische Armee israelische Soldaten auf der Sinai-Halbinsel an, zugleich marschierten syrische Einheiten in die Golanhöhen ein. Beide Gebiete hielt Israel seit dem Sechstagekrieg 1967 besetzt. Israel befand sich innerhalb weniger Stunden in einem Zweifrontenkrieg, der das Land völlig überraschend traf. Der Krieg endete mit Waffenstillständen am 22. bzw. 24. Oktober 1973. Obgleich die israelische Armee den Vormarsch der arabischen Armeen stoppen konnte, führte die Tatsache, dass Ägypten und Syrien ungestört diesen Krieg vorbereiten konnten und dem israelischen Auslandsgeheimdienst Mossad keine Informationen vorlagen, zum Rücktritt der Ministerpräsidentin Golda Meir und ihres Verteidigungsministers Mosche Dayan (beide Arbeitspartei). Nach: <http://www.bpb.de/internationales/asien/israel/45062/jom-kippur-bis-libanon-krieg>

Anschließend besuchte ich eine Offiziersakademie und diente noch ein paar Jahre. Im Jahr 1978 quitierte ich den Dienst, denn ich sehnte mich nach Ruhe. Danach stieg ich ins Geschäft meines Vaters ein. Das machte ich, bis ich meine zukünftige Frau kennenlernte. Meine Frau ist gebürtige Wienerin. Sie war damit einverstanden, nach Israel zu ziehen. 1980 haben wir in Israel geheiratet und drei Jahre dort gewohnt. Dann ist meine Frau leider erkrankt. In Israel konnte man ihr Leiden nicht richtig behandeln und sie ist zur Behandlung nach Österreich gefahren. Ich bin dann einige Monate gependelt, seit 1984 lebe ich auch in Wien.

Auch nach Österreich kam ich, ohne ein Wort Deutsch zu sprechen. Zunächst war mir noch nicht klar, dass ich den Rest meines Lebens dort verbringen würde. Aber sobald ich das erkannte, habe ich mich sehr bemüht, rasch Deutsch zu lernen. Nur musste ich auch sofort mit der Arbeit beginnen, dadurch konnte ich keinen Sprachkurs besuchen. Deutsch habe ich durch die Arbeit gelernt. Das war anfangs nicht einfach.

Heute sind wir ein Familienbetrieb in der Modebranche. Ich besuche die Kunden, deshalb fahre ich im ganzen Land herum. Noch während meiner Militärzeit, vor der Ausreise aus Israel, wurde mir eingeschärft, mich auf der Straße nicht als Jude zu erkennen zu geben, da dies ungute Folgen haben könnte. Später bestätigte mein jüdischer Freundeskreis in Wien diese Warnung.

Ich bin Mitglied der jüdischen Gemeinde, doch nicht aktiv. Ich denke nicht, dass sie in der Politik so präsent sein sollte, wie sie es ist. Ich erwarte mir, dass sie auf die jüdischen Einrichtungen und die Gemeinde fokussiert. In die Synagoge gehe ich immer, wenn ich in Wien bin. Sonst gibt es fast keine Synagogen mehr in Österreich, höchstens als Museum.

Wir essen koscher, feiern alle Feiertage und halten uns an die Gesetze des Schabbats. Ich definiere mich als orthodoxer Jude.

### 3 Antisemitismus – Gedanken, Erfahrungen und Positionen

#### 3.1 Wie definierst du Antisemitismus und kannst du konkrete Beispiele aus deiner Erfahrung nennen?

Antisemitismus ist sinnloser und unbegründeter Hass gegen Jüdinnen und Juden. Egal, was die Jüdin oder der Jude ist, was sie bzw. er tut, wohin sie bzw. er gehört, die Antisemitin bzw. der Antisemit lehnt sie bzw. ihn ab,



nur weil sie Jüdin bzw. er Jude ist. Und wenn man fragt »Warum hasst du sie/ihn?«, dann kommen die alten Klischees: »Weil die Juden ...«, es folgen die bekannten alten »Argumente«. Angefangen bei dem Vorwurf der Tötung von Jesus über ihre angebliche Geldgier bis hin zur Verschwörungsideologie, dass sie die Welt beherrschten oder dass sie andere vom Markt verdrängten und so weiter und so fort.

An einen Vorfall erinnere ich mich gut: Ich ging in ein Geschäft in einem Außenbezirk Wiens, mein Deutsch war noch sehr schlecht. Der Inhaber fragte mich, wo ich herkomme. Ich sagte: Israel. Er hat sich aufgeregt und meinen Schwiegervater angerufen und ihn in meiner Gegenwart angeschrien, warum er Ausländer beschäftige. Das war für mich ein antisemitisches Erlebnis. Es mag sein, dass er sich auch über eine andere Herkunft aufgeregt hätte. Doch ich habe die Erfahrung gemacht, dass viele Menschen in Österreich zu Jüdinnen und Juden und zu Israel eine andere Einstellung haben als anderen Gruppen und Ländern gegenüber.

In Wien tragen viele Juden Kopfbedeckung, in der Großstadt fällt das nicht sonderlich auf. Doch in der Provinz trage ich kein Käppchen, das wäre auch nicht ratsam.

Ich habe keine Angst vor physischen Angriffen, ich befürchte nur, dass einige Kundinnen und Kunden keine Ware von mir kaufen würden.

Des Weiteren erinnere ich mich an ein Stammtischgespräch, das ich in einem Wirtshaus gehört habe. Ein offensichtlich etwas betrunkenen Mann sagte: »Wie wagen es die Juden, nach allem, was sie uns angetan haben, wieder herzukommen, wie wagen sie das?« Das war ganz klar eine antisemitische Bemerkung. Es wäre in dieser Runde sicherlich nicht ratsam gewesen, mich als Jude zu erkennen zu geben.

Als ich noch nicht lange in Österreich lebte, hatte ich ein Problem mit jeder Person, die eine Tracht trug. Ich dachte mir, das könnte eine Nationalsozialistin bzw. ein Nationalsozialist gewesen sein, weil man das aus den Filmen so kennt. Aber dann habe ich gemerkt, dass es eigentlich gar keine Verbindung gibt. Antisemitinnen und Antisemiten können Kostüme bzw. Anzüge tragen und Österreicherinnen und Österreicher in Trachten müssen keineswegs judenfeindlich sein. Meine stereotype Wahrnehmung von Antisemitinnen und Antisemiten ist in Österreich einer differenzierten gewichen.

Das Verhältnis von nicht jüdischen Menschen zu Jüdinnen und Juden ist selten unverkrampft. Wenn die Menschen erfahren, dass ich aus Israel stamme, dann ist die Reaktion eher: »Ah, wie schön, ich war mal dort ...« Daran schließt sich unweigerlich die stockend gestellte Frage »Sind Sie ... sind Sie ...« und sie wissen nicht, wie sie weiterreden sollen, »Israeli ... israeli-

tisch ...« Die Menschen trauen sich nicht, »Jude« zu sagen. Da merke ich, dass »Jude« in ihrem Kopf eigentlich ein Schimpfwort ist oder ein beschämender Ausdruck. Sonst hätten sie ja kein Problem damit, das Wort auszusprechen.

### 3.2 Welche Rolle spielt Israel für dich in Bezug auf Antisemitismus?

Viele Nachkommen von Holocaustüberlebenden sind davon überzeugt, dass Israel Jüdinnen und Juden aus der Diaspora einen Zufluchtsort bietet. Damit meine ich, dass sie Antisemitismus und Judenhass nicht mehr ertragen müssen, sie haben eine Alternative. Das war vor der Schoah nicht der Fall. Dieses Credo gibt allen Jüdinnen und Juden, die ich kenne, Sicherheit und ein gutes Gefühl. Ich bin in Israel aufgewachsen und habe lange im Militär gedient, mir bedeutet Israel sehr viel. Für mich wäre es niemals ein Problem, nach Israel zu gehen, um Antisemitismus hinter mir zu lassen.

### 3.3 Betrachtetest du Kritik an Israel als antisemitisch?

Ich betrachte zunächst, wer Kritik übt und was kritisiert wird. Wenn jemand Menschenrechtsverletzungen ausschließlich in Israel anprangert, dabei gleichzeitig wesentlich schwerer wiegende Fälle in anderen Ländern ignoriert, dann ist das in meinen Augen purer Antisemitismus. In unserer Gesellschaft in West- und Mitteleuropa sind antisemitische Aussagen gegen Jüdinnen und Juden nicht gesellschaftskonform. Das kann sich fast keine Politikerin bzw. kein Politiker leisten. Doch Israel zu kritisieren, das kommt gut an. Wenn also europäische Entscheidungsträgerinnen und Entscheidungsträger nur israelische Verstöße gegen die Menschenrechte kritisieren und sich gleichzeitig an Staaten wie den Iran anbiedern, dann ist das in meinen Augen Antisemitismus. Würde dieselbe Politikerin oder derselbe Politiker zeitgleich gegen die Politik von 20 anderen Ländern wettern – und unter ihnen wäre Israel – dann könnte ich diese Aussage als eine ehrliche Kritik akzeptieren.

### 3.4 Siehst du eine Korrelation zwischen Antisemitismus und der israelischen Politik?

Ich sehe keine Korrelation. In Israel gab es verschiedene Regierungen mit Premierministerinnen und Premierministern aus unterschiedlichen Parteien. Kritik aus dem Ausland gab es dennoch immer. So kritisierten sozialistische Parteien oder Regierungen in Europa israelische Regierungen auch dann, als dort eine sozialistische Partei – und damit eine Schwesterpartei – an der Macht war, das war selbst zu Oslo-Zeiten nicht anders.

### ► Oslo-Zeiten

Von Januar bis August 1993 fanden in der Nähe von Oslo Geheimverhandlungen zwischen der Palestine Liberation Organization (PLO) und Israel statt, die zum einen zur gegenseitigen Anerkennung der PLO und Israels führten, zum anderen zur Unterzeichnung einer israelisch-palästinensischen Grundsatzserklärung über palästinensische Selbstverwaltung am 13. September 1993 in Washington (»Oslo I«). Es folgte am 4. Mai 1994 das Gaza-Jericho-Abkommen, in dem Gebietsstreitigkeiten geregelt und die Details zu einem »beschleunigten Rückzug« des israelischen Militärs festgelegt wurden. Außerdem wurde eine Palästinensische Autonomiebehörde (PA) geschaffen und Jassir Arafat im Juli 1994 als Präsident der Autonomiebehörde vereidigt.

Am 28. September 1995 wurde in Washington das »Interimsabkommen über das Westjordanland und den Gazastreifen« (»Oslo II«) unterzeichnet, das beide vorangegangenen Verträge ablöste. »Oslo II« ist ein komplexes Vertragswerk, das sowohl die Funktionsweise der palästinensischen Regierung als auch die Einteilung des Westjordanlandes in Gebiete der Kategorien A, B und C regelt. Gebiete der Kategorie A (heute fast ausschließlich nur noch die großen Städte) fallen unter palästinensische Zivil- und Sicherheitsverwaltung. Kategorie B umfasst Gebiete, in denen die Sicherheitsverwaltung geteilt ist. Das gilt besonders für die Region Ostjerusalem. Unter die Kategorie C fallen jene Landstriche, die zivil- und sicherheitsrechtlich weiterhin Israel unterstehen – sie machen heute 60 Prozent des Gebiets im Westjordanland aus und bilden eine zusammenhängende Landmasse, die an Israel grenzt.

Die beiden Abkommen sollten zur »Zweistaatenlösung« und einem friedlichen Nebeneinander von Israel und einem palästinensischen Staat führen.

Nach: <http://www.bpb.de/politik/hintergrund-aktuell/275803/nahostkonflikt>

### 3.5 Siehst du eine Korrelation zwischen Antisemitismus und Hass auf andere Minderheiten wie Musliminnen und Muslime, Flüchtlinge, LSBTTIQ?

Antisemitismus hat in Österreich eine sehr lange Tradition. Er geht nachweislich über 1000 Jahre zurück, ich habe verschiedene Schriften und alte Dokumente dazu gelesen. Zu diesen frühen Zeiten gab es weder Flüchtlinge noch offen homosexuell lebende Menschen, aber es gab bereits Antisemitismus. Auch heute gibt es Menschen, denen z. B. Flüchtlinge, Homosexuelle oder Roma und Sinti nicht grundsätzlich ein Dorn im Auge sind, die aber antisemitisch sind. Wenn jemand z. B. Roma und Sinti ablehnt, dann ist er sowieso auch gegen Jüdinnen und Juden. Umgekehrt ist das

aber nicht zwangsläufig der Fall. Was ich sagen will, ist: Wenn jemand Minderheiten in seiner Gesellschaft ablehnt, ist sie bzw. er ganz sicher auch Antisemitin bzw. Antisemit. Das Gegenteil stimmt nicht zwangsläufig.

Bei den letzten Wahlen in Österreich 2017 hat die rechtspopulistische Freiheitliche Partei Österreichs viele Stimmen dazugewonnen, wie das ja auch in mehreren anderen europäischen Ländern der Fall gewesen ist. Ich glaube auch nicht, dass diese starken rechten Parteien eine Welle des Antisemitismus mit sich bringen werden.

Diese Entwicklung hat nichts mit Judentum und Antisemitismus zu tun, wohl aber mit Fremdenhass. Viele Europäerinnen und Europäer lehnen es ab, so viele Flüchtlinge in ihren Gesellschaften aufzunehmen. Die Politikerinnen und Politiker der FPÖ beziehen sich in ihrer Ablehnung der Integration von Flüchtlingen auch auf die potenzielle Bedrohung der jüdischen Gemeinde. Sie argumentieren, dass die muslimischen Flüchtlinge Antisemitismus nach Europa importieren. Ob ihre Sorge um das Wohl der Jüdinnen und Juden ehrlich gemeint ist, sei dahingestellt. Doch grundsätzlich sehe ich das auch so, absolut.

Viele Studien besagen, dass die Flüchtlinge in ihren Herkunftsländern wie Syrien gegen Israel sowie Jüdinnen und Juden aufgehetzt sind, somit bringen sie antisemitisches Gedankengut nach Europa. Viele Attentate auf jüdische Menschen oder Institutionen in Europa werden von islamistischen Migranten verübt. Auch in Wien kam es zu Übergriffen, von Anpöbeleien bis zu physischen Attacken gegen Jüdinnen und Juden.

### 3.6 Ist es sinnvoll, Antisemitismus zu bekämpfen?

In meiner Militärzeit habe ich gelernt, dass man, um einen Feind zu bekämpfen, ihn sehr genau kennen muss. Wo liegen seine Stärken, was ist er, wo ist er, was will er? Zu meiner größten Überraschung merke ich, dass bis heute kein Mensch auf der Welt die Wurzeln des Antisemitismus erklären kann. Antisemitismus gibt es sogar in Ländern, in denen keine Jüdinnen und Juden leben. Oft frage ich mich, wann hat Antisemitismus – so, wie wir ihn heute kennen – eigentlich begonnen? Ich glaube, das begann mit der Verbreitung des Christentums.

Als das Christentum sich nicht nur vom Judentum abgenabelt hat, sondern auch seine Nachfolge antreten wollte, damals begannen die antisemitischen Attacken. Diese fielen bei vielen Menschen auf fruchtbaren Boden, weil die Jüdinnen und Juden an ihrem Glauben und ihrer Tradition festhielten. Als im 19. Jahrhundert im Zuge der »bürgerlichen Gleichstellung« sich viele Jüdinnen und Juden Europas in die Gesellschaft integrierten und

sogar assimilierten, half es ihnen auch nichts. In meinen Augen ist Assimilation auch heute kein wirksames Instrument gegen Antisemitismus.

Die Medien verfolge ich mit Aufmerksamkeit. Auch wenn ich es statistisch nicht belegen kann, habe ich den Eindruck, dass die negativen Meldungen stark auf Jüdinnen und Juden fokussieren. Das war immer so und das wird immer so bleiben.

Ich bin kein Experte, doch habe ich den Eindruck, dass die Bildungsarbeit den Antisemitismus nicht eindämmt. Erfolge sind meiner Wahrnehmung nach die Ausnahme. Denn Antisemitismus kann man nicht mit logischen Argumenten und Beweisen aller Art beikommen. Diese werden ignoriert, als »Fake« abgetan. Antisemitismus ist eine unheilbare Krankheit.

### 3.7 Sollte Israel sich im Kampf gegen Antisemitismus in Europa engagieren?

Dem Antisemitismus in der eigenen Gesellschaft entgegenzuwirken, ist einzig und allein Aufgabe der europäischen Länder und keineswegs Israels. Doch ist die Bekämpfung von Antisemitismus in Europa nur für Jüdinnen und Juden eine Herzensangelegenheit. Es gibt zwar sehr viele Lippenbekenntnisse von Politikerinnen und Politikern und anderen Entscheidungstragenden, doch es sind Lippenbekenntnisse: nicht mehr und nicht weniger. Es gibt keinen politischen Willen und insofern wird Antisemitismus in Europa nur wenig bekämpft. Gäbe es ernsthaft Bestrebungen, Antisemitismus zu bekämpfen, müsste man den Unterricht an den Schulen ändern. Außerdem müsste die Berichterstattung der Medien über Israel weniger einseitig werden.

Tirza Lemberger

## »Es ist nicht jeder, der mich nicht mag, ein Antisemit«

|                     |           |
|---------------------|-----------|
| Geburtsjahr:        | 1938      |
| Geburtsort:         | Jerusalem |
| aufgewachsen in:    | Jerusalem |
| in Österreich seit: | 1960      |
| lebt derzeit in:    | Wien      |
| Beruf:              | Judaistin |

### 1 Die Geschichte meiner Familie

Meine Großmutter väterlicherseits wurde 1877 in Oettingen geboren, sie war das fünfte von 13 Kindern.

Der Vater meines Vaters kam 1867 in Nürnberg zur Welt. Seine Eltern waren Händler, die Familie war jüdisch-orthodox. Sie aßen koscher, hielten den Schabbat und alle jüdischen Feiertage.

Als die Nationalsozialisten an die Macht kamen, wollte meine früh verwitwete Großmutter Deutschland nicht verlassen. Wie viele andere deutsche Jüdinnen und Juden konnte auch sie sich nicht vorstellen, was kommen würde. Doch mein Vater bestand darauf und so flüchtete sie 1933 rechtzeitig vor dem Nationalsozialismus nach Palästina.

Meine Großmutter mütterlicherseits wurde 1887 in Frankfurt geboren, mein Großvater 1879 in Halberstadt. Meine Großeltern lebten in Frankfurt am Main und gehörten der von Rabbiner Samson Raphael Hirsch gegründeten neoorthodoxen Gemeinde an. Rabbiner Hirsch hatte orthodoxen Jüdinnen und Juden den Weg gewiesen, wie sie Religiosität mit akademischer Bildung verbinden können und sollen. Damit wirkte er auch dem gängigen Vorurteil entgegen, dass Jüdinnen und Juden entweder religiös oder allgemein gebildet sind. So war mein Großvater ordinierter Rabbiner und Doktor der Physik und Mathematik. Diese Fächer unterrichtete er an der Hirschscheule.

1939 konnten meine Großeltern mütterlicherseits aus Deutschland nach Palästina flüchten.

Mein Vater kam 1911 als Jüngster von drei Kindern in Nürnberg zur Welt. Er studierte Mathematik und Physik. 1932 wurde ihm an einem jüdischen Fastentag noch die Verschiebung einer mündlichen Prüfung an der Universität gewährt. Doch nur wenige Monate später, als Folge der Machtübernahme durch Adolf Hitler, wurde er als Jude der Universität verwiesen.

Mein Vater witterte die Lebensgefahr und besorgte sich noch rechtzeitig einen Reisepass. Er begründete sein Anliegen mit der Notwendigkeit eines Auslandssemesters. So besaß er am 30. Januar 1933 einen gültigen Pass. Zunächst blieb er noch in Deutschland und ließ sich als Elektriker ausbilden. In Nürnberg war die Beschäftigung einer Jüdin oder eines Juden zu diesem Zeitpunkt nicht mehr denkbar. Daher zog er zu einer Tante nach Stuttgart. Er arbeitete dort für die BZ-Werke und erhielt sehr bald eine feste Anstellung, obwohl die Firma wusste, dass er Jude ist. Es gab also auch innerhalb Deutschlands Unterschiede in der Diskriminierung der jüdischen Bevölkerung. Ende 1934 konnte er nach Palästina auswandern, wo er bei den Elektrizitätswerken in Jerusalem angestellt wurde. Parallel dazu setzte er das Studium der Mathematik und Physik an der Hebräischen Universität fort.

Meine Mutter wurde 1912 in Frankfurt als zweites von vier Kindern geboren. Sie absolvierte die Hirschschule und legte das Abitur am städtischen Gymnasium ab. Auch sie studierte Mathematik und Physik und musste ebenfalls 1933 die Universität verlassen. Noch im selben Jahr ging sie nach Palästina. Dort setzte sie ihr Studium fort. Ihren Lebensunterhalt verdiente sie als Arbeiterin in der Krankenhausküche von Shaare Zedek, später als Kindermädchen. Nachdem sie ihr Studium beendet hatte, arbeitete sie zunächst als Musik- und später als Mathematiklehrerin an einem religiösen Lehrerseminar für junge Frauen in Jerusalem.

Meine Eltern heirateten in Jerusalem und bekamen vier Kinder.

## 2 Meine eigene Geschichte

Ich bin 1938 als erstes Kind meiner Eltern in Jerusalem zur Welt gekommen und habe dort den Zweiten Weltkrieg erlebt. Es gab immer wieder Fliegeralarm, doch haben die Italiener hauptsächlich Tel Aviv bombardiert. 1942, als der deutsche General Rommel El-Alamein in Ägypten erreicht hatte, war die Verzweiflung groß. Ich habe damals bestimmt nicht alles verstanden, doch die Angst und die Verzweiflung habe ich auch als Kind gespürt.

Bis heute klingen mir die Worte meiner Mutter in den Ohren, als sie sagte: »Aus Deutschland sind wir entkommen, von hier können wir nirgendwohin fliehen.«

Mein Vater diente in der Palestine Volunteer Force, einer jüdisch-arabischen Truppe, die für Verteidigung ausgebildet wurde. Dadurch war er oft nicht zu Hause. Diese Ausbildung ist ihm 1948, als der Unabhängigkeitskrieg begann, bei der Verteidigung Jerusalems zugutegekommen.

Ich habe eine religiöse Schule besucht. Nach dem Abitur 1955 studierte ich zunächst ein Jahr an der Musikakademie. Ab 1957 studierte ich einige Semester Biologie an der Hebräischen Universität Jerusalem. Nachdem ich 1958 das Musikstudium absolviert hatte, fuhr ich nach London, wo ich ein weiterführendes Musikstudium begann.

In England habe ich meinen Mann kennengelernt. Nach unserer Heirat 1960 bin ich nach Wien gezogen, wo ich seitdem lebe. Mein Mann stammt aus Krakau. Er wurde 1925 geboren und war 14 Jahre alt, als der Zweite Weltkrieg begann. Zunächst war er im Ghetto von Krakau, von dort wurde er nach Plaszow, dann in das österreichische Konzentrationslager Mauthausen deportiert. Anschließend kam er nach Linz, wo er in den damaligen Hermann-Göring-Werken (die heutigen Vereinigten Österreichischen Eisen- und Stahlwerke VÖEST) Zwangsarbeit leistete. Im Übrigen hat ihm der Staat Österreich diese Zeit nicht für seine Pension anerkannt, da er im Konzentrationslager keine Sozialbeiträge geleistet hatte. So viel zu Österreichs Umgang mit seiner Geschichte.

Unsere Familie ist religiös, sie gehört der orthodoxen Kehal-Israel-Gemeinde in Wien an.

Ich habe acht Kinder. Demgemäß war ich 20 Jahre »nur« Hausfrau und Mutter, nach österreichischer Diktion habe ich in diesen Jahren »nicht gearbeitet«. Da der österreichische Lehrplan nur zwei Religionsstunden wöchentlich vorsieht, wurde u. a. von Kehal-Israel jüdischer Religionsunterricht eingerichtet. Anfangs arbeitete ich als Vertretung, später leitete ich von 1990 bis 1997 den Mädchenunterricht.

1985 begann ich ein Studium der Judaistik mit dem Nebenfach Arabistik an der Universität Wien. Nach meinem Magisterabschluss 1991 begann ich, Hebräisch an der Universität zu lehren. 1994 schloss ich meine Promotion ab, mein Spezialgebiet ist die Geschichte der Jüdinnen und Juden in den islamischen Ländern. Seitdem unterrichte ich Judaistik und Arabistik an der Universität Wien.



### 3 Antisemitismus – Gedanken, Erfahrungen und Positionen

#### 3.1 Wie definieren Sie Antisemitismus und können Sie konkrete Beispiele aus Ihrer Erfahrung nennen?

Antisemitismus ist die kollektive negative Stereotypisierung von Jüdinnen und Juden. Das bedeutet keineswegs, dass, wenn jemand eine bestimmte jüdische Person nicht mag, er oder sie automatisch antisemitisch ist. Nicht jede/jeder, die/der mich persönlich nicht sympathisch findet, hasst alle Jüdinnen und Juden.

Obwohl ich eine orthodoxe Jüdin bin und als verheiratete Frau meine Haare immer bedeckt habe, bin ich nicht unbedingt als solche erkennbar. Darauf führe ich zurück, dass ich persönlich wenig Erfahrungen mit Antisemitismus gemacht habe. Vielleicht liegt es auch daran, dass ich in einer relativ geschützten Umgebung lebe. Die nicht jüdischen Menschen, denen ich begegne, interessieren sich für das Judentum, haben aber meistens keine antisemitischen Einstellungen. In der Orientalistik habe ich mich aus diesbezüglichen Diskussionen herausgehalten. Es waren allerdings, politisch gesehen, relativ ruhige Jahre. Nach den Friedensverhandlungen in Oslo (siehe S. 117) hatte ich sogar einige arabische Studierende, die sich auf die erhoffte rosige Zukunft vorbereiten wollten. Auch später, als ich auch muslimische Studierende in Geschichte unterrichtete, gab es keine besonderen Vorfälle.

Allerdings haben meine Kinder in der Schule einige unangenehme Erfahrungen gemacht. 1975 sagte ein Mitschüler zu meiner damals zehnjährigen Tochter: »Schade, dass man euch nicht alle verbrannt hat.« Ich beschwerte mich am nächsten Tag in der Schule. Bereits tags darauf rief mich der Vater des Kindes an und entschuldigte sich.

Ich wies ihn darauf hin, dass sein Sohn solche Aussagen ja wohl irgendwo aufgeschnappt hatte. Meine Tochter und dieser Junge waren dann bis zum Abitur in derselben Klasse. Es hat keine weiteren diesbezüglichen Probleme zwischen ihnen mehr gegeben. Auch meine anderen Kinder hatten Konfrontationen mit Mitschülerinnen und Mitschülern. Doch wussten sie sich zu wehren und verständigten, wenn erforderlich, die Lehrkräfte. Allerdings möchte ich betonen, dass es sich bei diesen Vorfällen um Ausnahmen handelte und die Verantwortlichen in der Schule auch schnell reagierten.

In der Öffentlichkeit hat es in Österreich immer mehr oder weniger versteckten Antisemitismus gegeben.

Der Holocaust wurde in den Schulen meiner Kinder nur marginal unterrichtet. Wahrscheinlich liegt es daran, dass Österreich sich immer

als das erste Opfer von Hitlerdeutschland dargestellt hat. Dabei wird vergessen, wie begeistert der Führer beim Anschluss 1938 empfangen wurde.

Die vielen »Sprüche« aus der rechten politischen Ecke haben wir alle gehört. Da die Öffentlichkeit diese zumeist vehement zurückwies, blieben sie ohne konkrete Konsequenzen.

Heute liegen die Dinge anders. Durch die massive Aufnahme von zumeist muslimischen Flüchtlingen sowie Arbeitsmigrantinnen und Arbeitsmigranten hat der Antisemitismus in Österreich und in Europa insgesamt zugenommen. Die Rassistinnen und Rassisten trauen sich jetzt wieder, laut Sprüche zu klopfen, auch gegen Jüdinnen und Juden. Mit Antisemitismus und Rassismus verhält es sich wie mit dem Körper: Wenn das demokratische Immunsystem in einer Gesellschaft geschwächt wird, dann bricht die Krankheit der gruppenbezogenen Menschenfeindlichkeit aus.

Natürlich sind nicht alle Musliminnen und Muslime kriminell, aber viele haben den Eindruck, dass die Kriminalität durch die Einwanderungswelle angestiegen ist. Früher konnte man sich zu jeder Tages- und Nachtstunde angstfrei in Wien bewegen. Heute ist man vorsichtiger geworden. Einige U-Bahn-Stationen, darunter auch solche, die ich frequentiere, sind sehr unangenehm geworden. Die damit verbundene Erschütterung des Sicherheitsgefühls bietet Rechtspopulistinnen und Rechtspopulisten eine Grundlage, auf der sie ihre Hasspropaganda aufbauen können. Nicht nur in Österreich.

Auch in Wien gab es tätliche Angriffe Wien gegen Jüdinnen und Juden. Doch ist es nicht der Alltag und die Polizei beschützt jüdische Institutionen.

### 3.2 Welche Rolle spielt Israel für Sie in Bezug auf Antisemitismus?

Die Existenz Israels ist eine Garantie dafür, dass das jüdische Volk nicht mehr von einer Katastrophe in der Größenordnung der Schoah befallen wird. Damals sah die Welt tatenlos zu und nahm die Massenvernichtung der Jüdinnen und Juden hin. Heute würde Israel eine akute Bedrohung der Jüdinnen und Juden in der Diaspora nicht einfach hinnehmen, sondern handeln. Insofern gibt Israel mir ein Sicherheitsgefühl.

Aber es muss auch gesagt werden, dass der Nahostkonflikt schon oft nach Europa exportiert wurde. Es werden immer wieder Anschläge auf jüdische Institutionen im Ausland verübt. Insofern bedeutet das auch eine Gefährdung der jüdischen Gemeinden im Ausland durch den islamistischen Terrorismus.

### 3.3 Betrachten Sie Kritik an Israel als antisemitisch?

Das ist für mich dann der Fall, wenn automatisch und kritiklos die Version der palästinensischen Seite übernommen wird. Die Europäerinnen und Europäer sind naiv und übernehmen das arabische Narrativ, ohne es auf seine Richtigkeit zu überprüfen und ohne die israelische Version in Betracht zu ziehen. So kommt es dazu, dass man auf Basis bestenfalls ungenauer oder unvollständiger Fakten Israel kritisiert. Das ist für mich eine Voreingenommenheit, die auf Antisemitismus basiert.

### 3.4 Sehen Sie eine Korrelation zwischen Antisemitismus und der israelischen Politik?

Israels Politik ist in meinen Augen zu sehr auf »Was werden die anderen sagen?« gerichtet, das kann dem Land mitunter schaden. Letztlich bringt diese übertriebene Rücksichtnahme auf die öffentliche Meinung im Ausland nichts, denn Israel wird beschimpft, unabhängig von seinen Handlungen.

Die internationale Kritik ist auf jeden Fall harsch. Ich muss aber in diesem Zusammenhang betonen, dass die jüdische Gemeinde in Wien meines Wissens nicht als Sündenbock herhalten muss.

### 3.5 Sehen Sie eine Korrelation zwischen Antisemitismus und Hass auf andere Minderheiten wie Musliminnen und Muslime, Flüchtlinge, LSBTTIQ?

Wenn jemand sich gegen eine spezifische Minderheit wendet, kann sich diese Ablehnung durchaus auch auf andere Minderheiten ausdehnen. Durch die Erschütterung des Sicherheitsgefühls vieler Österreicherinnen und Österreicher – sei sie berechtigt oder nicht – fallen Barrieren.

Dann kommt Rassismus gegen unterschiedliche Minderheiten in der Gesellschaft im Allgemeinen und Antisemitismus im Besonderen hoch.

### 3.6 Ist es sinnvoll, Antisemitismus zu bekämpfen?

Es ist wichtig und sinnvoll, sich Antisemitismus entgegenzustellen. Auf diesem Gebiet muss man vorbeugend arbeiten. Da lässt sich viel machen. Man kann die Ablehnung von Israel zwar nicht eliminieren, doch erheblich mindern.

Was den »traditionellen« europäischen – latenten und offenen – Antisemitismus anbelangt, ist auch hier Prävention erforderlich. Allerdings muss

man wissen, wie man das angeht, denn zu viele oder falsche Maßnahmen können sich kontraproduktiv auswirken. Lehrkräfte sollten lernen, wie man diese Themen im Unterricht behandelt. Auch für sie ist richtige Information die Voraussetzung, dass sie richtig reagieren, und auf diese sollte das Augenmerk gerichtet werden. Fakten muss man kennen und argumentieren muss man können. Beides lässt sich erlernen.

Wie gesagt – umfassendes Wissen zum Thema Israel und Judentum ist unerlässlich. Man muss aber auch die Quellen kennen, die Antisemitinnen und Antisemiten gern benutzen. Wenn man die richtigen Argumente parat hat, kann man falsche und stereotypisierende Aussagen leicht entlarven. Aus eigener Erfahrung halte ich die richtigen und auf umfassendem Wissen basierenden Argumente für die beste Waffe gegen Antisemitismus und ungerechtfertigte Angriffe auf Israel.

Grundsätzlich reagiere ich auf Antisemitismus, wenn ich damit konfrontiert werde, aber ich initiiere keine Debatten zum Thema. Durch meine Vorträge, Artikel und Radiointerviews versuche ich, einen Beitrag zu einem korrekten Bild des Judentums in Österreich zu leisten.

### 3.7 Sollte Israel sich im Kampf gegen Antisemitismus in Europa engagieren?

Ich glaube, dass Israel in diesem Kontext zurückhaltend sein sollte. Es kann in internationalen Foren agieren, aber im Alltag sollten in erster Linie die jüdische Gemeinde und ihre Mitglieder Antisemitismus in Österreich entgegenreten.

Es ist unsere Aufgabe, jüdische Geschichte, Kultur und Religion den Österreicherinnen und Österreichern, denen sie fremd sind, nahezubringen.

Von Israel erwarte ich die Vermittlung von profundem Wissen zum Alltag im Land. Dafür brauchen die Jüdinnen und Juden in Österreich mehr Information und Unterstützung seitens der zuständigen Stellen. Daran fehlt es bisher erheblich.

Etgar Keret

## »Antisemitismus ausschließlich zu bekämpfen, macht die Welt nicht besser«

|                  |                                |
|------------------|--------------------------------|
| Geburtsjahr:     | 1967                           |
| Geburtsort:      | Ramat Gan                      |
| aufgewachsen in: | Ramat Gan                      |
| lebt derzeit in: | Tel Aviv                       |
| Beruf:           | Schriftsteller und Filmemacher |

### 1 Die Geschichte meiner Familie

Da ich der Sohn von Holocaustüberlebenden bin, weiß ich sehr wenig über die Vergangenheit meiner Familie. Meine Eltern haben nicht über ihr Trauma gesprochen.

Mütterlicherseits lebten meine Großeltern in einer kleinen Stadt in der Nähe von Warschau. Es war eine säkulare jüdische Familie.

Meine Mutter kam 1934 in Moschonov, Polen, zur Welt. Über ihr Geburtsdatum herrschte bei uns Unklarheit. Wir dachten, dass sie 1935 zur Welt gekommen ist, doch durch eine Akte in Polen erfuhren wir, dass sie in Wirklichkeit ein Jahr älter war. Sie war dermaßen entwurzelt, dass sie nicht einmal ihr richtiges Geburtsdatum kannte. Bei Kriegsausbruch war sie fünf Jahre alt und sie verstand die Ereignisse nicht. Bis heute gibt es viele Dinge über ihre Geschichte, die sie nicht kennt. Die Deutschen ermordeten ihre Eltern, ihre Großeltern und ihren jüngeren Bruder. Sie ist die einzige Überlebende ihrer Familie.

Meine Mutter war anfangs im Warschauer Ghetto gefangen, dann wurde sie in ein Ghetto gebracht, das etwas außerhalb von Warschau lag. Nach dem Krieg wurde sie in ein Waisenhaus in Polen geschickt. Später brachte sie eine zionistische Organisation nach Frankreich und von dort auf einem jüdischen Flüchtlingsschiff ins damalige britische Mandatsge-

biet Palästina. Sie kam vor der Staatsgründung 1948 in Palästina an, den genauen Zeitpunkt wissen wir nicht. Sie war ganz allein und kam bis zu ihrem Militärdienst in ein Internat. Ihren Militärdienst leistete sie in der Luftwaffe. Dann arbeitete sie als Werbetexterin.

Mein Vater wurde 1927 im polnischen Bernovice geboren. Seine Eltern waren traditionell, doch nicht religiös. Mein Vater war mit seinen Eltern im Ghetto der Stadt gefangen, doch es gelang ihnen, zu fliehen.

Sie versteckten sich in einem Loch, das sie auf dem Grundstück eines Bauernhofs gegraben hatten. Mehr als sechshundert Tage verbrachten sie in diesem sehr engen Loch, in dem sie weder richtig stehen noch liegen konnten. So saßen sie die ganze Zeit. Als die Rote Armee sie befreite, mussten die sowjetischen Soldaten sie heraustragen, weil sie weder stehen noch gehen konnten. So überlebten sie die Schoah.

Nach Kriegsende kamen auch sie auf einem jüdischen Flüchtlingschiff nach Palästina. Allerdings wurden sie von der britischen Mandatsmacht – die zu dieser Zeit jüdische Flüchtlinge nicht nach Palästina einreisen ließ – gefangen genommen und nach Zypern deportiert. Dort kam der Bruder meines Vaters zur Welt.

Unmittelbar nach der Gründung des jüdischen Staates wanderte die Familie schließlich 1948 in Israel ein. Mein Vater wurde sofort in den Unabhängigkeitskrieg eingezogen. Kurz nach seiner Ankunft eröffnete mein Großvater ein Lebensmittelgeschäft in Ramat Gan, einer Stadt in der Nähe von Tel Aviv. Er wurde wegen eines Streites von einem Nachbarn erschlagen. Sein Mörder, auch ein Holocaustüberlebender, war anscheinend geistig gestört. Wenige Jahre später wurde seine Frau von einem Bus überfahren. Mein Vater war von diesen Ereignissen stark traumatisiert.

Mein Vater konnte sich kein Studium leisten, weil er Geld verdienen musste. Aber er beschloss, dass er alle sieben Jahre seinen Beruf wechseln würde, da er den Krieg überlebt hatte. Er sagte immer: »Ich will nicht ein Leben, sondern viele Leben leben.«

Er begann als Bauelektriker. Danach führte er eine Kantine in einem Schwimmbad in Tel Aviv, später war er unter anderem Zigarettenhändler und Immobilienmakler. In manchen seiner Berufe war er finanziell erfolgreicher als in anderen und das schlug sich auch auf unseren Lebensstandard nieder.

Meine Eltern haben 1958 geheiratet. Unsere Familie ist säkular. Meine Mutter zündete aus Traditionsbewusstsein Schabbatkerzen an. Mein Vater arbeitete auch am Schabbat. Dennoch war er der jüdischen Tradition verbunden, deshalb fastete er zu Jom Kippur und sprach jedes Jahr das Totengebet (Kaddisch) für seine Eltern.

## 2 Meine eigene Geschichte

Ich wurde 1967 als jüngstes von drei Kindern geboren. In meiner Kindheit ging ich oft nicht zur Schule, weil meine Eltern mir immer Entschuldigungen schrieben. Ich hatte zwar Asthma und war klein für mein Alter, doch wurde mein Zustand den Lehrkräften gegenüber stark dramatisiert. Ich blieb oft zu Hause, da ich die Schule nie als einen angenehmen Ort empfand. Wenn ich meine Hausaufgaben nicht gemacht hatte, hatten meine Eltern auch immer eine Ausrede parat. Die Reaktion meiner Mutter auf den frühen gewaltsamen Tod ihrer Eltern war, dass sie uns dazu erzog, nichts zu tun, was wir nicht wollten.

Die Vergangenheit meiner Eltern beschäftigte mich sehr, obwohl sie nicht viel darüber redeten. Als Kind hatte ich viele Ängste. Ich mochte es nicht, wenn meine Eltern abends ausgingen. Mir war es lieber, zu Hause zu bleiben, dort fühlte ich mich sicher. Ich stellte mir Fragen wie: »Wie wäre es mir im Holocaust ergangen, hätte ich ihn überlebt?« Soweit ich mich erinnere, lautete die Antwort immer »nein«. Ich hatte auch starke Schuldgefühle, wenn ich meine Eltern enttäuschte. Jeden Schmerz und jede Enttäuschung verglich ich im Stillen mit den Leiden meiner Eltern.

Den Einfluss der Schoah merkte ich auch, als wir mit meinen Eltern nach Bad Reichenhall zur Kur fuhren. Dort gefiel es mir zwar sehr gut, doch merkte ich, wie ängstlich und angespannt meine Eltern waren. Sie wollten jede Reibung mit dem deutschen Personal vermeiden.

Meine Frau sagte mir später: »Der Unterschied zwischen dir und mir ist, dass ich lebe, während du überlebst.« Ich denke, dass ihre Feststellung in gewisser Weise stimmt. Doch sehe ich auch etwas Positives daran: Viele Geschenke des Lebens, die andere Menschen für selbstverständlich halten, schätze ich sehr bewusst.

Von 1986 bis 1988 diente ich in einer Computereinheit in der Armee. Dort begann ich, zu schreiben, und habe seitdem nie aufgehört.

Anschließend begann ich, Philosophie, Informatik und Mathematik in Tel Aviv zu studieren. Zum Leidwesen meiner Eltern, die mir eingeschärft hatten, dass ein akademischer Titel zum Überleben sehr wichtig sei, beendete ich das Studium nicht.

Seit Mitte der 1990er-Jahre werden meine Werke in Europa veröffentlicht, damals begann ich auch, regelmäßig nach Europa zu reisen. Anfangs hatte ich viele Lesungen in Deutschland. An der Freien Universität Berlin war ich auch Gastprofessor. Später brachten mich meine Bücher nach Polen, Italien und Frankreich. 2005 habe ich geheiratet, unser Sohn ist zwölf Jahre alt.

### 3 Antisemitismus – Gedanken, Erfahrungen und Positionen

#### 3.1 Wie definierst du Antisemitismus und kannst du konkrete Beispiele aus deiner Erfahrung nennen?

Ehrlich gesagt, habe ich nie zuvor versucht, Antisemitismus zu definieren, doch betrachte ich ihn als eine besondere Form von Rassismus. Der Versuch, Antisemitismus von anderen Rassismen zu unterscheiden, könnte implizieren, dass es eine Hierarchie von Menschenfeindlichkeit gibt, als ob die Jüdinnen und Juden in der Businessclass des Hasses sitzen würden. Es stimmt zwar, dass Jüdinnen und Juden schon viel länger als andere Minderheiten gehasst werden, aber ich denke, dass der Unterschied zwischen Antisemitinnen und Antisemiten und Rassistinnen und Rassisten, die schwarze Menschen hassen, der ist, dass man Jüdinnen und Juden nicht wirklich erkennen kann. Da viele Jüdinnen und Juden äußerlich nicht als solche erkennbar sind, kann es leicht passieren, dass jemand ihnen einen geschmacklosen Judenwitz erzählt. Die Wahrscheinlichkeit, dass Vergleichbares einem schwarzen Menschen geschieht, ist wesentlich geringer. Insofern erinnert mich Antisemitismus an Homophobie. Jüdinnen und Juden und Homosexuelle sind nicht automatisch identifizierbare Minderheiten. Das gilt natürlich nicht für Orthodoxe, sondern bezieht sich auf die Situation der Säkularen. Antisemitinnen und Antisemiten hassen Jüdinnen und Juden, gleichzeitig schreiben sie ihnen magische Kräfte zu. In meinen Augen unterscheidet sich Antisemitismus von anderen Formen des Rassismus durch diese Verbindung von zwei sich widersprechenden Zuschreibungen.



Die Beispiele, von denen ich berichten kann, beziehen sich auf Polen. Da ich viel über die Geschichte meiner Familie geschrieben habe, habe ich eine spezielle Verbindung zu diesem Land. Ist es nicht Ironie des Schicksals, dass ich – der Sohn verfolgter polnisch-jüdischer Eltern – jetzt dort einen Sonderstatus haben. In Wikipedia werde ich sogar als ein israelisch-polnischer Autor bezeichnet. Ich habe in Polen nicht viel offenen Antisemitismus erlebt, doch oft übertriebene und unnatürliche Liebe und Bewunderung für Jüdinnen und Juden. Diese finde ich nicht weniger erschreckend als Antisemitismus.

Als ich das Land zum ersten Mal im Jahr 2000 besuchte, trank ich mit einem polnischen Bekannten Alkohol. Der Mann hatte sich viel Mühe gemacht, koscheren Wodka zu besorgen. Er erklärte mir allen Ernstes und ohne mit der Wimper zu zucken, dass der koschere Wodka von Jüdinnen und Juden so produziert wird, dass man am nächsten Tag keinen Kater hat.

Ein Jahr später drehte ich mit einer bekannten polnischen Sängerin, einer bekennenden Katholikin, einen Dokumentarfilm. Wir fuhren zusammen in das Vernichtungslager Treblinka, später besuchte sie Israel. In einem der Interviews erwähnte sie mehrmals, dass ihre Kinder eine jüdische Schule besuchen. Nach Drehschluss fragte ich sie, warum. Sie antwortete mir: »Ich möchte, dass sie so klug sind wie die Juden.«

Solche und viele andere Beispiele führten mir vor Augen, wie viele Polinnen und Polen Jüdinnen und Juden für bewundernswert halten und eben als ANDERS wahrnehmen. Dazu gehören die Vorurteile, dass Jüdinnen und Juden reich und ambitionierter als andere sind. Ich konnte mich des Eindrucks nicht erwehren, dass diese Menschen von mir erwarteten, dass ich ihnen beibringe, worin das Geheimnis des angeblichen mysteriösen Erfolgs der Jüdinnen und Juden liegt.

Ich erinnere mich an einen weiteren merkwürdigen Vorfall in der Heimatstadt meiner Mutter, Moschonov. Sie hatte sich jahrelang geweigert, in ihr Heimatland zurückzukehren. Erst vor wenigen Jahren konnte ich sie davon überzeugen, mich zu begleiten. Wir trafen den Bürgermeister ihrer Heimatstadt. Er lud uns in ein Restaurant ein. Ich ging mit ihm vor und sah mitten im Restaurant das Bild eines abstoßenden Juden mit einem großen Bart, der eine Münze in der Hand hielt. Ich bat den Gastgeber, das Bild abzunehmen. Er verstand mich nicht und versicherte mir: »Das ist ein Glücksbringer, damit dieses Restaurant viel Umsatz hat.« Ich entgegnete

ihm, dass ich dieses Bild sehr unpassend für unseren Besuch fand, doch er war nicht davon abzubringen, dass es als Kompliment gemeint sei.

Für mich ist der Gedanke – aufgrund meiner Volkszugehörigkeit und meiner Religion –, anders als der Rest der Menschheit wahrgenommen zu werden, selbst in einem positiven Kontext mehr als unangenehm. Ich habe den Eindruck, dass diese Mystifizierung ein Teil der Folklore in Polen ist. Es ist auffallend, dass Antisemitismus oder diese übertriebene Bewunderung für Jüdinnen und Juden besonders dort präsent ist, wo die Menschen nie in ihrem Leben eine Jüdin oder einen Juden getroffen haben. Es ist nicht so, als ob eine Jüdin oder ein Jude ihnen jemals geholfen oder geschadet hätte, denn sie sind nie einem jüdischen Menschen persönlich begegnet. Deswegen bauen sich Mythen in ihren Köpfen auf.

Auch in anderen europäischen Ländern habe ich an Antisemitismus grenzende Erfahrungen gemacht. Einmal sagte mir ein Brite, dass er Israel unterstützt. Er erklärte mir auch freundlich, warum: »Das Experiment Israel darf nicht schiefgehen, damit die Juden nicht nach Europa zurückkehren.«

In der arabischen Welt gibt es den neuen Antisemitismus. Ein palästinensischer Schriftsteller erzählte mir, dass gegenwärtig Hitlers »Mein Kampf« und »Die Protokolle der Weisen von Zion« in arabischen Ländern sehr populär sind. Es ist interessant, zu beobachten, wie der alte europäische Antisemitismus auch in die arabische Welt exportiert wurde und sich dort mit dem überlieferten muslimischen Antijudaismus verbindet. Die arabischen Menschen, die von diesen Thesen beeinflusst sind, unterscheiden nicht zwischen Israel und Jüdinnen und Juden. So sagte mir einmal ein sehr netter Palästinenser, dass der Holocaust schrecklich sei. Und er fügte hinzu: »Ich glaube, dass die Welt den Holocaust nicht wirklich anerkennt, weil über die Zahl der Opfer gelogen wird. Es waren nicht sechs Millionen, vielleicht 60000, und die Juden haben die Zahl maßlos nach oben geschraubt.« Solche Aussagen erinnern mich an den katholischen Antisemitismus, der in vielen Dörfern Polens präsent ist. Er beruht auch hier auf Ignoranz und hat stark religiöse Wurzeln. Ich höre viele solche Aussagen, doch gilt das keineswegs für die Mehrheit der Araberinnen und Araber sowie Palästinenserinnen und Palästinenser, die mir begegneten.

Meine Wahrnehmung von Antisemitismus hat sich im Lauf der Jahre geändert. Das habe ich in meinem letzten Buch »Die sieben guten Jahre« angesprochen. Früher war ich dem Phänomen gegenüber sehr empfindlich. Meine Frau, die mich schon 21 Jahre kennt, meint, dass ich in jedem europä-

ischen Land innerhalb von 20 Sekunden ein Hakenkreuz an der Wand finde. Das stimmt. Es ist so, als ob ich mich nicht entspannen könnte, solange ich nicht ein Hakenkreuz entdeckt habe. Natürlich gibt es eben sehr viele und so ist es nicht so schwierig, sie zu sichten. Heute ist das zwar immer noch so, doch belasten mich diese Hakenkreuze viel weniger als früher. Meine diesbezügliche Sensibilität ist nicht mehr so stark wie früher. Vielleicht bin ich durch die vielen Erlebnisse mittlerweile stärker abgehärtet.

### 3.2 Welche Rolle spielt Israel für dich im Kontext von Antisemitismus?

Historisch bin ich ein Nachkomme von Holocaustüberlebenden. Meine Eltern haben mich in dem Gedanken erzogen, dass Israel ein Zufluchtsort für verfolgte Jüdinnen und Juden ist. In der Tat trifft das für meine Eltern zu. Sie konnten zur Zeit des Holocaust nirgendwohin und waren ihrem Schicksal vollkommen ausgeliefert.

Mein Bruder, der ein sehr radikaler Linker ist, lehnt das Konzept des automatischen Einwanderungsrechtes für alle Jüdinnen und Juden nach Israel ab. In seinen Augen ist das rassistisch. Durch diese unterschiedlichen Ansichten in der Familie war ich selbst lange ambivalent.

Heute bin ich der Ansicht, dass zwischen Israel und den Jüdinnen und Juden in der Diaspora unterschieden werden sollte. In der Vergangenheit hatten Jüdinnen und Juden eine kosmopolitische Sicht der Realität. Das ist daraus abzuleiten, dass die jüdische Minderheit in Europa vor der Verfolgung von einem Land zum anderen flüchten musste und dass sie auch nicht dieselben Rechte wie die Mehrheitsbevölkerung hatte. Seit der Gründung des Staates Israel hat sich die Situation verändert. Wenn Jüdinnen und Juden beschließen, in Europa zu bleiben und nicht in Israel zu leben, sollten sie sich in dem Land integrieren, in dem sie leben. Die gegenwärtige israelische Regierung allerdings verlangt von den Diasporajüdinnen und -juden, dass sie Israel bedingungslos unterstützen. Es ist mein Eindruck, dass sich der gegenwärtige israelische Premierminister als der König der Jüdinnen und Juden in der ganzen Welt inszeniert. Für mich ist das anmaßend und gefährlich. Er wurde schließlich nicht von den Diasporajüdinnen und -juden gewählt und er bringt damit die Gemeinden im Ausland in eine sehr unangenehme Situation. Er verlangt von ihnen, dass sie ihn unterstützen, auch wenn sie seine Politik falsch finden. Diese Erwartungshaltung von Netanjahu kann durchaus das Vorurteil gegen jüdische Gemeinden im Ausland bestärken, dass Jüdinnen und Juden im Zweifelsfall Israel gegenüber loyaler sind als dem Land, in dem sie leben.

### 3.3 Betrachtet du Kritik an Israel als antisemitisch?

Leider gibt es viele Gründe, Israel zu kritisieren. Doch gibt es zweifellos Kritik an dem Land, die antisemitisch ist. Ich habe einmal einen Artikel in der New York Times veröffentlicht. Darin habe ich geschrieben, wie sehr ich die Ausdrücke »proisraelisch« und »antiisraelisch« ablehne. Ich kenne niemanden, der proschwedisch oder antischwedisch, proitalienisch oder antiitalienisch ist. Doch wenn es um Israel geht, fühlen sich viele Menschen bemüßigt, eine Wahl zu treffen und klar zu definieren, wer die Guten und wer die Bösen sind. Und da werden auch keine Grauzonen zugelassen. Israel gegenüber werden andere Erwartungen und Standards angelegt als bei anderen Ländern. Ich glaube, dass die Positionierung und Ereiferung von vielen Europäerinnen und Europäern in Bezug auf den Konflikt mehr über ihre Selbstwahrnehmung ihrer eigenen Gesellschaft und über ihre Auseinandersetzung mit ihrer Familiengeschichte aussagen. Zum Beispiel habe ich einige Französinnen und Franzosen getroffen, die sich als antiisraelisch definierten. Nach längeren Gesprächen fand ich heraus, dass es ihnen im Grunde genommen um die französische Kolonialvergangenheit ging und dass sie selbst Verwandte hatten, die Kolonialistinnen und Kolonialisten gewesen waren. Sie wollten sich von der französischen Vergangenheit distanzieren und meinten, dass sie das durch die Kritik an Israel tun.

Mir sind auch viele Deutsche begegnet, die der Ansicht waren, dass sie Israel bedingungslos unterstützen müssen, quasi als Entschädigung für die Verbrechen ihrer Vorfahren. Sobald Israel ins Spiel kommt, basieren die Meinungen nicht auf Fakten, sondern auf Gefühlen und dem Umgang mit der eigenen Vergangenheit.

Ich wünsche mir, dass die Menschen in Europa den Nahostkonflikt so sehen, wie er ist, die Fakten lernen und ihren eigenen emotionalen Ballast in ihrer Beurteilung abwerfen.

### 3.4 Siehst du eine Korrelation zwischen Antisemitismus und der israelischen Politik?

Ich denke, dass die Politik der gegenwärtigen Regierung Antisemitinnen und Antisemiten in Europa Rückenwind gibt. Die jetzigen Entscheidungsträgerinnen und Entscheidungsträger wollen ein Klima schaffen, in dem Israel über jede Kritik erhaben ist und jede Kritik von vornherein als antisemitisch dargestellt wird. Das ist problematisch. Ich habe das Gefühl, dass zum Beispiel deutsche Kritik einfach vom Tisch gewischt wird mit der Aussage: »Deutschland soll uns nicht predigen, nachdem, was es dem jüdi-

schen Volk angetan hat.« Meine Eltern haben mir beigebracht, den Holocaust nie als Argument gegen Kritik aus dem Ärmel zu ziehen.

Israel muss sich der Kritik an der Besatzung und an der Benachteiligung der arabischen Minderheit stellen.

### 3.5 Siehst du eine Korrelation zwischen Antisemitismus und Hass auf andere Minderheiten wie Musliminnen und Muslime, Flüchtlinge, LSBTTIQ?

Alle Antisemitinnen und Antisemiten, die ich getroffen habe, waren auch Rassistinnen und Rassisten. Sie können Angehörige von Minderheiten nicht als Gleichberechtigte behandeln. Das trifft auf Frauen, schwarze Menschen, Musliminnen und Muslime und LSBTTIQ zu.

Es ist nicht möglich, einer Gruppe gegenüber offen und der anderen gegenüber hasserfüllt zu sein. Gleichzeitig können Rassistinnen und Rassisten eine Art Hierarchie des Hasses haben. Zum Beispiel wollen sie nicht, dass ihre Tochter einen Juden heiratet, doch noch weniger möchten sie einen Araber oder einen Afrikaner als Schwiegersohn. In solch einem Fall wäre der jüdische Ehemann in den Augen der Rassistinnen und Rassisten quasi das kleinere Übel.

### 3.6 Ist es sinnvoll, Antisemitismus zu bekämpfen?

Ich bin vielerorts auf Antisemitismus gestoßen. Ich glaube, dass jeder Form von Ungerechtigkeit entgegengetreten werde sollte. Es genügt nicht zu sagen: »Ich werde nie wieder Opfer sein.« Man muss unbedingt auch hinzufügen: »Die Welt muss gerechter werden.« Damit meine ich, dass ausschließlich Antisemitismus zu bekämpfen die Welt nicht verbessern wird. Ich will in einer Gesellschaft leben, die Rassismus, Antisemitismus, Homophobie und Chauvinismus gleichermaßen bekämpft. Gerechtigkeit ist kein Stück Käse, von dem man 20 Gramm abschneiden kann.

Instinktiv versuche ich, Antisemitismus zu bekämpfen, genauso wie ich mich sofort gegen Rassismus stelle. Dazu gehört, die Empathie und die Neugierde auf die anderen zu fördern. Von meiner Erfahrung her tragen Literatur, Film, Theater und Musik zum gegenseitigen Verständnis und zur Dialogbereitschaft bei. Kunstschaffende leisten diesbezüglich einen wichtigen Beitrag.

### 3.7 Sollte Israel sich im Kampf gegen Antisemitismus in Europa engagieren?

Israel sollte in den Kampf gegen Antisemitismus – aber auch grundsätzlich in den Kampf gegen jede Form von Rassismus einschließlich desjenigen in der eigenen Gesellschaft – involviert sein. Als Autor und Redner im Ausland versuche ich, die Situation in Israel in all ihrer Komplexität zu erklären. In einer Szene von »Sieben gute Jahre« beschreibe ich, wie meine Frau, mein Sohn und ich auf der Autobahn von einem Raketenalarm überrascht werden. Wir werfen uns mit dem Kind in der Mitte auf den Boden und sagen ihm, dass wir jetzt ein neues Spiel erfunden haben, nämlich den Familiensandwich.

Ich beschreibe auch die durchaus existierenden und legitimen Dilemmata so, dass die Zuhörenden sie emotional und intellektuell nachvollziehen können.

## »Man sollte sich nicht mit Zeremonien am internationalen Holocaustgedenktag begnügen«

|                  |                        |
|------------------|------------------------|
| Geburtsjahr:     | 1954                   |
| Geburtsort:      | Krakau (Kraków), Polen |
| aufgewachsen in: | Jerusalem              |
| in Israel seit:  | 1957                   |
| lebt derzeit in: | Netanja                |
| Beruf:           | Historikerin           |

### 1 Die Geschichte meiner Familie

Leider habe ich wenige Informationen über meine Großeltern. Ich weiß, dass die Eltern meiner Mutter einen Laden in einem kleinen Dorf in Polen besaßen. Sie führten ein recht glückliches, normales Leben, eine große Familie mit acht Kindern. Sie waren traditionell jüdisch. Was die Seite meines Vaters angeht, weiß ich noch weniger. Mein Vater war Halbwaise. Er hatte einen Bruder, der in den 1930er-Jahren in das damalige Palästina auswanderte. Die Familie meines Vaters war zionistisch. Sie sprachen zumeist Jiddisch zu Hause.

Meine Mutter und ihre Familie wurden in das Ghetto Klobuzk deportiert und von dort in ein Arbeitslager geschickt. Da es im Jahr 1935 antisemitische Angriffe auf das Geschäft meiner Großeltern gegeben hatte, schickte die Familie meine Mutter weg, um sie außer Gefahr zu bringen. So kam es, dass sie nur die Grundschule abschließen konnte. Bei ihrer Tante erlernte sie den Beruf einer Schneiderin, wahrscheinlich rettete sie diesen Beruf während des Krieges.

Als der Krieg 1939 begann, floh sie mit den Verwandten. Die genauen Einzelheiten sind mir nicht bekannt. Ich weiß nur, dass sie unterwegs deutsche Soldaten trafen, aber diese verschonten sie. Jedenfalls schaffte sie es auf abenteuerlichen Wegen, wieder zu ihren Eltern zurückzukehren.

Von den acht Kindern meiner Großeltern mütterlicherseits hatten nur die vier mittleren überlebt. Sie alle waren im Arbeitslager in Langenbielau inhaftiert. Dort arbeiteten sie als Schneiderinnen, das rettete sie.

Zu dieser Zeit lebte mein Vater in Kovel. Ein polnischer Freund rettete ihn. Dieser Freund war bereit, ihm und auch seiner ersten Frau Unterschlupf zu gewähren, doch diese wollte ihren Vater nicht verlassen. Sie begleitete ihn also ins Ghetto Kovel. Kurz darauf legten die Nationalsozialisten im Ghetto einen Brand, viele Jüdinnen und Juden kamen in der Synagoge um. Die Details sind mir auch in diesem Fall nicht bekannt, doch es ist eine schreckliche Geschichte. Mein Vater war in dieser Zeit im Haus des Polen versteckt. Als es zu gefährlich wurde, floh er in den Wald. Paradoxerweise kam ihm seine dunkle Hautfarbe zugute. Niemand kam auf die Idee, dass er Jude sei. Man hielt ihn für einen Türken. Als der Krieg endete, ging er nach Łódź, wo sich auch viele andere jüdische Flüchtlinge aufhielten.

Meine Eltern trafen sich dort, lebten einige Jahre im kommunistischen Polen und wanderten 1957 nach Israel aus. Obwohl sie beide aus religiösen Familien stammten, hatten sie sich nach dem Krieg vollkommen vom Judentum abgewandt. Sie empfanden die Religion als den Grund für ihre Verfolgung. Nie gingen sie zur Synagoge und wir hatten auch kein Gebetsbuch in unserem Haus.

## 2 Meine eigene Geschichte

Ich bin 1954 in Krakau (Kraków) zur Welt gekommen. Als ich drei Jahre alt war, ist unsere Familie nach Israel ausgewandert. Wir haben uns in Jerusalem niedergelassen, in einem Viertel, in dem jüdische Einwanderinnen und Einwanderer aus vielen Ländern wie Marokko, Ägypten, Deutschland, Ungarn, Polen und Rumänien wohnten. Wir fühlten uns wie eine große Familie, das war sehr schön. Die Kinder spielten miteinander und die Eltern waren befreundet.

Bei uns gab es keine Menschen erster oder zweiter Klasse, wir waren alle gleich. Samstags putzte sich meine Mutter heraus, zog ihre weißen Handschuhe an und wir gingen alle zusammen spazieren. Von außen betrachtet, schien es ein glückliches und normales Leben. Mein Vater war Zahntechniker. Er musste sehr hart arbeiten, um zu überleben. Meine Mutter war Hausfrau. Unsere Familie hatte nie genug Geld, doch ich hatte eine glückliche Kindheit. Ich war eine gute Schülerin und hatte viele Freundschaften. Der Holocaust war aus unserer Welt ausgeblendet. Niemand sprach über die Schoah, die Erwachsenen wollten uns Kindern den Eindruck vermitteln, dass sie eine neue Welt geschaffen hatten.



Die große Wende brachte der Tod meines Vaters, als ich zwölf Jahre alt war. Plötzlich war meine Mutter Witwe und musste für unseren Lebensunterhalt sorgen. Heute glaube ich, dass das plötzliche Ableben ihres Mannes ihre aus dem Trauma der Schoah resultierenden Ängste an die Oberfläche gebracht hat. Ich kam in eine andere Schule, an das Gymnasium der Hebräischen Universität. Anfangs fühlte ich mich dort als Außenseiterin, die anderen Kinder waren gebildeter und besser angezogen als ich. Doch bald gehörte ich dazu.

Als ich 18 war, ging ich zur Armee. Ein Jahr später, 1973, brach der Jom-Kippur-Krieg (siehe S. 113) aus. Es war eine sehr schmerzhaftes Erfahrung, zwei meiner Schulfreunde wurden im Krieg getötet.

Nach der Armee luden mich meine Verwandten in Amerika ein, sie zu besuchen. Es war mein erster Auslandsbesuch. In New York hatte ich einen Kulturschock, die riesigen Autos, die Farbfernseher und das üppige Essen beeindruckten mich zutiefst. Obwohl meine Tanten mich zum Bleiben überreden wollten, kehrte ich nach Israel zurück. In Jerusalem studierte ich dann Bibelstudien und Geschichte. Ich habe mein Studium sehr genossen. Dann habe ich im Alter von 26 Jahren geheiratet. Mit meinem Mann reiste ich wieder in die Vereinigten Staaten. An der Columbia University begann ich 1982 meine Doktorarbeit zum Thema »Die Assimilation und Integration der Juden in Polen zwischen den zwei Weltkriegen«.

Meine Eltern haben nicht über antisemitische Erfahrungen in Polen gesprochen. Aber ursprünglich hieß ich Miroslawa und meine Schwester Barbara. Dies sind polnische und keine jüdischen Namen. Meine Mutter und mein Vater wollten verhindern, dass man ihre Töchter als Jüdinnen identifizieren kann. Erst in Israel, als ich schon 16 Jahre alt war, änderte ich meinen Namen in Miri um.

Persönlich erinnere ich mich nicht an antisemitische Erfahrungen, weil ich ein Kind im Alter von drei Jahren war, als wir das Land verließen. Doch als meine Familie 1949 nach Israel auswandern wollte, erhielten wir keine Genehmigung. Mein Vater wurde als Arbeitskraft gebraucht. Deshalb konnten meine Eltern erst 1957 nach Israel auswandern.

Heute gibt es in Polen wenige Tausend Jüdinnen und Juden, die offen zu ihrer Herkunft stehen. Aber ich bin sicher, dass es noch wesentlich mehr gibt, die sich nicht als Jüdinnen und Juden zu erkennen geben.

Mein erster Besuch in Polen 1989 gestaltete sich für mich traumatisch. Nach dieser Reise wollte ich nicht mehr zurückkehren. Ich assoziierte Polen in erster Linie mit dem Holocaust. Obwohl die Schoah von den Deutschen initiiert wurde, sah Polen für mich wie das Land des Holocausts aus.

Leider – oder zum Glück, ich weiß es nicht – kehrte ich wegen meiner wissenschaftlichen Arbeit im Jahr 2008 nach Polen zurück. Ehrlich gesagt, war meine Angst so groß, dass ich Magenbeschwerden bekam. Ich hatte das Gefühl, an den Ort des Hasses, des Antisemitismus, der Nazis und allen Schrecklichen zurückzukehren.

Doch ich sollte sehr positiv überrascht werden. Ich war von netten und liberalen Menschen umgeben, das Essen schmeckte hervorragend und Polen hatte sich in meinen Augen verändert. Und plötzlich habe ich mich in Polen verliebt. Ich war hauptsächlich in Krakau, alles war grün und schön. 2011 blieb ich ein ganzes Semester in Krakau und unterrichtete dort jüdische Geschichte an der Universität. Ich fühlte mich zu Hause, spürte keinen Antisemitismus, also habe ich das Land wirklich genossen. Wenn der Unterricht mir auch sehr viel Spaß machte, so irritierte mich das Verhalten der Studierenden. Im Gegensatz zu ihren israelischen Kolleginnen und Kollegen, die immer Fragen stellen, mehr wissen wollen und sehr neugierig sind, waren die jungen Menschen in Krakau sehr zurückhaltend und höflich. Ich konnte nicht entschlüsseln, was in ihren Köpfen vorging.

Zu dieser Zeit hatte ich das Gefühl, dass Antisemitismus in Polen nicht mehr existierte. Vielleicht war das dumm oder naiv von mir, anzunehmen, dass das Land sich dermaßen verändert haben könnte.

### 3 Antisemitismus – Gedanken, Erfahrungen und Positionen

#### 3.1 Wie definierst du Antisemitismus und kannst du konkrete Beispiele aus deiner Erfahrung nennen?

Für mich ist es ein negatives Urteil über eine Person wegen ihrer jüdischen Herkunft. Dabei spielt es keine Rolle, ob diese Person religiös oder säkular ist, es ist eine grundsätzlich negative Einstellung Jüdinnen und Juden gegenüber, als Individuen und als Kollektiv.

Ich habe auch bei Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftlern antisemitische Einstellungen erlebt. Beispielsweise hatte ich einen Kollegen in Polen, der immer wieder betonte, dass Jüdinnen und Juden eine seltsame Gruppe seien, die sich von allen anderen Menschen unterschieden. Dieses Thema brachte seine Augen zum Funkeln. Seitdem bin ich sehr hellhörig, wenn die Besonderheit von Jüdinnen und Juden herausgestrichen wird.

Im Alltag ist Antisemitismus in Polen sehr präsent. Auf den Straßen sieht man viele judenfeindliche Graffiti. Dann gibt es diese Puppen, die einen mit allen Stereotypen versehenen Juden darstellen. Diese sogenannten Geldmännchen von alten Männern in dunklem Gewand, mit Bart und großer Nase beruhen auf den Stereotypen, dass jüdische Menschen reich sind. Und die Tatsache, dass sie als Glücksbringer verkauft werden, mindert das antisemitische Element dieser Figuren in keiner Weise.

Antisemitismus war in diesem Land immer sehr präsent. Judenhasserinnen und -hasser sowie Antisemitinnen und Antisemiten gab es schon lange vor Beginn des Zweiten Weltkrieges. Es waren immer die Nationalistinnen und Nationalisten. Heute ist dieses Phänomen in Polen immer noch weitverbreitet, die gegenwärtige Regierung schlägt in diese Kerbe. Darauf ist es zurückzuführen, dass in Polen ein unsägliches Gesetz durchgesetzt werden konnte: Es besagt, dass es künftig bestraft werden soll, wenn man der polnischen Nation eine Mitverantwortung für die vom nationalsozialistischen Deutschland begangenen Verbrechen anlastet. Dasselbe gilt auch, wenn man die von den Deutschen in Polen errichteten Konzentrationslager als polnisch bezeichnet.

Da es in Polen heute kaum noch Jüdinnen und Juden gibt, fokussiert Antisemitismus heute weniger auf Jüdinnen und Juden, sondern auf den Umgang mit der Vergangenheit. Das heutige Polen leugnet seinen historischen Antisemitismus. Es vertuscht die Kollaboration vieler Polinnen und Polen mit dem Nationalsozialismus. Und es gibt so viele Fälle von Mittäterschaft, in denen die lokale Bevölkerung ihre jüdischen Nachbarinnen und Nachbarn ausgeliefert haben. Ich bin wie viele andere Historikerinnen und Historiker davon überzeugt, dass die Vergangenheit in keiner Weise aufgearbeitet werden kann, solange diese Vergehen geleugnet werden.

Das Gesetz mag vielleicht noch widerrufen oder geändert werden, doch zeigt dieser Ansatz schon, welche Einstellung die gegenwärtige Regierung zur Vergangenheit des Landes hat; sie versucht nämlich, die Debatte über die Kollaboration bei der Judenverfolgung im Keim zu ersticken und die Geschichte neu zu schreiben.

Natürlich gibt es auch Polinnen und Polen, die eine demokratische und liberale Gesinnung haben. Damit meine ich zum Beispiel meine Kolleginnen und Kollegen aus der Wissenschaft. Viele von ihnen erforschen den Holocaust mit großem Engagement. Viele junge Historikerinnen und Historiker setzen sich mit großem Engagement mit der Schoah auseinander. Es gibt viele junge Gelehrte, die sich mit der Geschichte der Jüdinnen und Juden befassen.

Allerdings ist ihre Zukunft nun ungewiss, da ihnen die staatlichen Budgets gekürzt werden. Meine Kolleginnen und Kollegen sind besorgt, denn sie befürchten, in ihrer Redefreiheit beschnitten zu werden.

### 3.2 Welche Rolle spielt Israel für dich in Bezug auf Antisemitismus?

Jüdinnen und Juden in der Diaspora beschäftigt die Frage, ob Israel für sie ein Zufluchtsort ist, falls der Antisemitismus für sie wieder bedrohlich wird. Für mich ist es vollkommen normal und selbstverständlich, dass ich Israelin bin. Dennoch hat es Momente gegeben, in denen ich dankbar gewesen bin, in Israel und nicht in Polen aufgewachsen zu sein. 1989, gegen Ende der kommunistischen Ära, besuchte ich mit einer Gruppe von Schülerinnen und Schülern Krakau. Es gab kaum Essen, kein Toilettenpapier, keinen Kaffee, leere Regale in den Geschäften. Es war düster und deprimierend. Als wir zurückflogen und das israelische Flugzeug betraten, war alles wieder bunt und hell. Und ich bedankte mich innerlich bei meinen Eltern, dass sie mich nach Jerusalem gebracht hatten.

### 3.3 Betrachtetest du Kritik an Israel als antisemitisch?

Es kommt darauf an. Ich kritisiere Polen, ich kritisiere Amerika, ich kritisiere Österreich oder Deutschland. Also ist es das Recht von anderen, mein Land zu kritisieren. Kritik an sich ist in meinen Augen kein Problem. Doch es hängt immer von der Wortwahl ab und was das Ziel dieser Kritik ist. Wenn diejenigen, die Kritik üben, das Existenzrecht meines Landes leugnen, finde ich das unerträglich. Doch wenn sie die Tatsache verurteilen, dass es zwei Millionen Palästinenserinnen und Palästinenser gibt, die unter israelischer Besatzung leben, akzeptiere ich die Kritik. Die deutsche Bundeskanzlerin zum Beispiel kritisiert die israelische Politik manchmal, doch würde ich sie niemals für antisemitisch halten.

### 3.4 Siehst du eine Korrelation zwischen Antisemitismus und der israelischen Politik?

Dazu fällt mir ein Beispiel ein, nämlich das Thema Korruption: Mehrere israelische Politikerinnen und Politiker wurden der Korruption überführt und dafür ins Gefängnis gebracht. Diese Ereignisse waren auch in der ausländischen Berichterstattung ein Thema. Mich würde es nicht wundern, wenn sie an ohnehin in vielen Köpfen präsente antisemitische Stereotype anknüpfen würde wie zum Beispiel die vorgebliche Liebe der Jüdinnen und Juden zum Geld.

Die Politik der gegenwärtigen Regierung fördert sicher nicht die Sympathie für Israel, das verstehe ich auch, doch frage ich mich gleichzeitig, ob sie nicht oft ein Aufhänger für existierende Vorurteile ist.

### 3.5 Siehst du eine Korrelation zwischen Antisemitismus und Hass auf andere Minderheiten wie Musliminnen und Muslime, Flüchtlinge, LSBTTIQ?

Antisemitismus hat einen einzigartigen Platz im Kontext des Rassismus in Europa. Er war von Anfang an Teil der europäischen Gesellschaft. Doch gibt es einen klaren Zusammenhang zwischen Ablehnung von Jüdinnen und Juden und von anderen Minderheiten. Daher wundert es mich nicht, dass Polen nicht seinen Beitrag zur Aufnahme von Flüchtlingen leisten will. Viele Menschen in Polen sind fremdenfeindlich. Auf den Straßen sieht man fast nur Polinnen und Polen, kaum fremd aussehende Menschen wie in anderen Ländern Europas. Insofern sehe ich eine klare Korrelation zwischen Antisemitismus und der Ablehnung anderer Minderheiten.

### 3.6 Ist es sinnvoll, Antisemitismus zu bekämpfen?

Bildung ist der einzige Weg, um Antisemitismus und Rassismus zu bekämpfen, denn sie sind eine Art von instinktiver Abwehr, die man Menschen entgegenbringt, die sich von uns stark unterscheiden. Das gehört zur menschlichen Natur. Doch dieses Verhalten kann man mit den richtigen pädagogischen Instrumentarien überwinden. Und selbstverständlich spielen die Einstellungen in der Familie und das Verhalten der Eltern eine zentrale Rolle, um Vorurteile zu überwinden.

### 3.7 Sollte Israel sich im Kampf gegen Antisemitismus in Europa engagieren?

Der Kampf gegen Antisemitismus ist in erster Linie die Aufgabe europäischer Länder. Israel kann hierbei unterstützend mitgestalten.

Wessen ich mir sicher bin, ist, dass diese Aufgabe nicht durch große Gesten, sondern durch tägliches Engagement in Angriff genommen werden muss. Alle europäischen Schulen sollten Antisemitismus und Rassismus im Unterricht behandeln. Wenn das heutige Polen auch besonders negativ hervorsteht, so ist es definitiv nicht das einzige Land, in dem Antisemitismus omnipräsent ist. Auch in den Vereinigten Staaten gibt es Antisemitismus, doch er ist dort nicht ein solch integraler Teil der

Geschichte wie in Europa. Daher muss sich Europa dieser Tatsache stellen und sich nicht mit Zeremonien am internationalen Holocaustgedenktag begnügen.

## »Man muss zwischen Antisemitismus und Rassismus differenzieren, doch beides bekämpfen«

|                  |              |
|------------------|--------------|
| Geburtsjahr:     | 1971         |
| Geburtsort:      | Paris        |
| aufgewachsen in: | Paris        |
| in Israel seit:  | 2008         |
| lebt derzeit in: | Israel       |
| Beruf:           | Historikerin |

### 1 Die Geschichte meiner Familie

Die genauen Details kenne ich nicht, ich weiß nur wenig.

Der Vater meiner Mutter wurde in Siebenbürgen an der Grenze zwischen Ungarn und Rumänien geboren. Seine Frau und sein Sohn wurden in Auschwitz ermordet, er selbst wurde in ein Arbeitslager deportiert. Als er von dort zurückkam, ging er auf der Suche nach seinen Angehörigen nach Siebenbürgen zurück und erfuhr, dass sie nicht mehr am Leben waren. Daraufhin verließ er Rumänien und zog – nach einer Zwischenstation in Frankreich – nach Tunesien. Dort traf er meine Großmutter, mit der er fünf Kinder hatte.

Anfang der 1950er-Jahre beschlossen sie, nach Israel zu gehen und blieben einige Jahre dort. Meine Mutter wurde 1953 geboren, ihre beiden Schwestern kamen auch in Israel zur Welt. Die Familie pflegte die jüdischen Traditionen. Sie lebten in einem Kibbuz im Norden Israels. Doch das Leben dort war zu schwer für meine Großeltern, daher kehrten sie nach Tunesien zurück. Von dort wanderten sie schließlich nach Frankreich aus. Wie viele andere Migrantinnen und Migranten hatten sie es schwer, meinen Opa begleitete das Trauma des Holocaust zeitlebens.

Er hat nie darüber gesprochen. Wir wussten, dass er krank war, als er aus den Lagern zurückkam. Wir wussten, dass die Erinnerungen an seine ermordete erste Familie ihn quälten, daher haben wir ihm keine Fragen gestellt. Das Thema war tabu.

Trotz seines Traumas war er für Versöhnung offen. Das beeindruckte mich sehr. Ich hatte eine deutsche Brieffreundin. Als wir 13 Jahre alt waren, besuchte sie uns in Frankreich. Wir besuchten meinen Opa und befürchteten, dass er sie nicht willkommen heißen würde. Doch er überraschte uns. Er begrüßte sie herzlich und wollte sich sogar auf Deutsch mit ihr unterhalten. Es war eine sehr bewegende Erfahrung. Mein Opa lebte mir damals vor, wie wichtig Versöhnung ist.

Mein Großvater väterlicherseits war Franzose. Mein Vater wusste zwar, dass seine Mutter aus einer jüdischen Familie stammte, doch er interessierte sich nicht für ihre Herkunft.

Meine Eltern arbeiteten in einer gemeinsamen von ihnen gegründeten Firma.

## 2 Meine eigene Geschichte

Ich bin 1971 in einem Vorort von Paris, in dem Einwanderinnen und Einwanderer aus vielen Ländern lebten, zur Welt gekommen und aufgewachsen. Wegen der Geschichte ihres Vaters fürchtete sich meine Mutter stets vor Antisemitismus. Sie wollte nicht, dass ich mein Judentum öffentlich zur Schau trage. Das war kein Einzelfall: In den 1980er- und 1990er-Jahren hielten sich französische Jüdinnen und Juden nach außen zumeist bedeckt.

Das Judentum war in unserem Zuhause wenig präsent. Nur Jom Kippur hielten wir ein. Ich erinnere mich, dass wir an diesem Feiertag nicht zur Schule gegangen sind. Dann brachten wir der Lehrkraft eine Bescheinigung der Eltern, in der der wahre Grund für unsere Abwesenheit nicht angegeben war.

Wir, die jüdischen Schüler und Schüler, die an diesem Tag, an dem man streng fastet, zu Hause blieben, verstanden uns stillschweigend. Doch alle anderen wussten es nicht. Unsere Religion war eine Art Geheimnis. Vielleicht war die Lehrkraft über den hohen jüdischen Feiertag im Bilde, der wahre Grund unseres Fehlens im Unterricht wurde allerdings nie angesprochen. Doch ab meinem achtzehnten Lebensjahr wollte ich mehr über die jüdische Religion und Tradition erfahren und beschäftigte mich immer intensiver damit.

Anfang der 1990er-Jahre begann ich, Geschichte in Paris zu studieren. Je mehr ich über die Schoah herausfand, desto tiefer wollte ich in die Materie eintauchen. In meinem Masterstudium spezialisierte ich mich auf die Leugnung des Holocaust. Wenn ich meinem Freundeskreis über mein



Forschungsgebiet erzählte, fragte mich niemand, ob ich Jüdin sei. Ich frage mich, ob das daran lag, dass sie es nicht wagten, mich nach meiner Familiengeschichte zu fragen. Jedenfalls blieb die Tatsache, dass ich Jüdin bin, zu diesem Zeitpunkt auch weiterhin im Verborgenen.

Ein Jahr später ging ich für ein Jahr an die Columbia University. Auf einer Party erzählte ich den anderen Gästen, dass ich zu dem Thema Holocaustleugnung forsche. Sofort fragten sie mich: »Bist du Jüdin?« Für die Amerikanerinnen und Amerikaner war es eine selbstverständliche Frage, kein Tabu. Dieser entspannte Zugang war für mich nach den Erfahrungen in meinem Heimatland völlig überraschend und befreiend. In den Vereinigten Staaten fühlte ich mich frei, denn ich konnte meine jüdische Identität unbefangen ausleben. In Frankreich hatte ich das Gegenteil erlebt.

Nach diesem Aufenthalt in den Vereinigten Staaten forschte ich in Frankreich, Deutschland und England weiter. 2001 kam ich mit meinem zukünftigen Mann nach Israel, 2002 heirateten wir dort. In Jerusalem forschte ich ein weiteres Jahr zum Thema Holocaustleugnung. Danach kehrten wir nach Frankreich zurück, wo wir einige Jahre blieben. Ich arbeitete an meiner Doktorarbeit, unterrichtete an mehreren jüdischen Schulen und hielt Vorlesungen an der Universität von Paris.

Nach meiner Promotion im Jahr 2008 kehrten wir mit drei Kindern nach Israel zurück und leben seitdem hier. Inzwischen haben wir sechs Kinder. Unser Zuhause ist religiös, zwischen orthodox und liberal.

### 3 Antisemitismus – Gedanken, Erfahrungen und Positionen

#### 3.1 Wie definierst du Antisemitismus und kannst du konkrete Beispiele aus deiner Erfahrung nennen?

Antisemitismus ist die Verbreitung von Vorurteilen und Hass gegen Jüdinnen und Juden in Form von verbaler bis hin zu physischer Gewalt.

Persönlich habe ich in Frankreich nie Antisemitismus erlebt, doch liegt das meines Erachtens daran, dass ich mich bewusst nicht als Jüdin zu erkennen gegeben habe. Ich wusste, dass ich äußere Merkmale der Identifikation besser verborgen hielt.

Dennoch fallen mir mehrere Beispiele aus meinem Alltag und dem meines Umfeldes ein: Als Kind trug ich einen kleinen Davidstern an einer Halskette. Doch als ich älter war, nahm ich sie ab. Meine Mutter schärfte

mir ein, in der U-Bahn keine jüdische Zeitung zu lesen. Selbst wenn ich persönlich nie angegriffen worden bin, habe ich oft Vorurteile gehört wie »Juden sind reich«, »sie haben die Macht über die Medien«. Einmal sah ich, wie ein Mann mit Kippa in der U-Bahn als »schmutziger Jude« beleidigt wurde. Als ich an einem jüdischen Gymnasium in einem Vorort von Paris unterrichtete, wurden einige meiner Schülerinnen und Schüler verbal angegriffen. Heute ist es gefährlich, in verschiedenen Vororten von Paris als Jüdin oder Jude erkannt zu werden.

In Frankreich gab es mehrere antisemitisch motivierte Anschläge, die mich zutiefst schockiert haben, das gilt besonders für den Mord an Ilan Halimi. Der 23-jährige Mann wurde 2006 entführt, weil die Täterinnen und Täter Lösegeld von seiner Familie erpressen wollten. Sie waren davon überzeugt, dass eine jüdische Familie auch automatisch reich sein muss. Als ihre Rechnung nicht aufging, folterten sie ihr Opfer auf brutale Weise zu Tode. Die Täterinnen und Täter wurden verurteilt und das Gericht befand, dass es sich hier eindeutig um eine antisemitische Straftat handelte.

2012 verübte ein dschihadistischer Fanatiker ein Attentat auf eine jüdische Schule in Toulouse. Er tötete den dreißigjährigen Rabbiner Jonathan Sandler, dessen zwei kleine Kinder und die achtjährige Tochter des Schuldirektors. Ich ging zur Beerdigung der Opfer.

Diese und andere Fälle haben mir vor Augen geführt, wie bedrohlich Antisemitismus selbst für Kinder heute sein kann. Man kann heute in Frankreich ermordet werden, nur weil man jüdisch ist. Diese Erkenntnis hat meine Wahrnehmung von Antisemitismus für immer verändert.

Es ist mein Eindruck, dass sich die Lage seitdem noch verschärft hat. Heute überlege ich mir, ob ich es bei unserem nächsten Besuch meinen Söhnen erlauben werde, auf der Straße in Paris eine Kippa zu tragen.

Allerdings möchte ich betonen, dass ich die oben genannten Beispiele nicht mit der Schoah gleichsetze. Wir müssen sehr vorsichtig sein, um nicht automatisch Parallelen zum Holocaust zu suchen. Vor einigen Monaten wurde Mireille Knoll, eine ältere jüdische Frau, ermordet. Sofort hörte man Behauptungen, dass es sich auch in diesem Fall um Antisemitismus handelt. Das ist jedoch noch nicht erwiesen. Der Fall wird bald vor Gericht kommen und erst dann kann es Gewissheit geben. Die Obsession mit Antisemitismus ist durchaus verständlich, weil es mehrere eindeutig antisemitische Verbrechen gab. Doch ist weder eine Übertreibung noch die Verdrängung des Problems sinnvoll und zielführend für seine Bekämpfung.

Ich warne auch davor, nur in einer Bevölkerungsgruppe potenzielle Judenhasserinnen und -hasser zu sehen. Manche Menschen wollen den

sogenannten neuen Antisemitismus ausschließlich in der Ideenwelt von Musliminnen und Muslimen und besonders Islamistinnen und Islamisten verankert sehen. Doch das stimmt nicht. Antisemitische Topoi kommen auch aus der rechtsextremen und aus der linksextremen Szene. Alle diese drei aktuellen Erscheinungsformen sind gleich gefährlich, daher muss Antisemitismus als globales Phänomen gesehen werden.

Durch meine Arbeit als Historikerin habe ich mich auch intensiv mit der Holocaustleugnung beschäftigt. In den Thesen der Antisemitinnen und Antisemiten vermischen sich Antisemitismus, Antizionismus und eben die Leugnung der Schoah. Holocaustleugnerinnen und Holocaustleugner bestreiten zwar, antisemitisch zu sein, doch verbirgt sich ihr Antisemitismus manchmal hinter pseudowissenschaftlichen Argumenten.

Ihr Ziel ist es, gegen Holocaustopfer, Jüdinnen und Juden im Allgemeinen und Israel im Besonderen zu hetzen.

Deshalb bezichtigen sie alle Überlebenden der Schoah der Lüge. Sie beschuldigen das jüdische Volk, Archive mit gefälschten Dokumenten gegründet zu haben, um zu beweisen, dass es den Holocaust gegeben hat. Dem Staat Israel unterstellen sie Beihilfe an der von ihnen propagierten »Verschwörung« gegen Deutschland. Das ist eindeutig Antisemitismus.

### 3.2 Welche Rolle spielt Israel für dich in Bezug auf Antisemitismus?

Israel gibt mir ein Gefühl der Sicherheit. Als Ilan Halimi entführt wurde, war der Schock dieses Verbrechens für alle Jüdinnen und Juden in Frankreich sehr groß. Viele wanderten nach Israel aus, weil sie sich nicht mehr sicher fühlten. Auch für mich war dieser Fall der Auslöser für die Entscheidung, Paris zu verlassen. Damals hatten wir zwei Kinder. Mir wurde bewusst, dass auch sie eines Tages Opfer solch eines antisemitischen Verbrechens werden könnten, da ich sie bewusst jüdisch erzogen habe. Ich sagte meinem Mann, dass ich nach Israel zurückkehren will. Einige Zeit später verließen wir Paris.

Als Expertin für Holocaustleugnung forsche ich über hasserfüllte Menschen. Das kann mich durchaus gefährden, also muss ich mich schützen. In Israel fühle ich mich diesbezüglich weniger gefährdet. Vielleicht bin ich nicht vorsichtig genug, aber ich muss den Mittelweg zwischen der Durchführung meiner Forschung und der Sorge um meine persönliche Sicherheit finden.

Obwohl ich Frankreich und meine dort lebende Familie sehr vermisse, bleiben wir hier. Doch ist auch hier nicht alles pure Glückseligkeit für Jüdinnen und Juden. Ich lebe im Süden Israels und habe Angst vor den

Raketen aus dem Gazastreifen. Oft sind wir gezwungen, in Schutzräume zu flüchten.

Der Konflikt beeinflusst mein Leben sehr, deshalb engagiere ich mich für ein friedliches Zusammenleben mit den Palästinenserinnen und Palästinensern. Ich will in Frieden und Sicherheit leben.

### 3.3 Betrachtet du Kritik an Israel als antisemitisch?

Das ist ein komplexes und verwirrendes Thema. Daher ist es erforderlich, in diesem Kontext zunächst zwischen Antisemitismus und Antizionismus zu unterscheiden. Es ist falsch, zu denken, dass diese beiden Phänomene identisch sind.

Antisemitismus ist ein Vorurteil gegen Jüdinnen und Juden, Antizionismus richtet sich gegen den Staat Israel und will diesen zerstören.

Grundsätzlich ist es vollkommen legitim, Israel im Aus- und auch im Inland zu kritisieren. Das ist keinesfalls automatisch mit Antizionismus oder Antisemitismus gleichzusetzen. Es ist erst dann zu hinterfragen, wenn Europäerinnen und Europäer ihre Vorurteile gegen Jüdinnen und Juden hinter Antizionismus verbergen. Das tun viele, weil Antisemitismus im öffentlichen Raum in Deutschland, Frankreich und in England verboten und die Erinnerung an die Shoah in diesen Ländern immer noch wichtig ist. Deshalb gehen Antisemitismus, Antizionismus und Holocaustleugnung oft Hand in Hand miteinander.

Diejenigen, die den Holocaust leugnen, behaupten, dass die Jüdinnen und Juden sowie Israel den Holocaust erfunden haben, weil sie Geld von Deutschland erpressen wollen. Antisemitismus und Antizionismus verschmelzen auch oft miteinander. So werden beispielsweise jüdische Geschäfte angegriffen, weil die Täterinnen und Täter davon ausgehen, dass es eine automatische Verbindung zu Israel gibt. Kürzlich habe ich ein Foto von einer Pariser jüdischen Lebensmittelhandlung gesehen, deren Tür mit antizionistischem Graffiti beschmiert war. Bei diesem schockierenden Bild ist es schwierig, zu sagen, ob es sich um eine antisemitische oder um eine antizionistische Tat handelt oder um eine Tat, die diese beiden Formen von Hass miteinander verbindet.

### 3.4 Siehst du eine Korrelation zwischen Antisemitismus und der israelischen Politik?

Ob der Nahostkonflikt Auswirkungen auf den Antisemitismus in Europa hat? Ich weiß es nicht. Verschiedene Umfragen zeigen, dass bei jeder Esk-

lation der Konflikt nach Europa importiert wird und der Antisemitismus ansteigt. Das war während der zweiten Intifada so und das gilt auch heute in der bewaffneten Auseinandersetzung zwischen Hamas und Israel.

### ► Zweite Intifada

Anlass für den Beginn der zweiten Intifada (arab., »Aufstand«) war Ariel Scharons Besuch auf dem Tempelberg am 28. September 2000. Im Vergleich zur ersten Intifada (1987–1993) hatte sich die Art des Aufstandes stark verändert: Statt auf Massenproteste, Wirtschaftsboykotte und Straßenkämpfe in den palästinensischen Gebieten setzten radikale Gruppen auf Angriffe innerhalb Israels. Die Anzahl der Selbstmordanschläge stieg mit dem Ausbruch der zweiten Intifada rapide an. Nach Angaben der israelischen Botschaft im Juli 2005 wurden bei 143 Selbstmordanschlägen 513 Israelinnen und Israelis getötet und 3 380 verletzt. Die Anschläge wurden von 160 Selbstmordattentäterinnen und -tätern durchgeführt. Ariel Scharon, der im Februar 2001 Ministerpräsident Israels wurde, antwortete mit Härte auf die palästinensischen Anschläge. Um potenzielle Attentäterinnen und Attentäter aufzuhalten, begann die israelische Regierung 2003 mit dem Bau einer 750 km langen Sperranlage um das Westjordanland. Offiziell wurde die zweite Intifada mit dem Abschluss eines Waffenstillstands zwischen dem palästinensischen Präsidenten Mahmud Abbas und dem damaligen israelischen Ministerpräsidenten Ariel Scharon im Februar 2005 beendet.

Nach: <http://www.bpb.de/internationales/asien/israel/45077/zweite-intifada>

### 3.5 Siehst du eine Korrelation zwischen Antisemitismus und Hass auf andere Minderheiten wie Musliminnen und Muslime, Flüchtlinge, LSBTTIQ?

Ja, wenn man an Antisemitismus denkt, muss man auch gegen Rassismus kämpfen. Es ist sehr wichtig, zwischen diesen Formen von Hass zu unterscheiden, sie sind nicht identisch. Gleichzeitig muss man natürlich jedes Vorurteil gegen Minderheiten bekämpfen.

In diesem Kontext finde ich das 2003 ins Leben gerufene Projekt des »Busses der Freundschaft« (<https://www.dw.com/en/in-france-a-rabbi-an-imam-and-an-interfaith-friendship-bus/a-18547290>) besonders zielführend, es leistet nämlich einen wichtigen Beitrag zum Abbau gegenseitiger Vorurteile zwischen muslimischen und jüdischen Menschen: Ein Rabbiner und ein Imam haben sich zusammengeschlossen und fahren mit einem Bus von Stadt zu Stadt. Dort bieten sie Information über den Islam

und das Judentum an. Sie zeigen, dass ein Jude und ein Muslim nicht nur Freunde sein, sondern auch gemeinsam gegen Vorurteile vorgehen können. Und die Menschen kommen.

Hierbei ist es interessant, dass anfangs einige junge Musliminnen und Muslime nicht mit dem Rabbi sprechen wollten. Daraufhin sagte dieser zu ihnen: »Jetzt möchte ich mit deinen Eltern reden. Bring deine Mutter, ich möchte mit ihr reden und wir werden zusammen mit deiner Mutter die Synagoge besuchen.« Und so kamen die muslimischen Familien zusammen mit dem Imam in die Synagoge. Der Besuch verlief sehr gut, sie wurden mit Traditionen der jüdischen Religion vertraut gemacht, sie aßen zusammen. Diese Initiative läuft inzwischen seit zehn Jahren. Das ist sehr wichtig.

### 3.6 Ist es sinnvoll, Antisemitismus zu bekämpfen?

In Frankreich ist es sehr wichtig, Antisemitismus und andere Formen des Rassismus zu bekämpfen.

Es gibt in Frankreich natürlich radikale Islamistinnen und Islamisten, doch wir sollten uns davor hüten, zu glauben, dass der Antisemitismus in Frankreich nur von ihnen kommt. Die jüdische Gemeinde in Frankreich wendet sich immer stärker gegen Musliminnen und Muslime. Das ist für das Zusammenleben sehr gefährlich. Daher finde ich zivilgesellschaftliche Initiativen sehr wichtig. Wir können viele Konferenzen organisieren und zahlreiche Bücher über Antisemitismus veröffentlichen, doch ohne Basisarbeit werden wir niemals erfolgreich sein.

Im Rahmen von Seminaren gebe ich in Israel europäischen Lehrkräften Instrumentarien an die Hand, damit sie der Holocaustleugnung in ihren Klassen entgegentreten können.

Erstaunlicherweise beginnt die Forschung in Frankreich erst jetzt, sich mit dem Thema auseinanderzusetzen. Es ist so, als ob sie bislang noch nicht erkannt hätte, dass es ein Problem gibt.

### 3.7 Sollte Israel sich im Kampf gegen Antisemitismus in Europa engagieren?

Wenn israelische Politikerinnen und Politiker, z.B. Premierminister Netanjahu, Frankreich einen Besuch abstatten, benutzen sie Antisemitismus als Vorwand, um die Jüdinnen und Juden zur Einwanderung nach Israel zu bewegen. Sie rufen sie in aller Öffentlichkeit auf: »Kommt nach Israel, da seid ihr sicher.« Diese Vorgehensweise halte ich für manipulativ und kontraproduktiv.

Israel spielt aber durchaus eine konstruktive Rolle in der Bekämpfung von Antisemitismus in Frankreich und ganz Europa. Israelische Expertinnen und Experten sowie Politikerinnen und Politiker beschäftigen sich seit Langem mit diesem Thema und haben auch das Globale Forum zur Bekämpfung des Antisemitismus (The Global Forum for Combating Antisemitism [GFCA]) ins Leben gerufen. Ich selbst habe zweimal an den Veranstaltungen des Forums teilgenommen.

## »Meine Meinung über Antisemitismus hat sich nicht geändert. Ich bin dagegen«

|                  |                                                                                  |
|------------------|----------------------------------------------------------------------------------|
| Geburtsjahr:     | 1955                                                                             |
| Geburtsort:      | Jerusalem                                                                        |
| aufgewachsen in: | bis zum Alter von 16 Jahren zwischen London, Paris, Jerusalem und Wien gependelt |
| in Israel seit:  | immer wieder mit Unterbrechungen, seit 2010 fester Wohnsitz                      |
| lebt derzeit in: | Tel Aviv                                                                         |
| Beruf:           | ehemaliger Diplomat, derzeit Berater                                             |

### 1 Die Geschichte meiner Familie

Meine Eltern wurden beide in der damaligen Tschechoslowakei geboren. Mein Vater kam 1920 in Olmütz (Olomouc) zur Welt. Er stammt aus einer orthodoxen Familie mit sechs Geschwistern. Er verließ seine Heimatstadt als junger Mann. Im Scherz sagte er, dass er die jüdische Religion wegen seiner Liebe zum Zionismus und Fußball verlassen hatte. Er ging nach Prag und wurde Mitglied einer zionistischen Jugendbewegung, dann Jugendleiter. Er war knapp 20 Jahre alt. Dort traf er meine Mutter.

Sie wurde 1927 in Prag als Kind eines »gemischten« Paars geboren. In zweierlei Hinsicht »gemischt«: Ihre Mutter war eine in Wien geborene und nach Prag ausgewanderte Österreicherin, die nicht aus einer jüdischen Familie stammte. Mein Großvater war ein tschechischer Jude. Er stammte aus einer für die damalige Zeit typischen Prager intellektuellen assimilierten jüdischen Familie. Sie wuchs mit sehr wenig jüdischem Hintergrund auf.

Meine Eltern trafen sich 1939 in Prag, als die Nationalsozialisten dort an die Macht kamen. Da meiner Mutter als Jüdin der Schulbesuch verboten wurde, ging sie zur selben zionistischen Jugendbewegung, bei der sie meinen Vater kennenlernte.

Beide wurden in das Ghetto Theresienstadt verschleppt. Dort haben meine Eltern symbolisch geheiratet. Meine Mutter blieb bis zur Befreiung in Theresienstadt. Mein Vater wurde aus dem Ghetto in einige Konzentra-



tionslager geschickt und schließlich in Auschwitz befreit. Nach dem Ende des Krieges trafen sie sich wieder in Prag und heirateten offiziell.

Mein Vater hatte außer einer Halbschwester seine ganze Familie verloren. Meine Mutter hatte sowohl ihren Vater als auch ihre Schwester verloren. Sie blieb allein mit ihrer Mutter zurück. Nach dem Krieg verwirklichte mein Vater seine zionistischen Ideale und wanderte 1946 ins damalige britische Mandatsgebiet Palästina ein. Meine Mutter folgte ihm ein Jahr später.

Bald wurde mein Vater für das israelische Außenministerium rekrutiert. Damals war es üblich, Diplomaten in ihre Herkunftsländer zu entsenden, weil sie die Sprache beherrschten und über Netzwerke verfügten. So kam mein Vater nach Prag, wo auch meine ältere Schwester zur Welt kam.

Zu seinen Aufgaben gehörte die Alija, also Jüdinnen und Juden zur Einwanderung nach Israel zu ermutigen. Bereits 1952 kehrten meine Eltern nach Israel zurück, weil die diplomatischen Beziehungen zwischen Israel und der Tschechoslowakei wegen des Slánský-Prozesses abgebrochen wurden. Mein Vater blieb dann einige Jahre in Jerusalem, danach wurde er nach London, Paris und Wien entsandt. In den 1970er-Jahren war er Botschafter in Rom, wo er plötzlich im Alter von 57 Jahren starb. Meine Mutter kam zurück nach Israel. Bis zu ihrem Tod arbeitete sie ehrenamtlich in der Holocaust-Gedenkstätte Beit Terezin (Beit Theresienstadt), die meine Eltern mitbegründet haben.

### ► Slánský-Prozess

---

Schauprozess gegen Rudolf Slánský, 1945 bis 1951 Generalsekretär der Kommunistischen Partei der Tschechoslowakei, und weitere kommunistische Funktionäre, der im November 1952 in Prag stattfand und in dem die Mehrzahl der Angeklagten und später Hingerichteten jüdischer Herkunft waren. Obgleich die Angeklagten überzeugte Antizionisten waren, wurden sie eines »trotzkistisch-titoistischen-zionistischen« Komplotts beschuldigt und als »Kosmopoliten« verurteilt.

Nach: <http://www.bpb.de/apuz/30047/die-juedische-gemeinschaft-in-deutschland-nach-1945?p=all>

## 2 Meine eigene Geschichte

Ich wurde 1955 in Jerusalem geboren. Das erste Mal verließ ich Israel im Alter von neun Monaten und ich kehrte zurück, als ich acht war. Ich bin viel gereist. Mit 16 Jahren hatte ich in vier verschiedenen Ländern gelebt und sprach auch vier Sprachen.

Im Alter von 16 ließ ich mich – nach einem vierjährigen Aufenthalt in Wien – erstmals fest in Israel nieder. Das Gymnasium schloss ich in Jerusalem ab; danach leistete ich beim Geheimdienst meinen Militärdienst. Daraufhin studierte ich an Universität Geschichte und französische Literatur. Ich wusste, dass ich kein Historiker werden wollte, es ging mir um einen akademischen Abschluss. Im Grunde hatte ich noch keine Ahnung, wie sich meine berufliche Zukunft gestalten sollte.

Bereits während meines Studiums nahm ich eine Stelle als Übersetzer für das israelische Fernsehen an. Dann wurde ich Redakteur für Außenpolitik. In dieser Zeit heiratete ich meine erste Frau.

Ein Freund, ein Angestellter des Außenministeriums, bot mir eine Stelle in Brüssel in der Botschaft an. Obwohl ich damals nicht die Absicht hegte, in den auswärtigen Dienst einzutreten, zogen wir für ein Jahr nach Belgien. Ein Jahr später ließen wir uns in Tel Aviv nieder.

1984 folgte ich den Fußstapfen meines Vaters und begann, für das Außenministerium zu arbeiten. Im selben Jahr wurde mein erster Sohn geboren. Ein Jahr später zogen wir nach Jerusalem, wo ich eine zweijährige Ausbildung als Diplomat absolvierte. 1989 kam unser zweiter Sohn zur Welt.

Von da an begann ich meine Karriere als israelischer Diplomat. Mein erster Auslandsaufenthalt führte mich von 1990 bis 1994 als Pressesprecher der israelischen Botschaft nach Paris. Danach war ich für drei Jahre als Sprecher des Außenministeriums in Israel tätig.

1997 ging ich erstmals in die Vereinigten Staaten; dort nahm ich verschiedene Aufgaben wahr, zuletzt war ich für die pazifische Nordwestregion in San Francisco Generalkonsul. Im Jahr 2000 kehrte ich als Leiter der europäischen Abteilung im Außenministerium nach Israel zurück. Während meiner gesamten diplomatischen Karriere war ich auf die Arbeit mit Medien und auf öffentliche Diplomatie spezialisiert.

2004 nahm ich eine Auszeit vom Außenministerium und arbeitete in London für eine proisraelische NGO namens Britain Israel Communication and Research Centre (BICOM), das britisch-israelische Kommunikations- und Forschungszentrum. Nach zwei Jahren bot mir die damalige israelische Außenministerin Tzipi Livni den Botschaftsposten in Paris an. Also bewarb ich mich und wurde 2006 Botschafter in Frankreich. 2010

zog ich mich aus dem auswärtigen Dienst zurück, weil ich die Regierungspolitik nicht mehr guthieß. Gerade weil ich meinen Beruf sehr liebte, beschloss ich, aufzuhören. Damals war ich 55 Jahre alt, ein vernünftiges Alter für einen Neubeginn. Heute unterrichte ich, arbeite als Politikberater, bin Kommentator im Fernsehen und schreibe auch Restaurantkritiken.

Ich bin in einem weltlichen Elternhaus aufgewachsen, aber da mein Vater einen tiefen emotionalen Bezug zur jüdischen Tradition und Religion hatte, begingen wir die Feiertage, vor allem diejenigen, bei denen die Familie im Mittelpunkt steht wie das Pessachfest und das gemeinsame Abendessen am Schabbat. Doch unsere Küche war nicht koscher und wir haben die religiösen Vorschriften nicht eingehalten.

Ich selbst habe auch eine Bindung an die jüdische Tradition, doch verstehe ich mich als säkularer Jude. Als Diplomat habe ich viele Stunden in Synagogen verbracht, doch privat gehe ich nie in ein Gebetshaus.

### 3 Antisemitismus – Erfahrungen, Gedanken und Positionen

#### 3.1 Wie definierst du Antisemitismus und kannst du konkrete Beispiele aus deiner Erfahrung nennen?

Die beste kurze Definition, die ich kenne, lautet: »Wenn man Jüdinnen und Juden nicht dafür kritisiert, was sie tun, sondern dafür, was sie sind: Das ist Antisemitismus.« Und in meinen Augen gilt diese Formel auch für die Kritik an Israel. Es ist durchaus legitim, Israels Regierungspolitik zu kritisieren, doch wenn jemand das Land in seiner Essenz als jüdischer Staat, als Heimatland des jüdischen Volkes, ablehnt, dann ist das Antisemitismus.

Persönlich habe ich keine antisemitischen Erfahrungen gemacht. Als Kind ist mir das nicht passiert. Als Erwachsener war ich offizieller Vertreter Israels im Ausland. Mit Diplomatinen und Diplomaten sind die Menschen vorsichtig, im Allgemeinen behalten sie ihre Gedanken für sich.

Trotzdem habe ich als Gesandter Israels in Europa zahlreiche antisemitische Vorfälle erlebt. Als ich beispielsweise 1990 nach Paris kam, wurde der jüdische Friedhof in Carpentras geschändet. Dies brachte Zehntausende von Menschen, unter ihnen Präsident Mitterand, auf die Straßen von Paris. Ich wurde außerdem mit Jean-Marie Le Pen konfrontiert, dem Führer des rechtsextremen »Front National«. Als 1999 die damals von Jörg Haider geführte, als antisemitisch geltende FPÖ (Freiheitliche Partei Österreichs)

aus den Wahlen zum Nationalrat als zweitstärkste Kraft hervorging und mit der ÖVP (Österreichische Volkspartei) eine Regierung bildete, haben wir unsere Beziehungen zu Österreich herabgestuft. Ich war damals an dieser Entscheidung beteiligt. Zu dieser Zeit gewannen auch die antisemitischen Bewegungen in Osteuropa, z. B. in Polen und Ungarn, an Einfluss.

Antisemitismus ist tief in der Geschichte und Kultur Europas verwurzelt, er prägt die Alltagskultur. Wie oft hört man Redewendungen wie »Hier geht es zu wie in einer Judenschule«. Auch Menschen, die nicht bewusst antisemitisch sein wollen, können Stereotype, Beschreibungen oder Begriffe verwenden, die für ein jüdisches Ohr – ein sensibles Ohr – eindeutig im Antisemitismus verankert sind. Dann gibt es auch noch die überzeugten Antisemitinnen und Antisemiten. Aber genau diese sind in der Anwesenheit eines israelischen Botschafters vorsichtig.

Leider muss man feststellen, wie alltäglich antisemitische Übergriffe heute geworden sind. Selbst vor Morden machen sie keinen halt. Antisemitische Übergriffe kommen also heute öfter vor, das heißt aber nicht, dass sie auch auf mehr Akzeptanz stoßen. Viele Jüdinnen und Juden fühlen sich heute allerdings bedrohter als früher. Meines Erachtens ist es darauf zurückzuführen, dass Frankreich die größten jüdischen und muslimischen Gemeinschaften Europas beheimatet. Das schafft ein Spannungsfeld zwischen diesen beiden Gruppen. In den letzten Jahren sind antisemitische Vorfälle überwiegend muslimischen Ursprungs. Es gibt auch vereinzelte Ereignisse, die von Skinheads oder ultrarechten oder ultrakatholischen Gruppen begangen werden, aber die überwältigende Mehrheit der Täterinnen und Täter ist muslimischen Ursprungs. Bestimmte Teile des Großraums Paris, in dem Jüdinnen und Juden lebten, sind heute meist von Musliminnen und Muslimen bewohnt. Die Jüdinnen und Juden haben Angst, sie ziehen weg. Selbst diejenigen, die sich sehr gut in die französische Gesellschaft integriert haben und gleichsam in der Öffentlichkeit nicht sichtbar sind, sind beunruhigt.

Antisemitische Vorfälle sind auch nicht an Themen oder Ereignisse gebunden, die mit dem Islam oder dem Judentum zu tun haben. Wenn in Paris z. B. junge Menschen wegen irgendeines allgemeinpolitischen Themas demonstrieren, dann ist es schon vorgekommen, dass sie plötzlich »Tod den Juden!« skandieren. Spätestens in diesem Moment wird klar, dass es ein Problem gibt.

Doch die Französische Republik akzeptiert diese Entwicklung nicht. Sie bekämpft sie mit ihren rechtlichen und politischen Instrumentarien. In Frankreich kann man wegen antisemitischer Hetze ins Gefängnis wandern. Ich denke, dass die meisten Französinnen und Franzosen, die das

französische öffentliche Bildungssystem durchlaufen und die Leserinnen und Leser einer französischen Zeitung, die nicht das Sprachrohr des Front National ist, sind, die irgendeine Art von Verbindung zur intellektuellen Welt haben, den Antisemitismus ablehnen.

Wird es immer so sein? Ich weiß es nicht, ich bin mir nicht sicher. Europa ist heute in einer Krise und da spielt Identitätspolitik eine bedeutendere Rolle, die Institutionen der Demokratie werden geschwächt. Der ganze Schmutz dringt an die Oberfläche. Und unter diesem Dreck gibt es immer Antisemitismus. Deshalb fühlen viele Menschen – und das aus gutem Grund –, dass Antisemitismus und Nationalismus in ganz Europa auf dem Vormarsch sind.

Aber noch wichtiger: Antisemitismus ist für die Mehrheit der französischen Elite – und ich glaube auch für die Mehrheit der Bevölkerung – inakzeptabel. Das war nicht immer so. Doch die Republik hat gute Arbeit im Kampf gegen den Antisemitismus geleistet. Viele Politikerinnen und Politiker, unter ihnen auch der derzeitige Präsident Emmanuel Macron, brachten ihre Besorgnis darüber zum Ausdruck, dass sich die Jüdinnen und Juden so unwohl fühlen und nach Israel auswandern. Sie warnten, dass Frankreich ohne seine Jüdinnen und Juden nicht mehr Frankreich sei.

Frankreich hat eine prominente rechtsextreme Partei, den Front National (seit Juni 2018: Rassemblement National), die sich gut etablieren konnte. Es ist keine Neonazipartei. Es ist nicht einmal eine offen antisemitische Partei, Antisemitismus ist nicht Teil ihrer erklärten Ideologie. Sie bekämpfen andere Gruppen. Dennoch gibt es eindeutig antisemitische Elemente innerhalb der Partei. Daher war und ist es nicht ungewöhnlich, von Vertreterinnen und Vertretern dieser Partei einschließlich Jean-Marie Le Pen antisemitische Äußerungen zu hören, einschließlich Witze über Todeslager.

Die jüdischen Organisationen lehnten daher jeden Kontakt zum Front National ab. Und in der Regel auch der Staat Israel. Aber es gab einige Ausnahmen, in denen das israelische politische Establishment versuchte, Brücken zu Vertreterinnen und Vertretern dieser Partei zu bauen. Warum? Weil sie oft antisemitisch sind, aber gleichzeitig proisraelisch. Denn sie wollen einen »Persilschein« des Staates Israel. Denn, wenn der Staat der Jüdinnen und Juden ihnen Legitimität verleiht, wie könnten sie Antisemitinnen und Antisemiten sein?

Und deshalb stellte ich mich, solange ich in den Entscheidungsprozess involviert war, gegen jeden Versuch, dem Front National die Hand zu reichen. Ich sagte: »Dazu hat Israel nicht das moralische Recht, solange sich die örtliche jüdische Gemeinschaft von diesen Menschen bedroht fühlt.« Gegenüber dem Front National haben wir uns tatsächlich viele Jahre lang an diese Politik gehalten.

Auch Marine Le Pen, die derzeitige Parteivorsitzende, hat nie gesagt: »Ich weiß, dass mein Vater schreckliche Dinge gesagt hat. Ich weiß, dass es Antisemitinnen und Antisemiten in meiner Partei gibt, doch ich distanzieren mich von ihnen. Und ich bin bereit, mit Israel zusammenzuarbeiten, um einen Weg zu finden, unsere Beziehungen aufzubauen.« Solch eine Einsicht könnte ein erster Schritt zum Dialog sein. In einem zweiten Schritt müsste diese auch handlungsorientiert umgesetzt werden. Das bedeutet konkret: Bestimmte Parteimitglieder müssten ausgeschlossen werden und die Partei müsste sich von den Aussagen Jean-Marie le Pens distanzieren. Marine Le Pen hat diese Bereitschaft nicht gezeigt. Sie sucht offensichtlich eine Annäherung an Israel, doch ist sie nicht bereit, dafür den erforderlichen Preis zu zahlen.

Antisemitismus hat sich verändert. Der alte nationalistische, rechte Antisemitismus wird in Europa wieder hoffähig. Das sieht man besonders deutlich in Ländern, in denen es keine Musliminnen und Muslime gibt, wie Ungarn und Polen.

Meine Einstellung hingegen ist immer konstant geblieben. Dazu fällt mir folgende Geschichte ein: Als ich Botschafter in Paris war, besuchte ich die Filmfestspiele von Cannes. Dort hörte ich einmal Woody Allen, der nach der Aufführung seines Films Publikumsfragen beantwortete. Eine junge Frau stellte ihm eine lange und komplizierte Frage über seine Einstellung zum Tod angesichts seines fortschreitenden Alters. Der Regisseur hörte ihren Ausführungen geduldig zu und antwortete: »Meine Meinung über den Tod hat sich nicht geändert. Ich bin dagegen.« Genauso geht es mir mit Antisemitismus. Ich bin dagegen!

### 3.2 Welche Rolle spielt Israel für dich im Kontext von Antisemitismus?

Aus einer historischen Perspektive verleiht mir Israel ein Gefühl der Sicherheit. Es ist mir vollkommen klar, dass diese Aussage irrational ist. De facto ist Israel wohl der gefährlichste Ort für Jüdinnen und Juden auf der Erde. Doch auf der konzeptionellen Ebene und aus historischer Sicht bietet es Sicherheit, denn Israel schafft Kontinuität.

Für Jüdinnen und Juden ist dieses Land eine Heimstatt. Heute können wir uns von der jüdischen Erfahrung in der Diaspora lösen, die Generationen von Jüdinnen und Juden hatten: »Uns mag es zwar in Polen, Frankreich oder Deutschland gut gehen, aber darauf ist kein Verlass. Die Situation kann sich jederzeit ändern und dann müssen wir flüchten.«

In Israel trägt man diese Angst nicht mehr in sich. Das Gefühl, dass es einen Staat gibt, in dem Jüdinnen und Juden die Mehrheit bilden – das

macht den Unterschied. Israel verleiht mir also ein Gefühl der Sicherheit, der Kontinuität und der Stabilität. Diese Feststellung ist für mich mit vielen Fragezeichen verbunden, doch gehören diese zu einem innerisraelischen Dialog. Die Tatsache, dass ich viele Entwicklungen in Israel nicht befürworte, bedeutet nicht, dass ich meine Meinung über die historische Rolle des Staates geändert habe. Warum? Vielleicht, weil ich ein Optimist bin. Ich habe große Bedenken in Bezug auf viele Entwicklungen in Israel. Doch ich glaube, dass sich das ändern wird. Ich hoffe, dass ich zu meinen Lebzeiten noch bessere Tage für dieses Land sehen werde.

Aus meiner Sicht als Diplomat stellt sich in diesem Kontext auch die Frage, welche Rolle Israel für die jüdischen Gemeinden in der Diaspora spielt. Von den jüdischen Gemeinden, die ich kenne, hat die französische die stärkste Bindung an Israel. Das hat mehrere Gründe: Die gegenwärtige Community besteht aus Einwanderinnen und Einwanderern der ersten oder zweiten Generation aus Nordafrika. Diese sind in Frankreich nicht sehr verwurzelt. Ohne sie wäre die Gemeinschaft wahrscheinlich ausgestorben. Alle jüdischen Schulen, die meisten von ihnen sind religiös, sind auch zionistisch orientiert. Der israelische Unabhängigkeitstag wird dort genauso gefeiert wie das jüdische Neujahrsfest. Beides ist gleichermaßen wichtig. Sie lernen nicht nur die Thora, sondern auch Hebräisch. Aus all diesen Gründen ist die jüdische Gemeinde Frankreichs die stabilste Quelle der Auswanderung nach Israel aus der westlichen Welt – mehr als die Vereinigten Staaten, mehr als Großbritannien.

### 3.3 Betrachtet du Kritik an Israel als antisemitisch?

Ich fühle mich nicht automatisch unwohl, wenn ich Kritik an Israel höre. Solange sie sich auf bestimmte Umstände wie beispielsweise die Besatzung der palästinensischen Gebiete bezieht. Ich bin diesbezüglich viel entspannter als viele Israelinnen und Israelis sowie französische Jüdinnen und Juden. Israel ist nicht perfekt, es ist weit davon entfernt.

Sorgen mache ich mir erst, wenn mich jemand fragt: »Welches Recht hatten Juden, einen Staat auf religiöser Basis zu gründen?« Wenn man Israel in seiner Essenz als jüdischer Staat attackiert, dann stecken antisemitische Motive dahinter.

Französische Jüdinnen und Juden sind sehr frustriert über die Medien, über die Art, wie die Medien über Israel berichten. Sie wissen nicht immer, wie sie auf solche Kritik reagieren sollen. Ich denke auch, dass es in jüdischen proisraelischen Kreisen eine Menge Paranoia gibt. Jede negative Schlagzeile in der Zeitung wird als existenzielle Katastrophe für Israel bewertet.

Meiner Meinung nach ist der Hauptfeind Israels im öffentlichen Diskurs die Ignoranz, nicht der Hass. Ich habe Tausende Journalistinnen und Journalisten aus der ganzen Welt getroffen und nur wenige waren hasserfüllt. Doch viele haben vorgefasste Meinungen und Stereotype, deshalb vereinfachen sie, weil sie kein Wissen haben. Sie kommen für einen dreitägigen Besuch nach Israel, nach 24 Stunden meinen sie, bestens informiert zu sein und die Lösung des Nahostkonfliktes parat zu haben.

### 3.4 Siehst du eine Korrelation zwischen Antisemitismus und der israelischen Politik?

Das ist eine schwierige Frage, denn die Realität ist vielschichtig. Es sind linksradikale jüdische Kreise, die Israel als die Hauptquelle des Antisemitismus in Europa ansehen. Sie denken, ohne die Besatzung gäbe es keinen Antisemitismus. Diese Theorie ist in meinen Augen Unsinn. Und es gibt Menschen, die jede Jüdin und jeden Juden in Frankreich für die israelische Politik verantwortlich machen. Sie empören sich über die israelische Regierung und greifen ihre jüdischen Nachbarinnen und Nachbarn an. Es kümmert sie nicht, dass diese nicht Israelinnen und Israelis sind und vielleicht nie einen Fuß nach Israel gesetzt haben. Dann wird immer die Anklage der doppelten Loyalität ins Feld geführt: »Stehen die Jüdinnen und Juden zu Frankreich oder zu Israel?«

### 3.5 Siehst du eine Korrelation zwischen Antisemitismus und Hass auf andere Minderheiten wie Musliminnen und Muslime, Flüchtlinge, LSBTTIQ?

Ja, absolut. In vielen Ländern erleben wir ein Wiederaufleben von Fremdenfeindlichkeit, Nationalismus und Rassismus. Es ist ganz einfach: In jeder Rassistin bzw. jedem Rassisten und Xenophoben steckt auch ein/eine Antisemit/-in. Und die Tatsache, dass Rassistinnen und Rassisten in Europa gegenwärtig muslimische Menschen mehr hassen als jüdische, bedeutet nicht, dass sie nicht antisemitisch sind.

Wo es gruppenbezogenen Menschenhass gibt, werden früher oder später auch Jüdinnen und Juden miteinbezogen.

### 3.6 Ist es sinnvoll, Antisemitismus zu bekämpfen?

Antisemitismus kann – wie auch Kriminalität, Rassismus und Terrorismus – nicht ausgerottet werden. Aber das bedeutet keineswegs, dass die



Entscheidungen tragenden sich zurücklehnen und nichts tun sollen. Ich denke, dass es besonders in Ländern mit großen jüdischen Gemeinden wichtig ist, zu handeln.

### 3.7 Sollte Israel sich im Kampf gegen Antisemitismus in Europa engagieren?

Der Staat Israel kann hierbei eine wichtige Rolle spielen. Er muss in der Formulierung seiner bilateralen Beziehungen zu europäischen Ländern Bildungsprojekte zum Thema Antisemitismus und Gedenken an den Holocaust ganz oben auf die Agenda setzen. Darüber hinaus muss er eine klare Gesetzgebung gegen Antisemitismus einfordern, die dann auch in aller Härte umgesetzt wird. Das bedeutet, dass bei antisemitischen Übergriffen die Schuldigen mit Strafverfolgung rechnen müssen.

Einige Länder wie Deutschland und Frankreich sind bereit, sich mit ihrer Geschichte auseinanderzusetzen. Dies war in Frankreich nicht immer der Fall. Nach dem Krieg schufen de Gaulle und später Mitterrand den Mythos, dass alle Französinnen und Franzosen im Widerstand gegen den Nationalsozialismus gekämpft hatten. Die Vichy-Regierung, die mit der deutschen Besatzung kollaboriert hatte? Sie wurde verdrängt. Der Erste, der offiziell und formell die Verantwortung für die Ereignisse während der deutschen Besatzung und Zusammenarbeit anerkannte, war Präsident Chirac. Er sagte: »Wir müssen uns unserer Geschichte stellen und Vichy gehört zu ihr. Wir dürfen die Kollaboration nicht ausblenden.«

Länder, die diesen Prozess durchlaufen haben, akzeptieren auch, dass die Schoah und der Antisemitismus zu einem integralen Bestandteil des Dialogs mit Israel, mit Institutionen wie Yad Vashem und dem Bildungsministerium werden.

Zweifelsohne gibt es einen Zusammenhang zwischen der Tatsache, dass die Schoah immer mehr in die Ferne rückt, und der wachsenden Gefahr von Antisemitismus. Der Holocaust ist der tragische Höhepunkt des Antisemitismus. Doch Judenhass gab es auch vor dem Holocaust, es gab Pogrome und es gab antisemitische Theorien, Schriften und Ghettos. Antisemitismus begann nicht 1933 und in Frankreich begann er nicht mit der deutschen Besatzung. Es wäre viel zu vereinfachend, nur auf das Gedenken an die Schoah zu fokussieren. Die Auseinandersetzung mit der Schoah in der Bildungsarbeit kann jungen Menschen allerdings vor Augen führen, welche schrecklichen Konsequenzen der gruppenbezogene Menschenhass haben kann. Ich habe keine Lösungen, doch können wir im Jahr 2030 nicht dieselben didaktischen Wege einschlagen wie 1980.

## »Ungarn ist kein Land, in dem ich mein Kind großziehen möchte«

|                  |            |
|------------------|------------|
| Geburtsjahr:     | 1987       |
| Geburtsort:      | Budapest   |
| aufgewachsen in: | Budapest   |
| in Israel seit:  | 2015       |
| lebt derzeit in: | Tel Aviv   |
| Beruf:           | Fotografin |

### 1 Die Geschichte meiner Familie

Der Vater meines Vaters wurde in der ungarischen Kleinstadt namens Sárbo-gárd geboren, meine Großmutter stammt aus Budapest. Beide kommen aus nicht religiösen jüdischen Familien. Meine Großeltern trafen sich in Buda-pest, als mein Großvater einige Jahre vor Ausbruch des Krieges dort studierte.

1944 wurde mein Großvater von den Deutschen zusammen mit seinem Vater und seinem Onkel nach Russland deportiert, ich weiß nicht, wohin. Sie waren gezwungen, die Bomben von den Feldern zu holen, mein Urgroßvater und sein Bruder kamen dort um. Mein Großvater schaffte es, irgendwie zu entkommen, und ging zurück nach Budapest.

Als die Wehrmacht Budapest okkupierte, wurde meine Großmutter ins jüdische Ghetto der Stadt gesperrt. Sie sollte nach Auschwitz deportiert werden. Doch als sie und ihre Mutter sich am Bahnhof einfanden, war der Zug voll und sie wurden weggeschickt. Daraufhin nahmen sie den gelben Stern ab und es gelang den beiden Frauen, aus dem Ghetto zu flüchten.

Nach dem Krieg traf sie meinen Großvater wieder und die beiden hei-rateten. 1954 kam mein Vater zur Welt.

1948 übernahm eine kommunistische Diktatur die Macht in Ungarn. Diese zwang die Menschen dazu, sich dem Kollektivismus zu verschreiben und von ihrer Religion Abstand zu nehmen. Deshalb haben meine Großel-tern ihr Judentum verdrängt. Sie sprachen nie darüber, begingen die jüdischen Feste nicht und hatten keine Ritualobjekte wie eine Chanukkia zu Hause.

Mein Opa war vom Krieg traumatisiert. Er wollte die schrecklichen Erlebnisse von damals vergessen und befürchtete, dass der Holocaust sich wiederholen könnte. Er hatte große Angst vor Antisemitismus.

Aus dieser Angst heraus hat er nie eine höhere Position angenommen. Er wollte immer im Hintergrund bleiben. Das ging so weit, dass er heimlich unseren jüdisch klingenden Familiennamen durch einen ungarischen ersetzte. Er bat meinen Vater, ein Dokument zu unterschreiben. Letzterer unterschrieb, ohne zu merken, dass es um die Namensänderung ging. Und dann bekam meine Mutter die Geburtsurkunde meiner kleinen Schwester, deren Name »Alapi« war – anstelle unseres jüdischen Namens »Alpern«. Plötzlich hießen wir alle Alapi. Später hat mein Vater dann den Namen wieder auf Alpern zurückgeändert.

Meine Großmutter hatte sich im Geheimen nicht ganz vom Judentum losgesagt. Als sie Witwe wurde, begann sie plötzlich zu beten. Ich verstand erst, dass sie auf Hebräisch beten konnte, als ich in ihrer Hinterlassenschaft ein Gebetbuch fand. Noch überraschender war ihre Bitte an ihren Sohn, er möge nach dem Ableben seines Vaters einmal täglich den Kaddisch, das jüdische Totengebet, sprechen. Mein Vater weigerte sich, ihrer Bitte nachzukommen, weil das Gebet für ihn keine Bedeutung hatte. Daraufhin sprach sie es selbst mehrmals am Tag.

Meine Mutter wurde 1968 als Tochter katholischer Eltern geboren. Sie ist halb Kroatin, halb Serbin, doch beide Seiten lebten seit Generationen in Ungarn. Ihre Eltern hatten keinen Bezug zur Religion, weil das – wie schon gesagt – unter dem kommunistischen Regime verpönt war. Sie war 16, als sie meinem Vater kennenlernte, und 19, als sie heirateten.

Mein Vater war ein Hundezüchter; heute lebt er auf dem Land. Er war zweimal verheiratet. Seine erste Frau ehelichte er in der Kirche, denn das Judentum bedeutete ihm nichts. Interessanterweise weigerte er sich dennoch, seine beiden Töchter aus dieser Ehe taufen zu lassen. In unserer Familie kam die Frage nach dem Einhalten religiöser Rituale, ob jüdisch oder katholisch, gar nicht erst auf. Wir lebten ein ganz säkulares Leben.

## 2 Meine eigene Geschichte

Ich wurde 1987 geboren und bin in Budapest aufgewachsen. Schon sehr früh, nämlich als Kind, wusste ich, dass ich Fotografin werden will. Daher studierte ich Fotojournalismus in der Stadt Kaposvár.

Zum Judentum hatte ich keinen Bezug, es interessierte mich auch

nicht wirklich. Als ich ein kleines Mädchen war, hat mir mein Vater zwar erzählt, dass wir jüdisch sind, doch schärfte er mir gleichzeitig ein, mit niemandem darüber zu sprechen. So betrachtete ich unsere jüdische Herkunft als Familiengeheimnis. Ich gehorchte meinem Vater und offenbarte das Geheimnis niemandem.

Das änderte sich, als meine Großmutter starb. Plötzlich wollte ich die Details über die Geschichte meiner Großeltern im Zweiten Weltkrieg erfahren. Doch niemand konnte sie mir beantworten, weil meine Tante und mein Vater nichts darüber wussten.

Ich studierte dann ein Semester in Dänemark und danach ein Jahr in England. 2010 machte ich ein Praktikum an der Universität Haifa, weil ich Zugang zu meinem jüdischen Erbe finden wollte. Doch der damalige Aufenthalt in Israel erfüllte diese Erwartung nicht.

Das lag daran, dass ich viele arabische Freundinnen und Freunde hatte. Sie fühlten sich diskriminiert und kritisierten das Land. Das hat Konflikte in mir ausgelöst, weil ich ihre Kritik an Israel nachvollziehen konnte. Nach einem Jahr beschloss ich, nach Ungarn zurückzukehren. Ich dachte damals, dass das mein letzter Aufenthalt in Israel gewesen sei.

Nach dem Abschluss meines Studiums begann ich, als Kunstfotografin zu arbeiten. Ich hatte mehrere Ausstellungen, die Projekte zu jüdischen Themen lagen mir besonders am Herzen. Ich arbeitete mit einem in Ungarn lebenden israelischen Journalisten zusammen.

In einem Projekt dokumentierten wir Menschen, die erst als junge Erwachsene herausgefunden hatten, dass sie jüdisch sind. Für eine andere Ausstellung suchten wir nach Synagogen, die zerstört worden waren und nicht mehr als Synagogen benutzt wurden (<http://bernadettalpern.tumblr.com/usedstones>). Dieses Projekt nahm seinen Anfang, als ich nach dem Geburtshaus meines Großvaters in Sárbogárd suchte. Damals fand ich die erste Synagoge, die heute ein Secondhandmöbelgeschäft ist. So begann ich, Europa zu bereisen, um Synagogen zu finden, jüdische Gemeinden zu treffen und Geschichten zu hören.

Im Rückblick war es meine persönliche Reise zu meinen jüdischen Wurzeln. Ich hatte viele sehr bewegende Erfahrungen. Mein erstes Schabbatgebet sprach ich in der polnischen Stadt Poznań. Ich suchte nach dem Schlüssel der Synagoge. Die Mitglieder der jüdischen Gemeinde wollten ihn mir nur unter der Bedingung geben, dass ich am Schabbat mit ihnen beten würde. Es war sehr wichtig für mich und ich glaube, auch für sie.

Die Ausstellung zu diesen Synagogen wurde in ganz Europa gezeigt. Ich erhielt reichlich positives Feedback und die Medien berichteten auch viel darüber.

2015 erhielt ich dann eine Einladung, die Ausstellung in Haifa vorzustellen. Also bin ich zur Eröffnung gefahren. Nach einer Woche wurde mir plötzlich klar, dass ich in Israel bleiben will. Es war eine sehr dramatische und rasche Entscheidung. Ich kehrte nach Budapest zurück, packte meine Sachen und wanderte in Israel ein. Kurz nach meiner Ankunft traf ich meinen Mann. Das war vor nur drei Jahren und wir haben heute eine wunderschöne zweijährige Tochter. Wir leben in Tel Aviv und ich arbeite als Fotografin.

### 3 Antisemitismus – Gedanken, Erfahrungen und Positionen

#### 3.1 Wie definierst du Antisemitismus und kannst du konkrete Beispiele aus deiner Erfahrung nennen?

Antisemitismus ist gegen das jüdische Volk als Kollektiv und gegen individuelle Jüdinnen und Juden gerichtete Diskriminierung.

Persönliche Erfahrungen mit Antisemitismus habe ich nicht. Doch, wie bereits gesagt, war unsere jüdische Herkunft ein gut gehütetes Familiengeheimnis, bis ich nach Israel auswanderte. Und erst da wurde mir klar, dass die meisten meiner Freundinnen und Freunde in Budapest auch jüdisch waren. Wie ich sprachen sie einfach nie darüber. Da wir uns in Galerien und Cafés und nicht in der Synagoge trafen, fiel das auch nicht auf. Deshalb war ich anfangs auch schockiert, als mich die Menschen in Israel gleich fragten, ob ich Jüdin sei. In Europa wäre solch eine Frage unhöflich.

Wo auch immer ich in Europa war, fühlte ich mich immer wie eine Einheimische, egal, ob das in Paris oder in Budapest war. In Tel Aviv habe ich dieselbe Empfindung.

Doch hatte ich sehr wohl antisemitische Erfahrungen, als ich das Projekt durchführte. Zum Beispiel in der in eine Bibliothek umgewandelten Synagoge der Stadt Szigetvár: Ich öffnete, ohne anzuklopfen, das Büro des Direktors und entdeckte, dass es voller Nazi-Insignien war. Ich war so erschrocken, dass ich das Weite suchte.

Im Allgemeinen beschäftigt mich Antisemitismus heute seltener als früher, weil ich in Israel lebe. Wenn ich Ungarn besuche, denke ich mehr darüber nach. Denn dort werde ich mit dem Thema stärker konfrontiert, sowohl aufgrund eigener Erfahrungen als auch aufgrund der Erzählungen anderer.

### 3.2 Welche Rolle spielt Israel für dich in Bezug auf Antisemitismus?

Israel gibt mir Sicherheit, obwohl ich mir dessen gar nicht bewusst gewesen bin. Erst durch die Geburt meines Kindes habe ich das verstanden.

Ich möchte in Israel bleiben und meine Tochter hier aufwachsen sehen. Nie würde ich mit meinem israelischen Baby und meinem israelischen Ehemann nach Budapest zurückkehren. Ich hätte zu viel Angst vor Antisemitismus im heutigen Ungarn.

Bei meinem letzten Besuch vor ein paar Monaten nahm ich ein Taxi. Der Fahrer war sehr nett, ich sagte ihm, dass wir im Ausland lebten. Dann fragte er mich, woher wir kämen. Als die Antwort »Israel« lautete, sprach er kein Wort mehr mit mir. Also erzähle ich Fremden nicht, dass wir in Israel leben. Ich bin viel vorsichtiger als früher. Heute geht es nicht mehr nur um mich. Ich muss mein Kind schützen.

Ich glaube, dass Ungarn unter der rechten Regierung von Victor Orbán viel rassistischer geworden ist. Die politischen Entscheidungsträgerinnen und Entscheidungsträger schüren Hass. Ich habe den Eindruck, dass sich die Situation in den letzten Jahren verschlimmert hat.

### 3.3 Betrachtetest du Kritik an Israel als antisemitisch?

Es kommt auf die Kritik an. Es gibt viele Dinge, die an Israel zu kritisieren sind. Aber es hängt davon ab, wie die Kritik formuliert wird und aus welchen Gründen.

### 3.4 Siehst du eine Korrelation zwischen Antisemitismus und der israelischen Politik?

Manchmal sehe ich eine Korrelation, aber das ist nicht automatisch der Fall. Viele Medien zeichnen ein verzerrtes Bild des israelisch-palästinensischen Konfliktes. Zum Beispiel weiß ich, dass Engländerinnen und Engländer sehr kritisch gegenüber Israel sind. Wenn ich die BBC einschalte, fällt mir immer wieder auf, wie voreingenommen ihre Berichterstattung über Israel ist. Egal, was passiert, die israelische Seite wird immer als die alleinige Schuldige dargestellt.

Gleichzeitig bin ich der Ansicht, dass die Netanjahu-Regierung eine friedliche Lösung für den Konflikt mit den Palästinenserinnen und Palästinensern suchen sollte. Das tut sie nicht. Vielleicht würden solche Bemühungen das Image Israels in der Welt verbessern, aber sicher bin ich mir dessen nicht.

### 3.5 Siehst du eine Korrelation zwischen Antisemitismus und Hass auf andere Minderheiten wie Musliminnen und Muslime, Flüchtlinge, LSBTTIQ?

Es gibt in Ungarn eine klare Korrelation zwischen Antisemitismus und Rassismus gegen Roma. Wer Jüdinnen und Juden hasst, hasst auch andere Minderheiten, ob das Roma sind oder die LSBTTIQ-Community. In Budapest fand kürzlich eine Gay-Pride-Parade statt und die Teilnehmenden mussten vor Angriffen durch einen Zaun geschützt werden.

In seiner Wahlkampagne hat Ministerpräsident Orbán auch die Stimmung gegen Flüchtlinge angeheizt. Das ging so weit, dass die Straßen voll waren mit Plakaten, auf denen vor einem riesigen Stoppschild verdeckte schwarze Menschen abgebildet waren. Das ist in meinen Augen menschenverachtend und gruselig. Leider gibt es ähnliche Entwicklungen auch in anderen europäischen Ländern, zum Beispiel in Österreich und Polen.

### 3.6 Ist es sinnvoll, Antisemitismus zu bekämpfen?

Wir sollten alle gegen Antisemitismus und gegen jede Form von Rassismus kämpfen.

Man muss das Verbindende und nicht das Trennende suchen. Ich kenne das aus eigener Erfahrung. Meine Großmutter mütterlicherseits brachte mir ein katholisches Gebet bei. Obwohl ich jetzt in Israel lebe und mich jüdisch fühle, sage ich dieses Gebet immer noch jede Nacht, bevor ich ins Bett gehe. Wenn ich in einer Kirche Kerzen anzünde, tue ich das für meine jüdischen Großeltern und für meine christlichen Großeltern. Ich glaube, dass Gott mir zuhören wird.

Auch mit meinen Fotoprojekten versuche ich, einen Beitrag zum Umgang mit Antisemitismus zu leisten.

Sie begannen zwar als eine meinen Großeltern gewidmete Suche nach meinen jüdischen Wurzeln. Aber gleichzeitig glaube ich, dass Kunst dazu beitragen kann, die Welt zu verändern. Und wenn meine Bilder nur einen einzigen Menschen sensibilisieren, ist es für mich schon ein Erfolg.

Jetzt, da ich selbst Mutter bin, glaube ich an die junge Generation. Ich denke, wir müssen unsere Kinder und die junge Generation im Allgemeinen zu Menschenliebe unabhängig von Herkunft oder Lebensstil erziehen. Dann werden sie für Antisemitismus und Rassismus nicht anfällig sein.

Die Vergangenheit können wir nicht mehr ändern, doch die Zukunft sollten wir zu gestalten versuchen.

### 3.7 Sollte Israel sich im Kampf gegen Antisemitismus in Europa engagieren?

Das kann ich nicht beurteilen. Ich kann nur über meine Erfahrungen und Ansätze berichten.



## »Zum ersten Mal in meinem Leben weiß ich nicht, wie ich Antisemitismus und Rassismus bekämpfen soll«

|                  |                                         |
|------------------|-----------------------------------------|
| Geburtsjahr:     | 1946                                    |
| Geburtsort:      | Birmingham, England                     |
| aufgewachsen in: | Wales                                   |
| in Israel seit:  | 1966                                    |
| lebt derzeit in: | Kibbuz Mischmar Haemek                  |
| Beruf:           | Bildungsexpertin und freie Journalistin |

### 1 Die Geschichte meiner Familie

Die Eltern meines Vaters stammten ursprünglich aus Polen. Sie kamen Anfang des 20. Jahrhunderts auf dem Weg in die Vereinigten Staaten in England an. Als das Schiff in England anlegte, wurden sie mit der Behauptung, dass sie in Amerika angekommen seien, in die Irre geführt. Da sie arm waren, konnten sie die Reise nicht wie geplant fortsetzen und mussten sich an die britischen Einwanderungsbehörden wenden. Diese schickten sie nach Wales und sie landeten schließlich in Ystrad Mynach im Süden des Landes.

Meine Großeltern waren religiös; sie kamen aus dem Shtetl und sprachen kein Englisch. Sie kamen mit drei Kindern an, vier weitere – unter ihnen mein Vater – wurden in der neuen Heimat geboren.

Mein Großvater fing an, in einer Möbelfabrik zu arbeiten und einige Jahre später eröffnete er sein eigenes Geschäft. Ich entsinne mich, wie er sich mit der Kippa auf dem Kopf mit den Kunden unterhielt, der starke polnische Akzent in seinem Englisch war unüberhörbar. Seine Frau war Hausfrau. Sie sprach Jiddisch, Polnisch und schlechtes Englisch.

Der Vater meiner Mutter stammte aus einer polnisch-russischen Familie. Allerdings weiß ich wenig über seine Geschichte und darüber, wo er meine Großmutter kennenlernte. Sie war eine jüdische Britin, sehr patriotisch und eine richtige englische Lady.

Mein Großvater erfand ein Feuerzeug und wurde dadurch zu einem wohlhabenden Mann. Die Familie ging regelmäßig in die Synagoge und bezeichnete sich selbst als traditionell jüdisch.

Mein Vater wurde 1912 in Wales geboren. Nach dem Abitur trat er zusammen mit seinen Brüdern in das väterliche Geschäft ein. Bald eröffneten sie Möbelgeschäfte in verschiedenen Bergbaustädten. Mein Vater ließ sich in Caerphilly nieder.

Meine Mutter kam 1922 in Birmingham zur Welt und wuchs auch dort auf. 1941 heiratete sie meinen Vater in Cardiff. Im Alter von 28 Jahren starb sie an Kinderlähmung.

## 2 Meine eigene Geschichte

Ich wurde 1946 in Birmingham geboren. Kurz bevor ich zur Welt gekommen bin, fuhr meine Mutter zu ihren Eltern. Wenige Wochen nach meiner Geburt kehrte sie mit mir nach Wales zurück.

Als meine Mutter starb, war ich vier Jahr alt, mein Bruder war zwei Jahre älter. Er wurde in ein jüdisches Internat in England geschickt, ich zu meinem Onkel nach Birmingham. Wenige Jahre später heiratete mein Vater wieder und holte mich nach Hause zurück. Meine Stiefmutter war Irin, sie stammte aus einer religiösen jüdischen Familie. Unsere Lebensweise war säkular; wir hatten auch keine Verbindung zu einer jüdischen Gemeinde, da die nächstgelegene in der Hauptstadt Cardiff war.

Als ich 14 war, zogen wir nach Cardiff. Ich beendete die Schule im Alter von 15 Jahren, besuchte sechs Monate lang eine Sekretärinnenschule und begann zu arbeiten. Mit 17 verließ ich Wales und zog nach London, wo ich ein Zimmer mietete und als Stenotypistin tätig war. Im Sinn des damaligen Zeitgeistes führte ich ein Hippieleben, glaubte an den Sozialismus, nahm an Demonstrationen gegen Kriege teil und ließ meine Haare lang wachsen.

1966 kam ich das erste Mal für ein sechsmonatiges Programm nach Israel in einen Kibbuz. Dort lernte ich einen jungen Mann kennen, der aus Manchester stammte. Wir verlobten uns und ich zog mit ihm nach Manchester. Dort begann ich, für eine jüdische Zeitung zu arbeiten.

Doch wenig später beschloss ich, nach Israel zu ziehen, das hatte in erster Linie mit antisemitischen Erfahrungen zu tun, die ich im Folgenden noch schildern werde. Da mein Freund in England bleiben wollte, trennten wir uns. 1969 wanderte ich offiziell in Israel ein.

Ich wurde in den Kibbuz Mishmar Haemek geschickt und heiratete wenig später ein Mitglied dieses Kibbuz. Bis heute lebe ich hier.

Zunächst arbeitete ich zwei Jahre lang im Hühnerstall, danach war ich 15 Jahre für den »Ulpan« (Hebräischsprachkurs für Neueingewanderte) und die ausländischen Freiwilligen verantwortlich. Anschließend war ich 15 Jahre im Kuhstall tätig. In den 1980er-Jahren begann ich parallel dazu, in Givat Haviva, dem Seminarzentrum der Kibbuzbewegung, zu arbeiten (<https://www.givat-haviva.net/givat-haviva-israel>). Seitdem leite ich dort Seminare für ausländische Besucherinnen und Besucher. Der Schwerpunkt meiner Veranstaltungen liegt auf den jüdisch-arabischen Beziehungen und dem Nahostkonflikt im Allgemeinen.

Ich bin auch als freiberufliche Journalistin tätig und schreibe Artikel für englischsprachige Publikationen in Israel und im Ausland.

Ich habe fünf Kinder und zwölf Enkelkinder. In den letzten 20 Jahren bin ich regelmäßig aus beruflichen und privaten Gründen nach England gereist.

### 3 Antisemitismus – Gedanken, Erfahrungen und Positionen

#### 3.1 Wie definierst du Antisemitismus und kannst du konkrete Beispiele aus deiner Erfahrung nennen?

Das Thema Antisemitismus wurde seit meiner Kindheit in unserer Familie diskutiert. Meine Großeltern konnten den Antisemitismus, den sie in Polen zurücklassen wollten, nie hinter sich lassen. Sie sagten: »Mit den vielen Polen, die mit uns auf dem Schiff nach Wales gekommen sind, fuhr auch der Antisemitismus mit.«

Meine eigene früheste persönliche Erfahrung machte ich in der Schule. Mein Familienname war Greenberg, ein offensichtlich jüdischer Name in Großbritannien. Ich wusste zwar, dass ich Jüdin bin, aber ich fühlte mich nicht jüdisch. Ich empfand meine Herkunft als Last, weil meine Schulkameradinnen und Schulkameraden mich mit alten Stereotypen beschimpften. So haben sie mich an der Nase gezogen und gesagt, sie sei nicht lang genug für eine Jüdin. Andere spotteten: »Du hast früher Hörner gehabt, die sind dir aber abgeschnitten worden.« Manchmal beschuldigten sie mich, Jesus getötet zu haben. Sie beschimpften mich als Christismörderin. Ihre Anschuldigungen versetzten mich in solche Angst, dass ich sie bis heute noch spüre. Einmal flüchtete ich in den Laden meines Vaters und schrie: »Papa, haben wir

Christus umgebracht?« Mein Vater reagierte nicht und brachte mich in ein Nebenzimmer. Er hatte Angst, sein Geschäft zu schädigen, da die Eltern und Lehrkräfte seine Kundinnen und Kunden waren. Also beschwerte er sich nicht und ich wechselte in der Woche darauf die Schule.

Ich begann in Caerphilly Golf zu spielen und gewann Pokale. Der kleine Golfclub akzeptierte mich, aber als ich nach England zog, akzeptierten die meisten Golfclubs keine Jüdinnen und Juden. Am Ende spielte ich mit meinem Onkel im Jüdischen Golfclub in Birmingham, wo er Mitglied war.

Nach meinem Schulabschluss suchte ich Arbeit. Ich meldete mich telefonisch auf ein Jobangebot in einem Spielzeugladen. Der Besitzer hatte mich nicht nach meinem Namen gefragt. Er lud mich zu einem Gespräch ein und wollte mich anheuern. Daher gab er mir ein Formular zum Ausfüllen. Als er meinen Namen Lydia Greenberg sah, wurde ihm klar, dass ich Jüdin bin. Seine Reaktion war lautes Geschrei: »Raus aus meinem Laden, ich stelle keine schmutzigen Juden an!«

Nach dieser Erfahrung dachte ich, ich könnte das Problem lösen, indem ich meinen Namen in »Green« änderte, damit er nicht jüdisch klang. Plötzlich war es viel einfacher, Arbeit zu finden, Zimmer zu mieten und von anderen jungen Leuten akzeptiert zu werden.

Als ich auf der Suche nach einem Zimmer in London war, stand in vielen Anzeigen ganz offen geschrieben: »Keine Bewerbungen von Juden, Schwarzen oder Mietern mit Hunden«, manchmal waren auch Irinnen bzw. Iren in diese Liste mit aufgenommen.

In London schickte mich die Zeitarbeitsfirma Manpower zu einem Krankenhaus. Die Abteilungsleiterin sprach mich nur mit »Manpower« an und fragte nicht einmal nach meinem Namen. Während der Pause bat sie mich, ihr die Zeitung zu geben. Die Schlagzeile bezog sich auf ein Feuergefecht zwischen Ägypten und Israel. Die Vorgesetzte kommentierte diese Nachricht laut mit folgenden Worten: »Schade, dass Hitler nicht alle Juden zu Seife verarbeiten ließ.« Daraufhin stand ich auf und fragte sie: »Was ist dein Problem mit Juden?« Die Frau sah mich an und meinte nur hasserfüllt: »Du bist also Jüdin?« und verließ den Raum. Keine der anwesenden Frauen sagte ein Wort, das Schweigen war ohrenbetäubend. Ich beschwerte mich bei dem zuständigen Mitarbeiter in der Verwaltung und erzählte ihm die Geschichte. Er überzeugte mich, dass die Flucht falsch wäre und dass ich erhobenen Hauptes in diesem Team bleiben und nicht vor dem Hass kapitulieren sollte. Also blieb ich noch weitere fünf Tage. Diese Erfahrung war der Auslöser für meine Entscheidung, Großbritannien zu verlassen, auch wenn es noch einige Zeit dauerte, bis ich diese umsetzte.

In Manchester arbeitete ich für »The Jewish Chronicle & Gazette« und musste oft über antisemitische Vorfälle berichten. Dabei ging es um Graffiti von Friedhöfen und Synagogen oder das Schänden von Grabsteinen.

Es war mir unverständlich, warum die Mitglieder der jüdischen Gemeinde nicht laut protestierten. Warum nahmen sie Antisemitismus hin, so wie es mein Vater getan hatte, als eine Lehrerin seine elfjährige Tochter beschuldigte, Jesus getötet zu haben?

In meinen Augen hat Antisemitismus seit meiner Jugend eine Metamorphose durchgemacht.

Als ich in England lebte, hatte Antisemitismus nichts mit Israel zu tun, sondern mit Hass auf Jüdinnen und Juden, ausgehend von christlichen antisemitischen Motiven, so zum Beispiel die Vorstellung, dass Juden Christus getötet hatten und am Pessachfest das Blut christlicher Kinder tranken.

In Israel setzte ich mich in den ersten Jahren nicht mit Antisemitismus auseinander. Ich war mit meiner Familie beschäftigt und lernte eine neue Kultur und Sprache kennen. Zu der Zeit hatten wir kein Telefon, Fernsehen oder Internet und waren somit ziemlich abgekoppelt. Seit den 1990er-Jahren bin ich oft in Großbritannien, doch jetzt komme ich als israelische Besucherin in die alte Heimat zurück. Dadurch spüre ich sehr stark die Einstellung zu Israel. Es ist mein Eindruck, dass die Britinnen und Briten bis zum Sechstagekrieg 1967, in dessen Verlauf Israel das Westjordanland, den Gazastreifen und die Golanhöhen eroberte, den jüdischen Staat sehr schätzten. Als die Jahre verstrichen und Israel sich aus diesen Gebieten nicht zurückzog, schlug die öffentliche Meinung in scharfe Kritik und Ablehnung um. So kam es, dass ich zwar nicht mehr mit dem Judenhass meiner Jugend konfrontiert wurde, sondern mit einer neuen Form von Antisemitismus: Ich wurde negativ gesehen, weil ich Israelin bin.

Heute ist in England die BDS-Bewegung (BDS: Boycott, Divestment and Sanctions) eine sehr politisierte antiisraelische Bewegung, deren Ideologie im Kern antisemitisch ist. Es geht BDS nicht um die Beendigung der Besatzung palästinensischer Gebiete, sondern sie bekämpfen im Grunde genommen die Existenz Israels. Sie gibt Antisemitinnen und Antisemiten eine Plattform, um Israel wüst zu beschimpfen.

In London wie auch in Cardiff wurde ich Zeugin aggressiven BDS-Aktivismus auf den Straßen. Ich versuchte, mit den Demonstrierenden ins Gespräch zu kommen, doch allein aufgrund der Tatsache, dass ich Israelin bin, verwehrten sie mir den Austausch. Die Tatsache, dass ich mich als Israelin zu erkennen gab, war wie das rote Tuch für den Stier.

Im Vergleich zur Vergangenheit ist ein maßgeblicher neuer Faktor dazugekommen, der die Verbreitung von Antisemitismus fördert: nämlich die

Verbreitung von Hasspropaganda über die sozialen Medien. Viele Menschen sind leichtgläubig und machen es sich leicht, sehen alles schwarz-weiß, anstatt sich mit den riesigen Grauzonen dazwischen zu beschäftigen. Das gilt insbesondere für junge Menschen.

Manchmal stellt man mir Fragen, die mich bis ins Mark erschütternd, und, wenn ich mich dann erkundige, woher sie diese Information über Israel oder Jüdinnen bzw. Juden haben, antworten sie: »Eigentlich weiß ich es nicht.«

### 3.2 Welche Rolle spielt Israel für dich im Kontext von Antisemitismus?

Mein Kibbuz ist eine Gemeinschaft, die vor knapp 100 Jahren gegründet wurde. Ich habe fast zwei Drittel meines Lebens dort verbracht. Allen Widrigkeiten zum Trotz sind wir immer noch eine Gemeinschaft, die soziale Gerechtigkeit lebt. Alle Mitglieder, ungeachtet ihrer Berufe, erhalten dasselbe Budget.

Meine Kibbuz-Gemeinschaft, in der auch nicht jüdische Menschen Mitglied sind, ist schon immer ein Ort, an dem die Stärke der Gemeinschaft wesentlich auf der Stärke der einzelnen Mitglieder beruht. Unter uns leben Holocaustüberlebende, Jüdinnen und Juden, die in den Vierzigerjahren des 20. Jahrhunderts aus arabischen Ländern nach Israel kamen, und russische Jüdinnen und Juden, die vor Antisemitismus und Kommunismus geflohen sind.

Für mich ist die Tatsache, dass es einen Staat für jene Jüdinnen und Juden gibt, die sich zu diesem Leben entschließen, ein Fingerzeig für Antisemitinnen und Antisemiten, die meinen, Jüdinnen und Juden in Europa als »vogelfrei« ansehen zu können. Wo wären all diese Menschen, gäbe es nicht Israel als Zufluchtsort?

### 3.3 Betrachtest du Kritik an Israel als antisemitisch?

Nein, es ist überhaupt nicht antisemitisch, Israel zu kritisieren. Es kommt jedoch darauf an, worauf diese Kritik beruht. Menschen, die ehrlich Israel kritisieren wollen, sollten dafür sorgen, dass sie multiperspektivisches Wissen haben und ihre Kritik auf Fakten und nicht auf vorgefassten Ideen basiert, die von anderen und insbesondere von den Medien stammen. Viele der Menschen, die tiefe Vorurteile hegen, sind in der Regel unfähig, anderen Meinungen gegenüber offen zu sein, da sie nur ihre Vorurteile bestätigt sehen wollen.

Aus meiner Erfahrung stößt man bei solchen Israelhasserinnen und -hassern rasch auf Ignoranz und, wenn sie sich in die Ecke gedrängt füh-

len, flüchten sie rasch zu klassischem Antisemitismus. »Juden kontrollieren die Banken, wollen die Weltherrschaft übernehmen, Israelis wollen das gesamte Land der angrenzenden Länder stehlen ...«

Wenn ich mit Europäerinnen und Europäern diskutiere und ihnen die Errungenschaften im Bereich der Medizin, Landwirtschaft und natürlich Hochtechnologie vor Augen führe, stellen sie meine Einwände auf den Kopf. Sie ignorieren den universalen Beitrag dieser Leistungen und interpretieren sie als einen weiteren Beweis dafür, dass »die Juden« die Welt beherrschen wollen. Allerdings kenne ich keine antisemitische Person, die ihre in Israel entwickelten Computer, Mobiltelefone und vieles andere weggeschmissen hätte.

### 3.4 Siehst du eine Korrelation zwischen Antisemitismus und der israelischen Politik?

Das Verhalten der gegenwärtigen israelischen Regierung spielt sicher in die Hände antisemitischer Kreise in Bildung und Politik im Ausland, daran habe ich keinen Zweifel. Die Agenda unverbesserlicher Antisemitinnen und Antisemiten mit Tunnelblick wird nie ein gutes Haar an Israel lassen, bedauerlicherweise gießt die gegenwärtige israelische Regierung oft Öl ins Feuer.

Gleichzeitig muss gesagt werden, dass nicht jede ausländische Kritik antisemitisch ist und nicht alle, die Israel kritisieren, Antisemitinnen und Antisemiten sind. Solch eine engstirnige Einstellung schadet dem Land.

### 3.5 Siehst du eine Korrelation zwischen Antisemitismus und Hass auf andere Minderheiten wie Musliminnen und Muslime, Flüchtlinge, LSBTTIQ?

Ja, absolut. Der größte Teil der Nichtakzeptanz in Europa richtet sich heute gegen muslimische und jüdische Menschen. Islamophobie ist bei rechten Parteien in Europa zu einem Instrumentarium geworden, um Unheil zu stiften, Stimmen zu gewinnen, Aufmerksamkeit auf sich zu ziehen und die eigene politische Agenda kostenlos bekannt zu machen. Hierzu sollte auch gesagt werden, dass es keine Klarheit diesbezüglich gibt.

Homosexuelle können auch antisemitisch sein, Antisemitinnen und Antisemiten können auch homosexuell sein und Islamophobe sind nicht automatisch antisemitisch.

Kurz und gut, der Sachverhalt ist viel komplexer, als man es auf den ersten Blick meinen könnte.

### 3.6 Ist es sinnvoll, Antisemitismus zu bekämpfen?

Natürlich muss man Antisemitismus und Rassismus/Ignoranz in all seinen gefährlichen und destruktiven Formen bekämpfen. Wenn wir aufgeben, welche Zukunft werden unsere Kinder und Enkel in dieser Welt haben? Doch muss ich zugeben, dass ich trotz meiner jahrzehntelangen Erfahrung als Bildungsexpertin heute dem Phänomen von Antisemitismus und Rassismus im Allgemeinen oft hilflos gegenüberstehe.

### 3.7 Sollte Israel sich im Kampf gegen Antisemitismus in Europa engagieren?

Die jüdischen Gemeinden in Großbritannien und auch in anderen Ländern benötigen die Unterstützung Israels, um Antisemitismus zu bekämpfen und sich fortwährend dafür einzusetzen, dass die physische Sicherheit ihrer Institutionen gewährleistet wird.

Gleichermaßen benötigt Israel die Unterstützung der jüdischen Gemeinden in der Diaspora – finanziell und politisch. Doch leider treiben die Entscheidungen der israelischen Regierung immer öfter einen Keil zwischen die Jüdinnen und Juden, die im Ausland, und diejenigen, die in Israel leben..







nichts Neues?

Wissenschaftliche  
Beiträge

Beiträge



## Uraltes Repertoire: Antisemitismus in den Medien

Viele Interviewte, die in diesem Band zu Wort kommen, verweisen auf journalistische Darstellungen Israels. Erörtert wird dabei auch die Frage, wo die Grenze zwischen kritischer Berichterstattung und Antisemitismus verläuft. Sicher ist, dass den Medien bei der Meinungsbildung eine wichtige Rolle zukommt. Denn sie prägen das Bild der in Israel lebenden Jüdinnen und Juden, da nur die wenigsten Menschen in Deutschland das Land aus eigener Anschauung kennen.<sup>1</sup> »Viele in Europa glauben, gut informiert zu sein, weil sie oft Nachrichten hören. Doch was kann man wirklich über eine fremde Gesellschaft aus den Medien erfahren?«, fragt Mili Pecherer.

Im Folgenden soll es um die Rolle von etablierten wie von sozialen Medien sowie von Medienschaffenden und von Mediennutzern gehen. Untersucht werden uralte historische Kommunikationsprozesse ebenso wie aktuelle Tendenzen der Berichterstattung.

Der gebürtige Brite Jonathan Rynhold hat den Eindruck, dass die mediale Betrachtung des israelisch-palästinensischen Konflikts in den vergangenen Jahren unvoreingenommener geworden sei. Diskussionen über Angemessenheit und Wirkung von Beschreibungen haben von jeher das journalistische Handwerk begleitet. Texte, aber auch Zeichen, Symbole, Bilder und Darstellungen, mit denen Menschen einer breiten Öffentlichkeit die Welt kommunizieren, gab es schon lange vor der Erfindung der Gutenberg-Presse. Die Sender in diesem frühen Kommunikationsprozess waren Kirchenvertreter, die bereits in den ersten Jahrhunderten unserer Zeitrechnung bestrebt waren, das Christentum mit Mitteln einer echten Medienrevolution<sup>2</sup> in das Bewusstsein der Allgemeinheit zu rücken. Zu

---

1 In einer im März 2022 veröffentlichten Umfrage des Forum Europa an der Hebräischen Universität in Jerusalem zu den deutsch-israelischen Beziehungen gaben 93,4 Prozent der Befragten in Deutschland an, noch nie in Israel gewesen zu sein.

2 Doron Mendels, *The Media Revolution of Early Christianity: An Essay on Eusebius's Ecclesiastical History*, Grand Rapids Michigan/Cambridge, 1999. In diesem Buch geht Mendels der Frage nach, wie die Kirche, die im Land Israel eine esoterische Einheit blieb, in weniger als 300 Jahren zu einer weltumfassenden Staatsreligion wurde. Er zeigt dabei, dass die Kirche bereits in der Antike intensiv Kommunikationsmittel einsetzte, um ihre Botschaft zu verbreiten.

dieser Marketingstrategie zählten etwa öffentliche Reden führender Figuren oder das Märtyrertum als sichtbares Media Asset in der Öffentlichkeit.

Es ging dabei um nicht weniger als den Anspruch, das Judentum nach dem göttlichen Heilsplan abgelöst zu haben. David Nirenberg<sup>3</sup> beschreibt, wie sehr das Judentum damals mit tiefsitzenden Ängsten im christlichen Denken verbunden war, losgelöst von jeglichem Wissen darüber, was reale Jüdinnen und Juden glaubten oder taten, ebenso wie von deren Präsenz. Allein die eigene Projektion zählte. Die darstellende Kunst versuchte, sich als »christlich zu legitimieren, indem sie sich gegen die vermeintliche Bedrohung durch das Judentum verteidigte.«

Eine der abscheulichsten Spuren antijudaistischer Darstellungen im Christentum ist die sogenannte »Judensau«. Das Werk zeigt in der Regel eine Sau, an deren Zitzen ein oder mehrere Juden saugen. Zu erkennen sind sie an dem dreieckigen »Judenhut«, den jüdische Männer im Mittelalter tragen mussten. In manchen Darstellungen füttern sie das Schwein, reiten es oder fangen seinen Kot auf. Die intime Nähe zum Schwein war doppelt beleidigend. Zum einen gilt das Schwein im Judentum als unrein, zum anderen symbolisiert das Tier in der christlichen Ikonografie den Teufel. Solche Schmähbilder sind seit dem frühen 13. Jahrhundert belegt und bis heute auf Steinreliefs und Skulpturen an Kirchen und Gebäuden in Europa, vor allem in Deutschland, zu sehen.<sup>4</sup>

Das mittelalterliche Motiv lebte auch in Form von antisemitischen Spottbildern auf Pamphleten und »Judenspottmedaillen«, von Zeitungsskizzen und Schimpfwörtern weiter. Im 20. Jahrhundert übernahmen die Nationalsozialisten diese Stereotype gezielt für ihre Propaganda und weiteten sie aus. In ihrem Hetzblatt »Der Stürmer« erschienen Zerrbilder von Juden mit schiefen Zähnen, Tierklauen, triefenden Mundwinkeln und gierigem Blick. Diese Bilder gingen Hand in Hand mit Fantasien von einer jüdischen Weltverschwörung und mit der Darstellung von jüdischen Menschen als blutrünstigen Kindermördern. Solche Bilder lassen sich oftmals nur schwer – wenn überhaupt – aus den Hinterköpfen vertreiben. Zudem sind sie wandelbar. Die Ausdrucksform antijüdischer Vorurteile hat sich im Laufe der Zeit immer wieder an die jeweils aktuellen Verhältnisse angepasst.

---

3 David Nirenberg, *Aesthetic Theology and its Enemies: Judaism in Christian Painting, Poetry and Politics*, Brandeis University, 2015

4 Eine innerkirchliche Debatte darüber, ob man die judenfeindlichen Schmähbilder entfernen oder damit mahnen sollte, hat in Deutschland gerade erst begonnen. Siehe: <https://www.evangelisch.de/inhalte/192722/10-11-2021/debatte-ueber-antisemitische-bilder-und-kirchen>

Somit werden antisemitische Vorstellungen auf gleich zwei Ebenen durch Medialität charakterisiert. Zum einen fungiert Antisemitismus selbst als Vermittlungsmedium, indem er »komplexe gesellschaftliche (Miss-)Verhältnisse in personalisierter Form zu »vermitteln« sucht, indem Jüdinnen und Juden zum Ursprung und Urheber ökonomischer, politischer und sozialer Krisenerscheinungen<sup>5</sup> gemacht werden. Zum anderen bediente sich die antisemitische Kommunikation immer schon einer Vielzahl an Massenkommunikationsmedien. Dabei handelt es sich sowohl um kollektiv geteilte mentale als auch um medial zirkulierende, konkret-materielle Bilder.

In diesem Zusammenhang kommen immer wieder auch Zeitungskarikaturen unter Beschuss, wobei die Urheberinnen und Urheber sich oftmals der von ihnen verinnerlichten und verbreiteten Stereotypen nicht einmal bewusst sind. Das mag sich in dem Fall zugetragen haben, in dem die »Süddeutsche Zeitung« sich im Mai 2018 von ihrem langjährigen Karikaturisten Dieter Hanitzsch trennte. Anlass war eine Zeichnung<sup>6</sup>, die die israelische Eurovision Song Contest (ESC)-Gewinnerin, Netta Barzilai, nicht mit ihrem eigenen, sondern mit dem Kopf ihres damaligen Ministerpräsidenten Benjamin Netanjahu zeigt. Netanjahus Gesicht ist überzeichnet mit abstehenden Ohren, wulstigen Lippen und riesiger Nase. Das »v« des ESC-Schriftzuges ist durch einen Davidstern ersetzt, in der linken Hand hält die Figur eine ebenfalls mit einem Davidstern gekennzeichnete Rakete. Altbekannte Ressentiments werden hier bedient – kriegsglüsterne, allmächtige Juden, diesmal nur eben in israelischem Gewand.

Bereits zuvor hatten Karikaturen von anderen Zeichnern in derselben Zeitung Empörung ausgelöst. In einer war der (jüdische) Facebook-Gründer Mark Zuckerberg als hakennasige Krake<sup>7</sup> dargestellt worden, in einer anderen Israel als gefräßiges Monster – eine antisemitische Bildsprache, auch wenn die Autoren davon nichts wissen wollten. Hanitzsch hat sich für seine Zeichnung nie entschuldigt, denn er habe es doch gar nicht so

5 Tobias Ebbrecht-Hartmann, Visuelle Kommunikation in antisemitischen Diskursen, in: Visual History, 31.5.2021, <https://doi.org/10.14765/zzf.dok-2216>

6 Vgl. dazu: Isabel Enzenbach, Antisemitismus in der zeitgenössischen Karikatur. Das Beispiel der Netanjahu/Netta-Zeichnung in der »Süddeutschen Zeitung«, in: Visual History, 17.12.2018, <https://www.visual-history.de/2018/12/17/antisemitismus-in-der-zeitgenoessischen-karikatur>

7 Joachim Huber, Zuckerberg, eine Krake. Antisemitismus-Vorwurf nach SZ-Karikatur, in: Tagesspiegel, 25.02.2014, online <https://www.tagesspiegel.de/gesellschaft/medien/zuckerberg-eine-krake-antisemitismus-vorwurf-nach-sz-karikatur/953841.html>.

gemeint, lautete die Rechtfertigung. Die Übernahme solcher Darstellungen muss tatsächlich nicht immer in antisemitischer Absicht erfolgt sein. Sie gehören einem uralten Repertoire an, das sich – bewusst oder unbewusst – über die Jahrhunderte hartnäckig gehalten hat.

Wie einfach dieses Repertoire abrufbar ist, hat sich auch während der Coronapandemie seit 2020 gezeigt. So stand das Gerücht über die Juden als Verursacher und Profiteure von Covid-19 bald im Raum. Verwunderlich ist das nicht. Schließlich haben sich Verschwörungstheorien im Umfeld von Krankheiten schon im Mittelalter gegen Jüdinnen und Juden gerichtet, die als religiöse Minderheit besonders angreifbar waren. Im 14. Jahrhundert beschuldigte man sie, Brunnen zu vergiften und damit die Pest zu verursachen. Sie galten als Mitglieder geheimer Bünde, die hinter den Kulissen die wahren Strippen ziehen. Mit der Erfindung des Buchdrucks wurden dann »Beweise« vorgelegt und vervielfältigt. Dazu gehört die angebliche Korrespondenz zwischen den Juden Spaniens und Konstantinopels mit dem Ziel der Zerstörung des iberischen Landes, ein früher Vorläufer der »Protokolle der Weisen von Zion«. Heute kann sich das »Gerücht über die Juden«, wie Theodor W. Adorno einst den Antisemitismus umschrieben hat, noch viel schneller und mit ungeahnten Reichweiten im virtuellen Raum des Internets ausbreiten.

Im Oktober 2021 legte die EU-Kommission ein Strategiepapier zur Bekämpfung von Antisemitismus und zur Förderung jüdischen Lebens<sup>8</sup> vor. Darin wurde unter anderem darauf verwiesen, dass antisemitische Inhalte auf deutschsprachigen Kanälen wie Facebook oder Telegram seit Beginn der Coronakrise rund 13-mal häufiger vorgekommen seien als vorher. In seinem Antisemitismusbericht von 2021 stellte das Kantor Center for the Study of Contemporary European Jewry<sup>9</sup> an der Universität Tel Aviv fest, dass seit Februar 2020 neben Jüdinnen und Juden auch andere ethnische und religiöse Gruppen für die Ausbreitung des Virus verantwortlich gemacht worden seien. Häufig sei aber geäußert worden, dass Jüdinnen und Juden oder Israelinnen und Israelis das Coronavirus erschaffen und verbreitet hätten, um dann mit Impfstoffen Geld zu verdienen. Konkret beschuldigt wurden die Familie Rothschild ebenso wie die Milliardäre George Soros und Bill Gates, der in Wirklichkeit kein Jude ist. Sie alle gelten als allmächtige und konspirative Strippenzieher hinter den Kulissen, die einer

---

8 EU Strategy on combating antisemitism and fostering Jewish life (2021–2030), [https://ec.europa.eu/info/files/eu-strategy-combating-antisemitism-and-fostering-jewish-life-2021-2030\\_de](https://ec.europa.eu/info/files/eu-strategy-combating-antisemitism-and-fostering-jewish-life-2021-2030_de)

9 [https://english.tau.ac.il/news/antisemitism\\_report\\_for\\_2020](https://english.tau.ac.il/news/antisemitism_report_for_2020)



(jüdischen) Elite angehörten und sich die Pandemie zunutze machten, um Banken und Staaten zu zerstören und eine neue »Weltordnung« zu schaffen.

Hinzu kamen immer wieder Gleichsetzungen der zur Eindämmung der Pandemie verhängten Restriktionen mit dem Holocaust. Impfgegnerinnen und Impfgegner inszenierten sich als vergleichbare Opfer, indem sie sich gelbe Sterne mit dem Aufdruck »Ungeimpft« anhefteten. In Deutschland identifizierten sie sich mit dem Schicksal von Anne Frank und Sophie Scholl. Der Berliner Virologe Christian Drosten wurde als der berühmteste Auschwitz-Arzt Mengele dargestellt. Herauszuheben ist, dass solche Botschaften in den sozialen Medien nicht nur von Extremistinnen und Extremisten weiterverbreitet wurden, sondern auch von Menschen ohne genau definierte politische oder ideologische Identität. Große Plattformen wie Twitter und Facebook gehen inzwischen zwar stärker gegen antisemitische Postings vor, aber dadurch wurden die Verbreiter solcher Inhalte nur in andere Internetkanäle wie Messenger und Telegram gedrängt, wo sie viel schwerer zu ermitteln sind.

Mit dieser Verschiebung zu sozialen Medien »abseits jeder Kontrolle und mit dem Zwang, immer neue Aufmerksamkeit generieren zu müssen«<sup>10</sup> stellt Sascha Lobo in manchen Fällen eine antisemitische Selbstradikalisierung fest. Das trifft auf den früheren Vegan-Koch Attila Hildmann zu, dessen Telegram-Kanal über 110 000 Abonnentinnen und Abonnenten hat. Dort sind Sätze zu finden wie **»Boykottiert die parasitären Juden!«, »Korona ist ein Judenvirus«, »Der Jude ist der ekelhafteste Parasit den es gibt!«.**

Die digitale Radikalisierung zeigt sich auch in zunehmender Aggressivität bei virtuellen Angriffen wie dem sogenannten Zoom-Bombing. Dabei hacken sich Extremistinnen und Extremisten in digitale Veranstaltungen jüdischer Organisationen. Sie stören den Ablauf – auch etwa von persönlichen Gedenkzeremonien –, posten Hakenkreuze und Beschimpfungen. Zudem wurde die Zielgruppe erweitert. Auf Plattformen, die Kinder und Jugendliche nutzen, werden diese mit antisemitischen Inhalten konfrontiert, mit denen sie anderswo möglicherweise nicht in Kontakt gekommen wären.<sup>11</sup> In manchen Fällen versuchten Rechtsradikale sogar aktiv, sie zu

---

10 Sascha Lobo, Digitaler Antisemitismus. Aus latentem Judenhass wird offener Judenhass, in: Spiegel-Online, 12.5.2021, <https://www.spiegel.de/netzwelt/web/antisemitismus-im-internet-aus-latentem-judenhass-wird-offener-judenhass-a-8d1e31f7-5cad-4963-a33b-b4d9ff370dfc>

11 Antisemitism in the Digital Age: Online Antisemitic Hate, Holocaust Denial, Conspiracy Ideologies and Terrorism in Europe, 2021, A Collaborative Research Report by Amadeu Antonio Foundation, Expo Foundation and HOPE not hate, <https://www.amadeu-antonio-stiftung.de/en/publications/antisemitism-in-the-digital-age/>

rekrutieren. In Großbritannien nutzten zwei rechte Terrorgruppierungen, »British Hand« und »National Partisan Movement«, Instagram gezielt als Mittel zur Verbreitung ihrer Propaganda und Rekrutierung. Dazu wurden Hashtags in Umlauf gebracht, die sich direkt eines antisemitischen Verschwörungs-Jargons bedienen. #JewWorldOrder, #The GoyimKnow und #ProtocolsofZion generierten so Tausende von Einträgen.

Das Potenzial ist groß. 70 Prozent der 1,1 Milliarden Instagram-Nutzerinnen und -Nutzer sind im Alter von 13 bis 34 Jahren; bei den 16- bis 24-Jährigen ist es die populärste Plattform. TikTok erreicht sogar noch jüngere Nutzerinnen und Nutzer. Dort stellte eine Studie der Universität Haifa einen massiven Zuwachs an antisemitischen Inhalten von 2020 zu 2021 fest.<sup>12</sup> Zu diesem Trend gehört auch der Versuch, mit absichtlich falscher Rechtschreibung die Algorithmen zu umgehen, die solche Inhalte entdecken und entfernen sollen. Die Codes sind leicht verständlich. Statt »Jews« steht dann eben »juice«, wie in »f\*\*\* the juice, I'm dyslexic«. Während des Gaza-Kriegs im Mai 2021 wurden jüdische Nutzerinnen und Nutzer mit Hassbotschaften regelrecht überflutet, darunter auch die Auschwitzüberlebende Lily Ebert, einer der ältesten jüdischen Schaffenden auf TikTok. Nachdem sie ein Video mit Schabbat-Wünschen für ihre Followerinnen und Follower gepostet hatte, erreichten sie Botschaften, die sie für die Gewalt im Nahen Osten verantwortlich machten, darunter »Happy Holocaust«, »Peace be upon Hitler«, und »Ask her if she thinks the treatment of Palestinians reminds her [of] the treatment she got in the camps.«<sup>13</sup>

Klassischer Antisemitismus kann auf Tiktok aber auch eine alltäglich anmutende »spielerische« Form annehmen. Bei einem Eintrag, gepostet in Deutschland im Januar 2021, stellt jemand einen Kuchen in den Ofen und erklärt: »Richte Anne Frank schöne Grüße von mir aus«. Inhalte, die in Deutschland verboten wurden und deshalb nicht mehr auftauchen, lassen sich in englischer Sprache weiterhin leicht finden.<sup>14</sup>

Am verbreitetsten sind im Internet aber wohl Verschwörungstheorien, die seit Beginn der Corona-Pandemie einen Aufschwung erleben. Heute glaubt zwar niemand mehr an den Teufel, aber die Freude am Grusel und die Lust am Tabubruch ebenso wie das Gefühl, es besser als andere zu wis-

---

12 Gabriel Weimann und Natalie Masri, 2021, TikTok's Spiral of Antisemitism, in: Journalism and Media 2, no. 4: 697-708. <https://doi.org/10.3390/journalmedia2040041>

13 Holocaust Survivor mocked online after Gaza raids, in: The Times, 18.5.2021, <https://www.thetimes.co.uk/article/holocaust-survivor-mocked-online-after-gaza-raids-zvcsvbp3m>

14 Vgl. Antisemitism in the Digital Age (Anm. 11)

sen, also zu einer kleinen Gruppe von Auserwählten zu gehören, die eben wirklich durchblicken, machen solche Ansätze besonders attraktiv. Laut einer Umfrage von 2020<sup>15</sup> glauben 30 Prozent der Deutschen, dass unser Leben von Verschwörungen bestimmt werde, die im Geheimen ausgeheckt würden; 33 Prozent glauben, unsere Politikerinnen und Politiker seien nur Marionetten der hinter ihnen stehenden Mächte, und 40 Prozent glauben, es gebe geheime Organisationen, die großen Einfluss auf politische Entscheidungen ausübten – alles Vorstellungen, die entweder schon antisemitisch sind oder nahtlos dazu übergehen können. Eine Studie der Universität Oxford<sup>16</sup> fand heraus, dass in Großbritannien knapp 20 Prozent aller Befragten bis zu einem gewissen Grad der Aussage zustimmten, Jüdinnen und Juden hätten Covid-19 geschaffen, um davon wirtschaftlich zu profitieren. Ein gleich hoher Prozentsatz machte für die Pandemie Muslimas und Muslime verantwortlich, die auf diese Weise, wie es hieß, westliche Werte angreifen wollten.

Verschwörungstheorien gibt es aber auch in muslimischen Migrantenkreisen selbst. Ahmad Mansour, ein deutsch-israelischer Palästinenser, der in Berlin als Psychologe mit radikalisierten muslimischen Jugendlichen arbeitet, beschreibt, wie sich antisemitische Verschwörungstheorien digital verbreiten.<sup>17</sup> Viele muslimische Jugendliche sind demnach nicht nur überzeugt, dass der 11. September eine amerikanisch-israelische Inszenierung gewesen sei, sondern auch, dass Juden keine Steuern zahlen müssten oder dass Supermarktketten wie Aldi, Lidl, Saturn und Media Markt allein in jüdischem Besitz seien.

In diesem Band wird Judenhass als ein grenz- und gruppenübergreifendes Phänomen untersucht. Alle Interviewten sind Israelinnen und Israelis, die enge Verbindungen zum Alten Kontinent haben, zum Teil sogar dort aufgewachsen sind oder heute dort leben. Die meisten stehen der Poli-

---

15 Jochen Roose, Sie sind überall. Eine repräsentative Umfrage zu Verschwörungstheorien, Konrad-Adenauer-Stiftung, Berlin 2020 <https://www.kas.de/documents/252038/7995358/Eine+repr%C3%A4sentative+Umfrage+zu+Verschw%C3%B6rungen+theorien.pdf/0f422364-9ff1-b058-9b02-617e15f8bbd8?version=1.0&t=1599144843148>

16 <https://www.ox.ac.uk/news/2020-05-22-conspiracy-beliefs-reduces-following-government-coronavirus-guidance>

17 Ahmad Mansour, Der muslimische Antisemitismus wird aus Angst vor Rassismus-Vorwürfen verharmlost, in: Der Tagesspiegel, 7.4.2017. <https://causa.tagesspiegel.de/gesellschaft/antisemitismus-unter-muslimen/der-muslimische-antisemitismus-wird-aus-angst-vor-rassismus-vorwuergen-verharmlost.html> 7.4.2017

tik ihres Landes kritisch gegenüber, doch kristallisiert sich ein Konsens im Hinblick auf die Darstellung Israels in den ausländischen Medien. Mangelnder Kontext, Unwissenheit, Oberflächlichkeit und die Unfähigkeit, Komplexität zu vermitteln, sind häufig geäußerte Vorwürfe. Für Daniel Shek ist der »Hauptfeind Israels im öffentlichen Diskurs die Ignoranz, nicht der Hass« (S.206). Man habe es mit Journalistinnen und Journalisten zu tun, die vereinfachten, weil es ihnen an Wissen fehle. Ronny Hollaender beklagt, die Berichterstattung lenke das Augenmerk stets auf Israels Vorgehen und blende damit die realen Gefahren aus, mit denen Israel konfrontiert sei.

Den Journalistinnen und Journalisten kommt zweifellos eine besondere Rolle zu, denn sie produzieren ein Bild, das die europäischen Öffentlichkeiten prägt. Israel, dessen Image sich nach dem Sechstagekrieg 1967 von David zu Goliath gewandelt hat, ist schon lange kein Sympathieträger mehr.<sup>18</sup> Parallel hat sich die Reichweite der Medien durch Satellitenfernsehen und Internet verändert.<sup>19</sup> Während der Zweiten Intifada von 2000 begann der israelisch-palästinensische Konflikt zunehmend Einfluss auf andere Gesellschaften zu nehmen.

Jérôme Bourdon hat in seinem Buch »Le récit impossible«<sup>20</sup> über die Schwierigkeiten ausländischer Berichterstattung und über den medialen Export des Konflikts geschrieben. Das Buch wurde im Schatten der Mohammed-Dura-Affäre verfasst, die sich auf eine Szene, auf ein Bild fokussiert, das um die Welt ging. Das Bild zeigt einen kleinen Jungen in Gaza, der hinter seinem Vater kauert, und es hat zu Beginn der Zweiten Intifada die Wogen hochschlagen lassen. Bis heute aber ist nicht klar, ob es tatsächlich – wie behauptet – die Kugeln israelischer Soldaten waren, durch die der Junge kurz nach der Entstehung der Aufnahme ums Leben kam.<sup>21</sup>

18 In »Germany's changing discourse on Jews and Israel« beschreibt Marc Grimm wie sich die Normen des Sagbaren über Juden und Israel in den etablierten Medien seit der Wiedervereinigung in Deutschland verändert haben. 2019, in: Alvin H. Rosenfeld (ed.), *Anti Zionism and Antisemitism: The Dynamics of Delegitimation*, Indiana University Press, S.369–396

19 Vgl. Gisela Dachs, *Angriff via Satellit*, in *Nahost sind elektronische Medien so wichtig wie Schusswaffen*, in: *Die Zeit*, 30.11.2000. [https://www.zeit.de/2000/49/200049\\_medienkrieg.xml](https://www.zeit.de/2000/49/200049_medienkrieg.xml)

20 Jerome Bourdon, *Le récit impossible: Le conflit israélo-palestinien et les médias*, De Boeck, 2009

21 Vgl. <https://www.theatlantic.com/magazine/archive/2003/06/who-shot-mohammed-al-dura/302735/>

Für die Wirkung des Bildes spielte diese Frage aber keine Rolle. Es wurde zu einer Ikone, abgebildet auf Briefmarken in Ägypten und in unzähligen Graffiti in der arabischen Welt. Es war auch im Hintergrund sichtbar, als der jüdisch-amerikanische Journalist Daniel Pearl 2002 von Entführern der Al-Qaida enthauptet wurde.

Besonders schwerwiegende Konsequenzen bekamen damals die Jüdinnen und Juden Frankreichs zu spüren, die zu unfreiwilligen Geiseln des Nahostkonflikts wurden. Sie fühlten sich nach antisemitischen Vorfällen zunehmend von der Mehrheitsgesellschaft verlassen – auch 2015, als unmittelbar nach der mörderischen Attacke auf die Zeitschrift *Charlie Hebdo* ein ebenfalls mörderischer Anschlag auf den koscheren Supermarkt *Hyper Cacher* stattfand, was in der öffentlichen Wahrnehmung kaum Platz fand. Der damals viral gegangene Hashtag *#JeSuisCharlie* wurde jedenfalls nicht durch eine Solidaritätsbekundung mit den jüdischen Opfern ergänzt.<sup>22</sup>

Auch in Deutschland ist der Konflikt längst in den Straßen, in vielfach multi-ethnischen Klassenzimmern und in den zunehmend polarisierten sozialen Medien angekommen. In Gesprächen mit Lehrerinnen und Lehrern mache ich immer wieder die Erfahrung, wie sehr diese sich von der Auseinandersetzung mit den Thema Nahostkonflikt überfordert fühlen. Bemerkenswerterweise sind es weniger die Geschichts-, als etwa Sport- und Englischlehrerinnen und -lehrer, die ihre Hilflosigkeit beklagen. Sie wissen oft nicht, wie sie inhaltlich argumentieren sollen, wenn das Thema Israel im Pausenhof zu Streit führt. In ihrem Interview weist Tirza Lemberger (S. 172) auf die Notwendigkeit hin, Lehrkräfte mit guten Instrumentarien auszurüsten, weil es sich ihrer Meinung nach um eine erlernbare Fähigkeit handelt.

Klagen über einseitige Berichterstattung im Hinblick auf den Staat Israel<sup>23</sup> betreffen häufig die Nachrichtenwertigkeit, also die Frage, wann ein Thema aufgegriffen wird. So sei der Bau von 100 Wohnungen in einer Siedlung im Westjordanland immer eine Nachricht wert, das Schmuggeln von 100 Raketen der Hamas in den Gazastreifen hingegen, bis auf wenige Ausnahmen, gar nicht, klagte der ehemalige Agenturjournalist

---

22 Vgl. Solveig Hennebert, *Les Juifs français face aux attentats et à l'antisémitisme aujourd'hui*, 13.11.2020, <https://theconversation.com/les-juifs-francais-face-aux-attentats-et-a-lantisemitisme-aujourd'hui-149757>

23 Vgl. Gisela Dachs, *Eifrige Suche nach Massengräbern. Die Israelis verstehen nicht, warum viele Europäer einseitig für die Palästinenser Partei ergreifen*, in: *Die Zeit*, 13.6.2002

Matti Friedman.<sup>24</sup> Jüdinnen und Juden würden demnach in vereinfachten Geschichten mehr als andere Völker der Erde als Beispiele moralischen Versagens vorgeführt, ein Denkschema mit tiefen Wurzeln in der westlichen Zivilisation. Dabei werde ausgeblendet, dass Israelinnen und Israelis, die die Besatzung ablehnten und mit ihren palästinensischen Nachbarinnen und Nachbarn in Frieden leben wollten, sich aus rationalen Gründen vor einem Rückzug ihrer Armee aus dem Westjordanland fürchteten.

Ein anderer gängiger Vorwurf gegen die Berichterstattung über den Konflikt betrifft die in den Schlagzeilen suggerierte Chronologie bei der Beschreibung von Anschlägen. »Israel: ein Palästinenser erschossen«, lautete etwa die Unterzeile eines Berichts im ZDF am 21.11.2021. Der tatsächliche Tathergang lässt sich so nicht erahnen. Denn der Angreifer hatte als erster das Feuer auf jüdische Menschen eröffnet, dabei einen Mann getötet und drei weitere verletzt, bevor er selbst von der Polizei getötet wurde.

Um journalistische Verantwortung geht es auch bei der Handreichung, die 2013 vom Internationalen Presseinstitut Wien herausgegeben wurde und sich mit dem angemessenen Vokabular bei der Nahost-Berichterstattung auseinandersetzt.<sup>25</sup> Es war ein Aufruf zu journalistischer Sorgfalt und Professionalität und eine – wenn auch verspätete – Antwort auf die aufgeheizte Atmosphäre während der Zweiten Intifada. Die Sprache, die Berichterstattende in Konfliktzonen überhaupt benutzen, kann Stereotype perpetuieren, Hass schüren oder einfach vom eigentlichen Thema ablenken. »Wie über diesen Konflikt berichtet wird, ist wichtig, fast so wichtig wie das, worüber berichtet wird«, heißt es in der Handreichung. Tabu sind etwa Holocaustvergleiche ebenso wie die Beschönigung von Selbstmordattentaten als Märtyrertum.

Häufig sind es allerdings weniger die Texte selbst, als die Titel, Bilder<sup>26</sup> und Bildunterschriften, die von den Heimatredaktionen ausgesucht werden und oftmals viel aussagekräftiger als alle Texte sind. Das Elend der Palästinenserinnen und Palästinenser ist einfach besser zu illustrieren als

24 Matti Friedman, What the Media Gets Wrong About Israel, in: The Atlantic, 30.11.2014 [https://www.theatlantic.com/international/archive/2014/11/how-the-media-makes-the-israel-story/383262/?fbclid=IwAR0IJq5VzRx82BoVzybgZJKQ9S8ENmL-zaZUdHzlL8\\_RqS4D5yVs1\\_vGt5Y](https://www.theatlantic.com/international/archive/2014/11/how-the-media-makes-the-israel-story/383262/?fbclid=IwAR0IJq5VzRx82BoVzybgZJKQ9S8ENmL-zaZUdHzlL8_RqS4D5yVs1_vGt5Y)

25 Use With Care: A Reporter's Glossary of Loaded Language in the Israeli-Palestinian Conflict, 2013 <https://ethicaljournalismnetwork.org/use-with-care-a-reporter-s-glossary-of-loaded-language-in-the-israeli-palestinian-conflict>

26 Vgl. <https://www.zeit.de/online/2008/19/interview-bar-am>

die Angst der Israelinnen und Israelis vor dem nächsten Attentat.<sup>27</sup> Auch die Überschriften greifen gerne auf bewährtes Repertoire zurück – von der sich ständig weiterdrehenden Gewaltspirale bis zu der immer schon falsch verwendeten Metapher »Auge um Auge«. Ist das aber schon antisemitisch? Auch Menschen, die nicht bewusst antisemitisch sein wollen, könnten Stereotype, Beschreibungen oder Begriffe verwenden, die »für ein jüdisches Ohr eindeutig im Antisemitismus« verankert seien, sagt Daniel Shek Damit wird die Frage nach der Bereitschaft von Journalistinnen und Journalisten zur Selbstkritik aufgeworfen.

Denn wenn ein Viertel der Deutschen laut Umfragen jüdenfeindlich eingestellt ist, also rund 20 Millionen Bundesbürgerinnen und Bundesbürger, dann kann man nicht unbedingt davon ausgehen, dass Journalistinnen und Journalisten in diesem Kontext eine Ausnahme bilden. Besonders kritisch sehen das Esther Shapira und Georg M. Hafner. Ihrer Meinung nach bedienen viele Journalisten »den Mainstream, aus dem sie kommen, werden zu Missionaren und sind die Bildbeschaffer für die Bilder im Kopf ihrer Kundschaft. Vielen dürfte dabei das eigene Ressentiment kaum bewusst sein, und doch begleitet es ihre Arbeit.«<sup>28</sup>

Man kann sich in der Tat fragen, was wohl die Verantwortlichen der beiden deutschen Tageszeitungen »Hamburger Morgenpost« und »Berliner Kurier« getrieben haben mag, als sie in einem Artikel mit dem Titel »Die sieben durchgeknalltesten Führer der Welt« ihre Favoriten nannten. Benjamin Netanjahu steht da auf einer Stufe mit Irans Ajatollah Ali Chamenei, Syriens Baschar Assad, Nordkoreas Kim Jong-Un, Russlands Wladimir Putin, Rodrigo Duterte von den Philippinen und Simbabwe Robert Mugabe.<sup>29</sup> Solche Schlagzeilen haben Medienschelke zweifellos verdient.

---

27 W.R. Langenbucher, G. Yasin, Produziert die Logik des Journalismus Anti-Israelismus? Von den Schwierigkeiten, aus Israel zu berichten, in: Christina Holtz-Bacha, Gunter Reus, Lee B. Becker (eds.), in: Wissenschaft mit Wirkung, Beiträge zu Journalismus- und Medienwirkungsforschung, Springer, 2009

28 Esther Shapira, Georg M. Hafner, Warum tun sich viele deutsche Journalisten so schwer mit einer differenzierten Berichterstattung? Ein Erklärungsversuch., in: Jüdische Allgemeine, 2.1.2018, <https://www.juedische-allgemeine.de/kultur/es-ist-kompliziert-2/>

29 Hamburger Morgenpost, 10.3.2017 <https://www.pressreader.com/germany/hamburger-morgenpost/20170310/281625305101911>; Monika Hübscher & Sabine von Mering (Hrsg.), Antisemitism on Social Media, Routledge, London 2022

Nach einer Umfrage des israelischen Think Tanks Mitvim<sup>30</sup> glaubte 2017 eine Mehrheit der Israelinnen und Israelis (59 Prozent), dass internationale Kritik an ihrem Land auf einer grundlegenden Feindseligkeit gegenüber Israel fuße. Nur 34 Prozent glaubten, den Kritikern ginge es um israelische Regierungspolitik. Gleichzeitig besteht die Gefahr, Pauschalurteile über kritische ausländische Berichterstattung zu fällen und diese automatisch als ein Vorurteil zu konstruieren. Die Bewertung sollte auch hier nicht von vorgefassten Meinungen geleitet werden, sondern von Fall zu Fall nach einer Prüfung erfolgen.<sup>31</sup>

In den Interviews dieses Buches wird die Frage nach einer Korrelation zwischen Antisemitismus und israelischer Politik gestellt. Während manche Befragte einen direkten Zusammenhang bezweifeln, nehmen andere Interviewgebende israelische Politikerinnen und Politiker durchaus mit in die Pflicht. In jedem Fall, so scheint es, wird mit dem äußeren Blick auf das Geschehen in Israel viel mehr oder – besser gesagt – viel Eigenes mit ausgehandelt. Etgar Keret, ein scharfer Kritiker der israelischen Besatzungspolitik, sieht sein Land als Projektionsfläche für die Europäerinnen und Europäer.

Tatsächlich wird der israelisch-palästinensische Konflikt oft durch das Prisma der jeweils eigenen nationalen Geschichte betrachtet.<sup>32</sup> Wer über Israel redet, redet deshalb häufig vor allem auch über sich selbst. Wenn sich Deutschland mit Israel befasst, spielt der Holocaust selbstverständlich eine Rolle. In Frankreich denkt man beim Thema Besatzung an Charles De Gaulle und den Rückzug aus Algerien. In Belgien klingt die kolonialistische Vergangenheit im Kongo mit an. In Irland sieht man Israel wiederum in der Rolle Großbritanniens; die Siedlerinnen und Siedler im Westjordanland werden analog zu den britischen Protestantinnen und Protestanten betrachtet, die sich in Nordirland niedergelassen haben. In der Schweiz verschärfte sich der Tonfall der Medien gegenüber Israel, als die sogenannten schlafenden Konten von im Holocaust ermordeten Jüdinnen und Juden

---

30 The 2017 Israeli Foreign Policy Index of the Mitvim Institute <https://mitvim.org.il/en/report/the-2017-israeli-foreign-policy-index-of-the-mitvim-institute/>

31 Im Juli 2021 hat in diesem Kontext auch Israels Außenminister Jair Lapid einen differenzierten Umgang mit Kritik an der Politik seines Landes angemahnt. Er rief dazu auf, nicht jede Kritik automatisch mit dem Verdacht abzuwehren, dahinter verstecke sich ausschließlich Antisemitismus, wobei er die frühere Regierung unter Benjamin Netanjahu im Visier hatte; <https://www.haaretz.com/opinion/.premium.HIGHLIGHT-is-antisemitism-racism-1.10033287>, 26.7.2021

32 Vgl. Gisela Dachs: Der koloniale Blick, in: Die Zeit 46, 6. November 2003



entdeckt wurden und man sich damit auseinandersetzen musste, vielleicht doch nicht so neutral gewesen zu sein, wie es im nationalen Narrativ bis dahin festgeschrieben stand. In manchen Ländern Osteuropas wiederum gebärden sich nationalistische Regierungen und viele Menschen heute proisraelisch, auch um sich von den früheren kommunistischen Regimen abzusetzen, die generell proarabisch eingestellt waren.

In den vergangenen Jahren sind aber auch Entwicklungen hinzugekommen, die zu einem differenzierteren Blick auf den Nahen Osten geführt haben. Nach Ansicht von Jonathan Reynold verstünden heute viel mehr Menschen als früher, dass der »radikale Islamismus in Großbritannien, das Scheitern des Arabischen Frühlings oder die Massenmorde [...] in Syrien letztlich nicht viel mit Israel« zu tun hätten. Diese Erkenntnis mag auch in Deutschland dazu beigetragen haben, dass sich die Berichterstattung der etablierten Medien während des Gaza-Kriegs 2021 – im Vergleich zu dem Waffengang von 2014 – durch einen kritischeren Umgang mit der islamistischen Hamas auszeichnete. Bei einem Vergleich etwa der Texte auf SZ-Online und Spiegel-Online lässt sich feststellen, dass die Hamas 2021 – anders als 2014 – zunehmend als »terroristische Bedrohung« dargestellt wurde.

Im Kontrast dazu stehen allerdings oft die Leserkommentare. Sascha Lobo, deutscher Autor und Strategieberater mit den Schwerpunkten Internet und digitale Technologien, beobachtete nach dem Angriff der Hamas auf Israel im Mai 2021 eine neue Form von Hass im Netz: Unterschiedliche Formen des Judenhasses vermischten sich und verschmolzen zu einem gefährlichen »digitalen Impulsiv-Antisemitismus«.<sup>33</sup> Dabei gehe es kaum noch »um Begründungen oder Hintergründe, sondern fast nur noch darum, in sozialen Medien spontan seinen antisemitischen Gefühlen eruptiv freien Lauf« zu lassen. Drei wesentliche Kennzeichen eines solchen digitalen Impulsiv-Antisemitismus sind seiner Meinung nach Kontextlosigkeit, Bekenntnisdruck und Blitzeskalation.

Inwieweit ein solcher akuter Konflikt einen zentralen Auslöser für antisemitische Äußerungen im Netz darstellt, zeigt konkret die Studie *Decoding Antisemitism*<sup>34</sup> auf. Bei der Untersuchung der Reaktionen von Leserinnen und Lesern in den Facebook-Profilen führender Medien in Deutschland, Frankreich und Großbritannien während des Gaza-Kriegs von 2021 stellte die Studie eine Welle antisemitischer Äußerungen fest.

---

33 Vgl. Gisela Dachs: *Der koloniale Blick* (Anm. 32)

34 *Decoding Antisemitism: Eine KI-gestützte Untersuchung von Hassrede und -Bildern im Internet*, Zentrum für Antisemitismusforschung, TU Berlin, August 2021

13,6 Prozent der 1 520 analysierten Kommentare enthielten antisemitische Äußerungen. Das am häufigsten kommunizierte Konzept war Israel als grundlegendes Übel (39,8 Prozent). In allen drei Länderdiskursen gab es zudem zwei gemeinsame dominante Topoi: den des Kindermordes und die Ablehnung des Selbstbestimmungsrechts des jüdischen Volkes. Während Ersteres als klassisches antisemitisches Stereotyp gilt, lässt sich Letzteres in die antisemitische Konzeptualisierung Israels einfügen. Zu einem ähnlichen Ergebnis kommt eine Studie des israelischen Ministeriums für Diaspora-Angelegenheiten, die das Internet in sechs Sprachen für die Zeit vom 7. bis 17. Mai 2021 untersucht und dabei einem 200-prozentigen Anstieg antisemitischer Posts im Vergleich zum Parallelzeitraum des Vorjahres festgestellt hat.<sup>35</sup>

Ausgelöst oder befeuert werden solche Reaktionen oftmals auch durch Fake News. Im Gaza-Krieg im Mai 2021 war es etwa die Behauptung, Israel hätte die Al-Aqsa-Moschee (auf dem Jerusalemer Tempelberg) in Brand gesetzt. Die Falschmeldung wurde mit einer viral gegangenen Videoaufnahme zweier Ereignisse untermauert, die sich zeitgleich abspielten, ohne jedoch miteinander kausal in Verbindung zu stehen. Auf einer Seite sah man Juden während der alljährlichen »Flaggenparade« unten an der Klagemauer tanzen. Auf der anderen Seite sah man oben auf dem Tempelberg einen brennenden Baum, der offenbar durch palästinensische Feuerwerkskörper in Brand gesetzt worden war. Das vielfach geteilte Video suggerierte fälschlicherweise, dass die Al-Aqsa-Moschee in Flammen steht und jüdische Israelinnen und Israelis sich unten darüber freuen. Die Aufnahmen lösten eine Welle an Posts und Kommentaren aus, die unter anderem Israelinnen und Israelis mit den Nazis und das angebliche Anzünden der Moschee mit der »Kristallnacht« von 1938 verglichen <sup>36</sup>.

Eine Zäsur in der europäischen Berichterstattung bildete die Coronapandemie, in der Israel als Vorreiter bei der Verabreichung der Vakzine überwiegend positiv dargestellt wurde. Der Diskurs erstreckte sich dann aber bald auch auf die Frage, inwieweit Israel auch für die Verteilung des Impfstoffs an die Palästinenserinnen und Palästinenser im Westjordanland und im Gazastreifen zuständig sei, ungeachtet der Tatsache, dass die paläs-

---

35 Antisemitic Manifestations Online During the Latest Israeli-Palestinian Confrontations, Ministry of Diaspora Affairs, Mai 2021, [https://www.gov.il/BlobFolder/generalpage/report\\_anti240121/en/Antisemitism-Gaza%20Tensions.19.05.21.pdf](https://www.gov.il/BlobFolder/generalpage/report_anti240121/en/Antisemitism-Gaza%20Tensions.19.05.21.pdf)

36 Jews dancing while fire rages on Temple Mount lights up social media, Jerusalem Post 11.5.2021 <https://www.jpost.com/arab-israeli-conflict/jews-dancing-while-fire-on-temple-mountain-burns-lights-up-social-media-667844>

tinensische Autonomiebehörde eine eigene und von Israel unabhängige Gesundheitspolitik verfolgen wollte.

Schließlich führte die globale Vernetzung von Impfgegnerinnen und Impfgegnern aller Art – sei es mit, sei es ohne antisemitische Schlagseite – zu einer Distanzierung von Israel. Schon bald nach Beginn der Impfungen Ende Dezember 2020 tauchten in den sozialen Netzwerken Gerüchte über die Gefährlichkeit der Impfstoffe auf. Zahlreiche durch die Impfung verursachte Todesfälle würden, so eine Behauptung, verheimlicht.<sup>37</sup>

Das Feld, das es zu beackern gilt, ist groß. Medienschaffende arbeiten heute nicht nur unter zunehmendem Druck von Abgabeterminen und von Kommentaren ihrer Leserschaft, sondern auch in Konkurrenz zu den in sozialen Netzwerken geteilten Meinungen und Fake News. Oft sind es aber weniger die Texte der Berichterstattung, die den Eindruck einer verzerrenden Darstellung hinterlassen, sondern vielmehr die begleitenden Schlagzeilen, Bilder und Untertitel, die sich – mit oder ohne Absicht – aus dem weiter oben beschriebenen uralten Repertoire bedienen.

**Gisela Dachs**, Journalistin und Professorin am European Forum der Hebräischen Universität in Jerusalem. Studium der Philosophie und Literaturwissenschaft an der Sorbonne-Universität in Paris, Promotion in den Kommunikationswissenschaften an der Universität Tel Aviv Redakteurin bei der französischen Tageszeitung »Liberation« in Paris und im politischen Ressort der deutschen Wochenzeitung »Die Zeit« in Hamburg, anschließend langjährige Tätigkeit als Israel- und Nahost-Korrespondentin der »Zeit«, heute u. a. für die »NZZ am Sonntag«.

## Ausgewählte Veröffentlichungen

Virtual Belonging(s): Transnational Media Practices among German and Austrian Immigrants in Israel, *German Studies Review* (GSR), pp. 553–570, Johns Hopkins University Press: Baltimore. (Oktober 2020)

(Ed.) Länderbericht Israel, Bundeszentrale für politische Bildung, 2016.

Homepage: Personal Webpage – Prof. Gisela Dachs (huji.ac.il)

---

37 Vgl. Fact check: No evidence that the vaccine for COVID-19 caused fatalities in Israel, Reuters, Bottom of Form, 10.2.2021, <https://www.reuters.com/article/uk-factcheck-israel-idUSKBN2AA2TS>

## Antisemitismus in Europa – einst und jetzt

Wann beginnt die Geschichte des Antisemitismus? Die Antwort, die viele fast automatisch geben würden, lautet: Antisemitismus ist so alt wie die Geschichte der Menschheit, oder zumindest so alt wie die Geschichte der Juden. Gefühlte Judenfeindschaft spätestens dann in Erscheinung, als der Erzvater des Judentums, Abraham, Jude wurde, das heißt vor etwa 3500 Jahren.

Diese Antwort, so einleuchtend sie erscheinen mag, ist aus zwei begriffsgeschichtlichen Gründen problematisch. Erstens war Abraham kein Jude, sondern Hebräer, und zweitens kam der Begriff Antisemitismus erst 1879 in Umlauf.

Beginnen wir mit dem späteren Datum: Die Erfindung des Begriffs »Antisemitismus« hatte zum Ziel, die alten Termini »Judenfeindschaft«, »Judenhass« oder auch »Judenfresser« zu ersetzen, weil sie nach der Meinung des Erfinders des neuen Begriffs, des deutschen Journalisten Wilhelm Marr, nicht mehr zeitgemäß waren. Die Bezeichnung »Jude«, und somit der Begriff »Judenfeindschaft«, bezögen sich auf die religiöse Zugehörigkeit, und im Zeitalter der Säkularisierung – so dachten Marr und seine Gesinnungsgegens\*innen – dürfe nicht die Religion, sondern die Natur, also die ethnische Zugehörigkeit, die »Rasse«, die Trennlinie zwischen dem »Wir« und den »Anderen« bestimmen.

Mit der Emanzipation der Jüd\*innen und anderer Gruppen der westlichen, offener gewordenen Gesellschaften des 19. Jahrhunderts verlor die religiös fundierte judenfeindliche Argumentation in ihrer traditionellen Form an Gewicht. Deshalb suchten Judenfeind\*innen nach neuer Rechtfertigung ihrer Einstellung und ihrer Absicht, den Prozess der Inklusion der Jüd\*innen rückgängig zu machen. So wurden angebliche Rassenunterschiede herangezogen, um den Charakter der »sozialen Frage« bzw. »Judenfrage« jenseits der alten, nicht mehr greifenden, religiösen Unterschiede zu erklären und die Feindschaft gegen Jüd\*innen mit anderen Mitteln zu »begründen«.

Der Begriff Antisemitismus wollte also mit einer modernen, wissenschaftlichen Definition der Gegnerschaft zu Jüd\*innen und zum Judentum aufwarten. Neu an dieser Art von Judenfeindschaft war die Behauptung, der Übertritt vom Judentum zum Christentum bedeute keinen Ausstieg aus dem jüdischen Kollektiv, denn die Konvertit\*innen blieben auch nach

dem Religionswechsel »Semit\*innen« und könnten keine Angehörigen einer anderen Rasse oder Nation werden.

Seit 1879 ist Rassismus also ein Grundelement der Judenfeindschaft. Judenfeindschaft, denn unter »Semit\*innen« konnte man sich im Europa des 19. Jahrhunderts einzig und allein Jüd\*innen vorstellen. Mehr noch: Obwohl der neue Begriff sich von den herkömmlichen, religiös assoziierten Begriffen zu distanzieren versuchte, integrierten die neuen Antisemit\*innen die Vorurteile und Sprachmünzen des herkömmlichen Judenhasses in ihr Programm und verwendeten sie weiter. Zudem hatten Judenfeind\*innen bereits vor 1879 rassistische Argumente in einer vormodernen Form verwendet: von der *Limpieza de Sangre* (Reinheit des Blutes) seit dem 15. Jahrhundert in Spanien bis Comte de Gobineaus »Ungleichheit der Menschenrassen« Mitte des 19. Jahrhunderts in Frankreich. Kurzum: Antisemitismus ist die Fortsetzung der traditionellen Judenfeindschaft mit dem zusätzlichen Schwerpunkt auf rassistischem Gedankengut.

Der Begriff sorgte solange für Verwirrung, als man den Begriff »Semit« ernst nahm und davon ausging, dass es außerhalb Europas auch andere semitische Völker gibt als nur die Juden.

Diese Verwirrung brachte die Nazis dazu, den Begriff zu hinterfragen. Sie wollten ja nur die Jüd\*innen bekämpfen. Wer aber an die Existenz von semitischen Völkern glaubt, kann weder die arabischen Völker in einen Topf mit dem Volk der Jüd\*innen werfen noch den arabischen Judenhass Antisemitismus nennen. Deshalb suchten die Nazis nach einem Ersatzbegriff.

Da aber allein schon die Vorstellung von semitischen Völkern unwissenschaftlich ist, die politischen Zweifel der Nazis nicht mehr relevant sind und – vor allem – weil Antisemitismus bei allen terminologischen Wortspielen letztendlich nichts anderes als Judenfeindschaft bedeutet, ist es heute möglich, auch vom arabischen Antisemitismus zu sprechen.

Nun aber zurück zu den Anfängen: Die Bezeichnung »Jude« wurde in dem uns bekannten Sinn in der Bibel erst im Buch Esther mehrmals verwendet (vereinzelt auch in den Prophetenbüchern Jeremia und Nehemia). Vorher wurden in der Bibel die Begriffe »Hebräer«, »das Volk Israel« oder »die Söhne Israels« benutzt.

In der hellenischen und römischen Welt, später auch in der christlichen Gesellschaft, entstand die Vorstellung von der Begegnung mit dem Volk der Jüd\*innen als Kollektiv, eine Begegnung, die auch zu der Geisteshaltung, die wir Judenfeindschaft nennen, geführt hat. Die Geschichte des kollektiven Ressentiments gegen Jüd\*innen, die Geschichte der Judenfeindschaft, ist also etwa 2500 Jahre alt. Die spätere Phase, in der sich der Begriff Antisemitismus einbürgerte, ist etwa 140 Jahre alt.

Nicht weniger problematisch als der Begriff selbst und die Periodisierung des Phänomens Antisemitismus ist die Frage nach dessen Verbreitung: Wie verbreitet, wie eindeutig und wie intensiv sind die antisemitischen Ressentiments in einer von uns beobachteten Gesellschaft? Ist das Phänomen Antisemitismus bzw. Judenfeindschaft statistisch überhaupt zu erfassen? Sind verschiedene Gesellschaften in Bezug auf diese Thematik systematisch vergleichbar? Kann man von verschiedenen Arten von Antisemitismus oder von mehr oder weniger Antisemitismus sprechen, je nach Ort und Zeit?

Um diese und weitere Fragen beantworten zu können, ist zuerst eine klare Definition des Begriffs notwendig. Antisemitismus bedeutet nicht, wie es in dem bekannten Scherz heißt, »Juden mehr zu hassen, als sie es verdient haben«, sondern ist eine aufgrund eines Vorurteils pauschal negative Bewertung »der Juden« als vermeintliche Rasse, Nation, Religionsgemeinschaft oder soziale Gruppe. Oder, laut der »Jerusalemser Erklärung zum Antisemitismus« (2021):<sup>1</sup> »Antisemitismus ist Diskriminierung, Vorurteil, Feindseligkeit oder Gewalt gegen Jüdinnen und Juden als Jüdinnen und Juden (oder jüdische Einrichtungen als jüdische).« Meist ist das antisemitische Vorurteil Teil eines breiteren Syndroms, das von Religiosität, Ethnozentrismus oder Rassismus bestimmt wird. Oft bleibt es nicht beim bloßen Vorurteil im Kopf. Vielmehr werden aus dem Vorurteil – und erst dann besteht für dessen Objekt eine Gefahr – auch soziale, politische und existenzielle Konsequenzen gegenüber Jüd\*innen gezogen.

Die »Judenfrage« – und somit der Antisemitismus – wird für eine Gesellschaft relevant, wenn sie als Ablenkung von ihren Problemen benutzt und zu diesem Zweck instrumentalisiert wird. Je radikaler der Antisemitismus, je wirksamer die Ablenkung, desto extremer die Konsequenzen.

Sowohl die Verbreitung des antisemitischen Vorurteils als auch der Übergang vom Vorurteil zur Praxis sind in verschiedenen Gesellschaften und verschiedenen Epochen im Prinzip vergleichbar. Repräsentative Umfragen ermöglichen heute auch internationale Vergleiche. Über einen längeren Zeitraum durchgeführt, können Umfragen Aufschluss über langfristige Tendenzen geben: Gibt es im Vergleich zu früher mehr oder weniger Antisemitismus? Sind neue Komponenten antisemitischen Verhaltens hinzugekommen, oder haben sich andere Elemente abgeschwächt? Statistische Angaben über die Umsetzung antisemitischer Ressentiments in Taten können Polizei- und Medienberichten oder wissenschaftlichen Recherchen entnommen werden. Indessen können Statistiken und Fakten nicht einfach »für sich« sprechen, denn die Erstellung jeder Statistik

---

1 JDA-deutsch-final.ok\_.pdf (jerusalemdeclaration.org)

hängt zunächst davon ab, wie die Definition und der Charakter einer Tat oder eines Deliktes aufgefasst und beurteilt werden. Die Auslegung hängt auch von der Absicht oder Perspektive des Fragestellers ab. Ist die Aussage »Juden sind gute Geschäftsleute« als solche antisemitisch? Ist jeder Überfall auf einen Juden antisemitisch motiviert? Wenn man sich jedoch bei einer systematischen Erforschung des Phänomens auf bestimmte Kriterien festlegt, ist der Vergleich als Methode brauchbar, und Feststellungen wie »mehr – weniger«, »genauso – anders«, »heute im Vergleich zu damals«, »hier, im Vergleich zu anderswo« sind möglich und kontrollierbar.

Kurz nach der Erfindung des Begriffs »Antisemitismus« entstand bereits eine Internationale der Antisemiten. 1882 fand in Dresden der erste europäische Antisemitenkongress statt und ein Jahr später der zweite, diesmal in Chemnitz. Die meisten Teilnehmer kamen aus Deutschland, Ungarn und Russland. Der Antisemitismus erwies sich also schon im 19. Jahrhundert als ein europäisches Phänomen. Seither stellt sich die Frage nach dem Antisemitismus im europäischen Vergleich.

Solange es keine systematischen statistischen Erhebungen gab, wurden Vergleiche intuitiv angestellt und nicht aufgrund repräsentativer Stichproben durchgeführt. Im Nachhinein, nach 1933, stellte sich die Frage, ob ausgerechnet Deutschland prädestiniert war, den radikalsten Antisemitismus in Europa zu praktizieren. Daniel Goldhagen<sup>2</sup> sprach von einem angeborenen eliminatorischen Antisemitismus der Deutschen und traf mit dieser These auf energischen Widerspruch. Wer hat hier recht? Gibt es überhaupt einen »angeborenen« Antisemitismus? Sind »die Russen« oder »die Rumänen« nicht mehr antisemitisch geprägt als »die Deutschen«? Wie paradox die Situation für den Historiker als Beobachter werden kann, hat der Historiker George Mosse mit dem aus unserer Sicht erstaunlichen Satz zum Ausdruck gebracht:

»Hätte man kurz vor dem Ersten Weltkrieg den europäischen Durchschnittsbürger gefragt, ob er sich etwas wie die ›Endlösung der Judenfrage‹ vorstellen könnte, so hieße die Antwort: ›Ja, vorstellbar wäre es schon, denn man weiß nicht, was die Franzosen noch vorhaben.«. Vor 1914 galt die deutsche Gesellschaft, im Vergleich zum russischen Zarenreich mit dessen Pogromen oder zum Frankreich der Dreyfus-Affäre, nicht als besonders antisemitisch, und doch wissen wir im Nachhinein: Die extremste »Lösung der Judenfrage« ging 15 Jahre nach dem Ersten Weltkrieg von Deutschland aus.

---

2 Daniel Goldhagen, Hitlers willige Vollstrecker. Ganz gewöhnliche Deutsche und der Holocaust, München 1996

Doch darf eine Tatsache nicht außer Acht gelassen werden: Nach dem Ersten Weltkrieg betrieben Polen, Rumänien, Ungarn und andere Staaten eine antisemitische Politik, weshalb Hitler, nachdem er an die Macht kam, überzeugt war, dass die anderen europäischen Regierungen seiner »Judenpolitik« über kurz oder lang zustimmen würden.

Da der Antisemitismus europaweit gedeihen konnte, haben Historiker auch mit der Frage gerungen, inwieweit die Entstehung der Schoah allein in den Rahmen der Geschichte des Antisemitismus hingehört und inwieweit andere Entwicklungen als Erklärung bzw. als Rahmenbedingungen für dieses Kapitel der jüdischen Geschichte gelten müssen. Die monokausale Verbindung zwischen Antisemitismus und Schoah wird heute von vielen Historikern bestritten. Gegenwärtig wird der Zusammenhang zwischen Kolonialismus, Genozid und Schoah heftig diskutiert, was die Sequenz Antisemitismus–Schoah unterbelichtet lässt.<sup>3</sup>

Nach 1945 wurden moderne Instrumente entwickelt, um einen systematischen Vergleich auch beim Thema Antisemitismus zu ermöglichen. Diese Instrumente halfen und helfen dabei, das Ausmaß an Antisemitismus in verschiedenen Staaten zu messen und zu vergleichen, wie auch die langfristige Entwicklung zu verfolgen. Es ist mittlerweile klar, dass der Antisemitismus in Europa, darunter in Deutschland, im Vergleich zur Zeit vor 1945 rückläufig ist, wenn auch nicht gleichmäßig und nicht ohne periodische Schwankungen, die man aus dem allgemeinen gesellschaftlichen und politischen Zusammenhang heraus erklären kann. Der Eindruck, den Medien und Politik in der Regel vermitteln, der Antisemitismus nehme überall und ständig zu, erweist sich als oberflächlich bzw. unfundiert. Auch ein aktueller Rückblick, und zwar eine Studie der Stiftung »Erinnerung, Verantwortung, Zukunft« aus dem Jahr 2018 über Antisemitismus in fünf westeuropäischen Ländern, führt zu dem Fazit: »Trotz einiger Variationen ist die Einstellung Juden gegenüber eher positiv und hat sich auch nicht über die Zeit verschlechtert. Die registrierte Statistik der antisemitischen Hasskriminalität und anderer Vorfälle weist nicht auf eine steigende Tendenz hin.«<sup>4</sup> Klar: Der Antisemitismus ist nicht verschwunden, bleibt weiterhin eine ernste Herausforderung, kann sich

---

3 Michael Rothberg, *Multidirektionale Erinnerung. Holocaustgedenken im Zeitalter der Dekolonialisierung*, Berlin 2021; Zur Debatte: Aleida Assmann, *Ein neuer deutscher Sonderweg?*, in: *Berliner Zeitung* 18.7.2020

4 David Feldman, *Antisemitism and Immigration in Western Europe Today Is there a connection? Findings and recommendations from a five-nation study*, London 2018, S. 29



auch effizienter mit Hilfe der sozialen Netzwerke artikulieren, aber die sich wiederholende Floskel vom »stets zunehmenden Antisemitismus« ist für die Bekämpfung der Judenfeindschaft nicht hilfreich. Auch ist keine gesamteuropäische Zunahme erkennbar, wohl aber ein Unterschied zwischen West- und Osteuropa. So sind in Polen 48 Prozent der Menschen antisemitisch eingestellt. In der Ukraine sind es 46 Prozent in Ungarn 42 Prozent und in Belgien 24 Prozent, so ein aktueller ADL Bericht.<sup>5</sup>

Für Westeuropa konnte das amerikanische Forschungsinstitut PEW nicht nur feststellen, dass die Minderheit, die eine ablehnende Haltung gegenüber Juden an den Tag legt, klein ist. Vielmehr zeigte sich auch, dass antisemitische Einstellungen zwischen 2011 und 2016 rückläufig waren: In Frankreich gingen sie von 16 auf 10 Prozent zurück und in Deutschland von 18 auf 5 Prozent. In Großbritannien blieb diese Minderheit während der genannten Zeitspanne konstant bei 7 Prozent.<sup>6</sup> Zwischen 2014 und 2019 gingen die antisemitischen Einstellungen in Italien von 20 auf 18 Prozent zurück und in Österreich von 28 auf 20 Prozent.<sup>7</sup> Diese Zahlen müssen selbstverständlich vor dem Hintergrund der allgemeinen und spezifischen politischen Lage des jeweiligen Landes bewertet und dürfen keineswegs per se überinterpretiert werden. Eines steht aber fest: Die Statistik lässt die Floskel vom ubiquitären »stets zunehmenden Antisemitismus« in Europa anzweifeln. Das gilt sowohl für Einstellungen als auch für Straftaten, inklusive Mordversuchen.

Es nimmt nicht wunder, dass die Antisemitismusforschung nach 1945, nach der Schoah, ihre besondere Aufmerksamkeit der Entwicklung in Deutschland bzw. in der Bundesrepublik Deutschland schenkte. Noch kurz nach dem Zusammenbruch des »Dritten Reiches«, so die OMGUS-Ergebnisse aus dem Jahr 1946, waren etwa 40 Prozent der deutschen Bevölkerung eindeutig antisemitisch eingestellt. Als Ergebnis steht aber fest: Bis zum Fall der Mauer (1989) ging die Verbreitung antisemitischer Einstellungen auf etwa 15 bis 20 Prozent zurück, und auch im vereinigten Deutschland haben die meisten systematischen Umfragen nur kurzzeitige Schwankungen, aber keine statistisch erfassbare Aufwärtstendenz feststellen können.<sup>8</sup>

Zu der Entwicklung nach der deutschen Wiedervereinigung hieß es im Bericht der Expertenkommission des Bundestags aus dem Jahr 2017: »Die

---

5 ADL/Global 100, 2019

6 Pew Global Attitudes Project: [www.pewresearch.org](http://www.pewresearch.org)

7 [global100.adl.org](http://global100.adl.org), download ([adl.org](http://adl.org))

8 Dazu Werner Bergmann & Rainer Erb, Antisemitismus in der Bundesrepublik Deutschland, Opladen 1991

repräsentativen Umfragen zeigen in den vergangenen 15 Jahren für die deutsche Gesamtbevölkerung einen kontinuierlichen Rückgang bei den klassisch-antisemitischen Einstellungen. 2016 gaben zusammengefasst 6 Prozent der deutschen Bevölkerung ihre Zustimmung zu klassischem Antisemitismus.«<sup>9</sup>

Ein altbewährter Indikator für die antisemitische Haltung einer Gesellschaft ist die Behauptung, Jüd\*innen übten in ihrem Land zu viel Einfluss aus. Eine Studie der Friedrich-Ebert-Stiftung (FES) aus dem Jahr 2011 bestätigte hierzu ein klares Ost-West-Gefälle: Während in den westeuropäischen Ländern im Durchschnitt etwa 20 Prozent die These vom übermäßigen jüdischen Einfluss vertreten, glauben 50 Prozent der Pol\*innen und sogar 70 Prozent der Ungar\*innen daran. Entsprechend fallen die Antisemitismus-Durchschnittswerte in Polen und Ungarn deutlich höher als in Westeuropa aus, während die Niederlande und Großbritannien am besten abschneiden. Diese Tendenz blieb auch 2019 zu erkennen: Für dieses Jahr verzeichnet die ADL-Studie circa 70 Prozent Zustimmung zur Aussage »Juden haben zu viel Einfluss in der Wirtschaft« in Ungarn und in der Ukraine, 55 Prozent in Polen und 29 Prozent in Frankreich. Wohlgemerkt: Selbstverständlich ist jeder Antisemit und jede Antisemitin einer bzw. eine zu viel. Die obige Statistik darf deshalb nicht über die Gefahr des Antisemitismus in Westeuropa hinwegtäuschen. Da der Antisemitismus darüber hinaus ein Spezialfall des Rassismus ist, wundert es nicht, dass bei den relevanten Fragen zum Rassismus korrelierende Antworten gegeben wurden. Das wiedervereinigte Deutschland gehört nach dieser Studie erwartungsgemäß zu Westeuropa.<sup>10</sup>

Doch können auch moderne Messinstrumente nicht immer Klarheit über Ausmaß und Tendenzen im europäischen Antisemitismus verschaffen, auch deswegen, weil nach dem Zweiten Weltkrieg die Definition des Phänomens sich geändert bzw. »ausgedehnt« hat. Die oben formulierte Definition wurde quasi aufgestockt. Dieser Prozess begann mit der Unterscheidung zwischen »klassischem« und »sekundärem« Antisemitismus. All das, was in diesem Beitrag bisher als Antisemitismus bezeichnet wurde, gehört zur Unterkategorie »klassischer Antisemitismus«. Mit sekundärem Antisemitismus wird vornehmlich die Art des Umgangs mit der Schoah gemeint – die Leugnung der Schoah wie auch ihre Relativierung gelten als Antisemitismus. Hier gilt die Aussage »Juden versuchen, ihre Opferrolle in der NS-

---

9 Bericht des Unabhängigen Expertenkreises Antisemitismus, Deutscher Bundestag, 7.4.2017, S. 62, 65

10 Andreas Zick, Beate Küpper, Andreas Hövermann, *Intolerance, Prejudice and Discrimination. A European Report.*, Berlin 2011, S. 57–60; ADL/Global 100, 2019

Zeit auszunutzen« als Lackmustest. Aus der bereits zitierten FES-Studie geht hervor, dass 49 Prozent der Deutschen diese Aussage bejahen. Nur in Ungarn und Polen ist der Prozentsatz höher und steht bei etwa 70 Prozent.

Bedeutet dies, dass etwa die Hälfte der Deutschen »sekundäre Antisemiten« sind? Relativiert werden könnte dieses Ergebnis zunächst durch die im Fragebogen verwendete Bezeichnung »Juden« und nicht »die Juden«.<sup>11</sup> Zweitens wurde eine ähnliche Frage, nämlich ob Israel von der Erinnerung an die Schoa Gebrauch macht, um Deutschlands Einstellung zum israelisch-palästinensischen Konflikt zu beeinflussen, in einer repräsentativen Umfrage in Israel (2009) von 31,5 Prozent der israelischen Jüd\*innen mit einem klaren Ja beantwortet. Hier ist also die Grauzone breit und die Erweiterung des Begriffs Antisemitismus problematisch.<sup>12</sup>

Noch problematischer ist die zweite Nachkriegskategorie, der »israelkritische Antisemitismus«. Kritik, die gegen Israel gerichtet wird, also gegen den Staat der Jüd\*innen, wird als Antisemitismus empfunden und gewertet. Diesen Antisemitismus konnte es vor der Entstehung des Staates Israel im Jahr 1948 selbstverständlich nicht geben. Israel als Angriffsfläche erweiterte somit nicht nur die Frontlinie der Antisemiten, sondern führte zur Neudefinierung des Begriffs selbst.

Diese Entwicklung ist aus zweierlei Gründen paradox. Erstens hat Theodor Herzl, der Visionär des Judenstaates, die zionistische Lösung erdacht, um den Antisemitismus zu reduzieren, ja, zu überwinden. Wenn der Staat seiner Träume zur Umgestaltung, ja zur Erstarkung des Antisemitismus führen konnte, ist seine »Lösung der Judenfrage« nicht erfolgreicher als die »Lösung«, an die Herzls Gegner geglaubt hatten, nämlich die Judenemanzipation wo immer auch Juden leben, also vornehmlich in der Diaspora. Zweitens ging Theodor Herzl davon aus, dass antisemitische Politiker sein zionistisches Programm unterstützen würden, weil sie damit Jüd\*innen »loswerden« könnten. Entsprechend versuchte er den russischen Zaren und den deutschen Kaiser vom Sinn seines Vorhabens zu überzeugen. Später war sogar das »Dritte Reich« am zionistischen Erfolg interessiert, weil die jüdische Auswanderung aus Deutschland bzw. aus Europa nach Palästina die Nazipolitik der »Entfernung« der Jüd\*innen voranbringen konnte.

Woher, müsste heute Herzl fragen, kommt nun der israelkritische Antisemitismus? Wenn die Gründung des Staates Israel tatsächlich zum Auf-

---

11 Diese Unterscheidung bezieht sich nicht auf das Polnische, in dem es weder den bestimmten noch den unbestimmten Artikel gibt.

12 PORI Institut für Meinungsforschung, im Auftrag des Koebner Center, Hebräische Universität Jerusalem, 2009

kommen eines neuen, israelkritischen Antisemitismus beigetragen hat, so hat dies zu bedeuten, dass die Staatsgründung aus Sicht der Antisemitismusbekämpfung bzw. aus zionistischer Sicht im postkolonialen Zeitalter kontraproduktiv wirkt.

Mehr noch: Betrachtet man die Meinungsumfragen, ergibt sich, dass der sogenannte israelkritische Antisemitismus in den europäischen Gesellschaften viel stärker vertreten ist als der »klassische« Antisemitismus. Der Vorwurf: »In Anbetracht der israelischen Politik kann ich verstehen, weshalb man Juden nicht mag« wird (so die FES- Studie aus dem Jahr 2011) von 35 Prozent der deutschen Bevölkerung erhoben, während nur 20 Prozent die »klassische« Aussage »Juden haben zu viel Einfluss in unserem Land« für richtig halten. (Der Kontrast in den Niederlanden ist noch schärfer: 41 gegenüber 6 Prozent. Die Zahlen für Großbritannien lauten 36 gegenüber 14 Prozent).

Zurück zum Bericht der Bundestags-Expertenkommission: »2016 gaben zusammengefasst 6 Prozent der deutschen Bevölkerung ihre Zustimmung zu klassischem Antisemitismus, 26 Prozent zu sekundärem Antisemitismus und 40 Prozent zu israelbezogenem Antisemitismus.«

Es war vor allem die 1998 erfolgte Gründung der IHRA (International Holocaust Remembrance Alliance), am Anfang: »Task-Force« genannt, und die darauffolgende Stockholmer Deklaration des »Internationalen Forums zum Thema Holocaust« vom 29. Januar 2000, die den Prozess der Erweiterung und Ausdehnung des Antisemitismus-Begriffs in Gang gesetzt hatte. Die neue Definition fand im Jahr 2015 ihre offizielle Form. In dieser »Arbeitsdefinition von Antisemitismus« wurde unter anderem Folgendes bestimmt: »Erscheinungsformen von Antisemitismus können sich auch gegen den Staat Israel, der dabei als jüdisches Kollektiv verstanden wird, richten.« Und weiter, einige Beispiele für antisemitische Gesinnung: »Vergleiche der aktuellen israelischen Politik mit der Politik der Nationalsozialisten« und »Das kollektive Verantwortlichmachen von Juden für Handlungen des Staates Israel«. Da seit 2015 die meisten europäischen Staaten diese Definition offiziell als verbindliche Richtlinie anerkannt haben, konnte auch die Antisemitismus-Statistik von der erweiterten Definition nicht unbeeinflusst bleiben: Antiisraelische Demonstrationen oder Anfeindungen gegen Israel\*innen wurden oft per se als antisemitisch interpretiert. Der israelischen Regierung, die sich gegen Kritik an ihrer Palästina-Politik wehren wollte, war diese Entwicklung willkommen.

Diese Ausdehnung des Antisemitismus-Begriffs erzeugt auch eine überraschende Paradoxie: Einerseits setzt sich die Tendenz fort, auf die im wei-

teren Verlauf dieses Beitrags ausführlicher eingegangen wird, linke Kritik an Israel schlichtweg für Antisemitismus zu halten – Demos, bei denen »Intifada-Inschalla« gerufen oder die Palästina-Flagge getragen wird, reichen aus, um ein »antisemitisches Denkmuster« von links nachzuweisen.<sup>13</sup> Andererseits ermöglicht es eben diese Ausdehnung des Antisemitismus-Begriffs rechtspopulistischen Parteien, zum Beispiel in Frankreich, Deutschland oder in den Niederlanden, ihre angebliche Reserviertheit gegenüber Antisemitismus zum Ausdruck zu bringen, indem sie sich mit der Siedlungspolitik der israelischen Regierung solidarisieren und somit indirekte oder direkte Kritik an ihren eigenen Regierungen üben, vor allem wenn es sich um den Umgang mit Muslim\*innen handelt.

Somit wird zumindest eines klar: Die Gründung des Staates Israel hat das Problem des Antisemitismus nicht gelöst, sondern neu definiert oder bei der Umsetzung des antisemitischen Potenzials in akuten Antisemitismus eine wichtige Rolle gespielt. Im Endeffekt kann das nicht verwundern: Der latente Antisemitismus verwandelt sich zu bestimmten Zeiten in bestimmten Gesellschaften in akuten Antisemitismus. Der Staat Israel wird von Antisemiten tatsächlich als Chiffre für benutzt, um auf »legitime« Weise Jüd\*innen anzugreifen zu dürfen, und Israel als Judenstaat und vor allem die israelische Politik gaben Antisemit\*innen oft den Vorwand, sich offener zu Wort zu melden. Doch sogar die Verfasser\*innen der »Arbeitsdefinition« gingen davon aus, dass Kritik an der israelischen Politik nicht zwangsläufig identisch mit israelkritischem Antisemitismus ist. Hier entstand eine breite Grauzone, in der über die Frage, ob man sich bereits im Bereich des Antisemitismus befindet oder nicht, Ungewissheit herrscht. Die Diskussion um den Bericht der vom Deutschen Bundestag ernannten Expertenkommission wie auch die Debatte um die Haltung des früheren Labour-Vorsitzenden Jeremy Corbyn in Großbritannien kreisten oft um die Frage, inwieweit eine israelkritische Haltung tatsächlich in die Kategorie Antisemitismus hineingeht. Hier entscheiden die Interessen der sich mit dem Thema befassenden Beobachter\*innen über die Antwort in weit höherem Maße als objektive Kriterien. Man kann sagen, dass Befürworter\*innen der israelischen Politik dazu tendieren, den Begriff »israelkritischer Antisemitismus« überzustrapazieren.

Die Unklarheit darüber, ob antiisraelische Einstellungen und Proteste bereits antisemitischer Natur sind, besteht auch deswegen, weil sich das

---

13 Siehe Philipp Lenhard, Vom nationalen zum europäischen Antisemitismus. Europäische Judenfeindschaft nach 1989 – ein Überblick, Münchener Beiträge zur jüdischen Geschichte und Kultur, 13.1.2019, S. 36–60

offizielle Israel nicht nur als Judenstaat präsentiert, sondern als jüdischer Staat, also ein Staat mit jüdischem Charakter (was auch immer das zu bedeuten hat), der den Anspruch auf Alleinvertretung des Kollektivs des jüdischen Volkes erhebt. Die Zustimmung zu diesem Anspruch bedeutet letztendlich die Überwindung der Unterscheidung zwischen Jüd\*innen in Israel und Jüd\*innen in der Diaspora, und könnte quasi als Geiselnahme der Diaspora-Jüd\*innen durch die israelische Politik betrachtet werden.

Das Problem ist allgemeiner Natur: Da der Holocaust sich in Europa ereignete und aus der Sicht der Täter\*innen als europäische »Lösung der Judenfrage« verstanden wurde, trifft diese Unklarheit auf Empfindlichkeiten, die mit der besonderen Geschichte Europas zu tun haben: Der konsequente Versuch, die Schoah zu sühnen – das gilt selbstverständlich vor allem für Deutschland –, aus der Geschichte des Nationalsozialismus zu lernen, sich von jeglicher Art von Antisemitismus zu distanzieren, führt nicht nur zu äußerster Vorsicht, sondern auch zur Anerkennung des israelischen Anspruchs auf Vertretung der gesamten Judenheit. Das beruht auf einem Philosemitismus, dessen Wurzeln sich bekanntlich dort befinden, wo auch die Wurzeln des Antisemitismus zu finden sind, was wiederum zur Überreaktion bezüglich des »israelbezogenen Antisemitismus« führt. Die Verbrennung der Flagge des Judenstaates während einer Demo in Berlin 2017, einer Flagge, die bekannterweise in ihrer Mitte den Davidstern, also das von den Nazis »Judenstern« genannte Symbol, trägt, motivierte gute Deutsche, ein Sondergesetz zum Verbot dieses Aktes zu verlangen. Auch in der wissenschaftlichen Literatur rückte die Beschäftigung mit dem israelkritischen Antisemitismus immer mehr in den Mittelpunkt, wobei oft schon die leiseste Kritik, auch wenn sie gut zu rechtfertigen ist, für Antisemitismus gehalten wird.<sup>14</sup>

Die »dreifache Kombination« – klassischer, sekundärer und israelbezogener Antisemitismus – ist aber nur ein Weg, den Begriff Antisemitismus auszudehnen. Die oft wiederkehrende Debatte um den »neuen Antisemitismus« trägt nicht weniger dazu bei, den Kampf gegen Antisemitismus politisch breit anzulegen – breiter als in der Vergangenheit.

Zum ersten Mal tauchte der Begriff »Neuer Antisemitismus« gegen Ende der 1960er-Jahre massiv auf. Damals ging es um den bereits erwähnten »linken Antisemitismus«: Innerhalb der linksradikalen Kräfte der sogenannten 68er-Revolution entstand eine antiisraelische Tendenz, die als Teil des antiimperialistischen und antikolonialistischen Kampfes zu ver-

---

14 Z.B.: Eunice G. Pollack (ed.), *From Antisemitism to Anti-Zionism.*, 2017; *Besonders extrem: Alvin H. Rosenfeld, The Longest Hatred Renewed*, in: *Antisemitism Studies* Vol. 1 No. 1, 2017, pp.116–129

stehen war. Hier nahm Kritik an Israel gelegentlich auch jüdenfeindliche Züge an. Die Argumente, die in die Diskussion um das Schicksal der seit 1967 unter israelischer Besatzung lebenden Palästinenser\*innen eingebracht wurden, entfachten eine lebhaft diskutierte Diskussion um den »neuen« Antisemitismus aus der linken Ecke (die traditionell eher für nicht antisemitisch gehalten wurde). Das Lenken der Aufmerksamkeit auf »den linken Antisemitismus« half bei der Ablenkung von dem stärkeren und konstant existierenden, keineswegs »neuen« Antisemitismus auf dem rechten Flügel.

Damals begann auch die Debatte um den israelbezogenen Antisemitismus, eine Debatte, die bis in die Gegenwart führt. Nicht nur die radikale Linke geriet (zu Recht) in die Schusslinie, sondern am Ende auch die Sozialdemokratie.<sup>15</sup> Zwei Lieblingszitate aus einem Aufsatz des Holocaustüberlebenden Jean Amery aus dem Jahr 1969 lauten: »Der Antisemitismus, enthalten im Anti-Israelismus oder Anti-Zionismus [ist] wie das Gewitter in der Wolke« und »Heute steht er [der Antisemitismus] im Begriff, ein integrierender Bestandteil des Sozialismus schlechthin zu werden.«<sup>16</sup> Dass diese Zitate für die Entwicklung seit 1969 und für die Linke nicht pauschal adäquat waren und sind, unter anderem, weil die israelische Politik genügend Anlass für sachliche und ehrliche Kritik gab und gibt, wird oft nicht berücksichtigt. Dieser »neue Antisemitismus«, auch wenn er mittlerweile nicht mehr so neu ist, fungiert immer wieder als Zielscheibe für Politiker\*innen des rechten Flügels inklusive israelischer Politiker\*innen, die die rechts-nationalen Regierungen seit 1977 repräsentieren.<sup>17</sup> In Deutschland hat übrigens eine paradoxe Entwicklung auch innerhalb der radikalen Linken stattgefunden: Die sogenannten »Anti-Deutschen« zeichnen sich seit den 1990er-Jahren und mit Nachdruck seit Beginn des 21. Jahrhunderts als fanatische Freund\*innen Israels und der israelischen Politik aus und halten sich für das notwendige Gegengewicht zu den Israelkritiker\*innen.<sup>18</sup>

15 In Frankreich – Michel Dreyfus *L'antisémitisme à gauche: histoire d'un paradoxe, de 1830 à nos jours*, Paris 2009; In Deutschland – Michael Wolffsohn, *Friedenskanzler? Willy Brandt zwischen Krieg und Terror*, München 2018

16 Jean Amery, *Der ehrbare Antisemitismus* (1969), in: *Widersprüche*, Frankfurt 1980, S. 243–4

17 Siehe dazu: Thomas Haury, *Der neue Antisemitismusstreit der deutschen Linken* in: D. Rabinovici et al. (Hrsg.), *Neuer Antisemitismus?* Frankfurt a. M. 2004, S. 143–167; Matthias Brosch et al. (Hg), *Exklusive Solidarität – Linker Antisemitismus in Deutschland*, Berlin 2007

18 Vgl. Peter Ullrich, *Neuer Antisemitismus von links?* Berliner Debatte Initial 19, 2008 1–2, S. 57–69

Dass man den Antisemitismus von rechts zu vergessen oder zu bagatellisieren versucht, hängt auch damit zusammen, dass der rechtspopulistische Flügel der europäischen Politik sich darum bemüht, für seine Vorurteile neue Prioritäten zu setzen: »Irgendwelche Politik gegen jüdische Minderheiten, halte ich nicht für zeitgemäß [...] Islamisierung halte ich [...] für viel wichtiger als das Thema der Juden« meinte 2007 der damalige Vorsitzende der Jungen Nationaldemokraten, Stefan Rochow.<sup>19</sup> Antisemitische Ausschreitungen auf dem rechten Flügel zeigen jedoch, dass dort eher das »Sowohl-als-auch«-Prinzip gilt, und nicht das »Entweder-oder«-, oder das »Zuerst-A-und-dann-B«-Prinzip.

Straftaten sind nicht die entscheidende Messlatte für die Macht der Vorurteile. Es geht um nicht weniger als um die Enttabuisierung antisemitischer Positionierungen, die sich in den vergangenen Jahren bemerkbar macht. Auch laut dem Expertenbericht liegt das Verhältnis antisemitischer Straftaten von rechts bzw. von links in Deutschland bei etwa 9:1. Und was Antisemitismus nach politischer Selbstpositionierung angeht, so ist der Antisemitismus auf dem rechten Flügel – inklusive des israelkritischen Antisemitismus – viel stärker als im linken Teil des politischen Spektrums. Auch darf der Befund hinsichtlich der antisemitischen Tendenz in der AfD nicht außer Acht gelassen werden: Die AfD zeigt die höchsten Werte beim klassischen ebenso wie beim israelbezogenen Antisemitismus im Vergleich zu den anderen im Bundestag vertretenen Parteien.<sup>20</sup>

Spätestens seit dem 11. September 2001 spricht man wieder vom »neuen Antisemitismus«, diesmal im Zusammenhang mit der Präsenz und dem Zuwachs der muslimischen bzw. arabischen Bevölkerung in Europa. Nicht nur konnte man, wie bereits erwähnt, feststellen, dass Araber\*innen und Muslim\*innen antisemitisch denken und handeln können. Vielmehr begann man, in der Antisemitismusdebatte die Aufmerksamkeit auf eben diese Bevölkerungsgruppe so weit zu lenken, dass der Eindruck entstehen konnte, sie wäre der Hauptträger antisemitischen Gedankenguts in Europa, auch in Deutschland.

In seinem Buch »Semites and Antisemites« (1986) leistete der renommierte Historiker Bernard Lewis hierzu Pionierarbeit. Er leugnete selbstverständlich nicht, dass die Diskriminierung der Jüd\*innen in der christlichen Welt des Mittelalters viel radikaler war als in der muslimischen Gesellschaft. Aber seine Sichtweise auf die Neuzeit, vor allem auf

---

19 Albert Scherr, Barbara Schäuble, »Wir« und »die Juden«: Gegenwärtiger Antisemitismus als Differenzkonstruktion, Berliner Debatte Initial 19, 2008, 1–2, S. 3

20 Vgl. Bericht des Unabhängigen Expertenkreises (Anm. 9), S. 76–7



das 20. Jahrhundert, war eine andere. Hier sprach Lewis von der »Islamisierung des Antisemitismus« und vom »Krieg gegen die Juden«. Bei Leser\*innen dieser und anderer Schriften konnte der Eindruck entstehen, dass der Antisemitismus untrennbar vom Islam oder vom arabischen Nationalismus geworden war. Tatsächlich gewann der Antisemitismus bei Muslim\*innen/Araber\*innen im 20. Jahrhundert an Relevanz, vor allem im Zuge des Nahostkonflikts und der Konfrontation mit der europäischen Politik. Aus dem Arsenal des Antisemitismus konnten die mit Israel konfrontierten Araber\*innen/Muslim\*innen neue Argumente (oder Scheinargumente) schöpfen, um den Zionismus (und Amerika) zu bekämpfen. Dabei wurde der Unterschied zwischen »Zionist\*in«, »Israel\*in« und »Jüd\*in« weitgehend verwischt. Zum Teil war dieser Antisemitismus der arabisch-muslimischen Welt ein Import aus Europa (zum Beispiel als Teil der NS-Propaganda für die arabische Welt im Zweiten Weltkrieg), der im Nahen Osten wieder verbreitet wurde. Dieser Antisemitismus wurde mit der Migration aus Nordafrika und aus dem Nahen Osten nach Europa zurückgetragen.

Obwohl laut Statistik die antisemitisch motivierten Straftaten aus der rechten Ecke die vom linken Flügel kommenden oder von Muslim\*innen verübten bei weiten übertreffen, tendiert die öffentliche Diskussion dazu, sich mehr und mehr auf den muslimisch-arabischen »neuen Antisemitismus« zu konzentrieren, was aus der Sicht der am Diskurs beteiligten israelischen Politiker\*innen begrüßenswert ist, weil damit die muslimische Welt sich als gemeinsamer Feind anbietet. Historiker wie Robert Wistrich oder Jeffrey Herf leisteten dieser Haltung Vorschub.<sup>21</sup> Die dramatischen Medienereignisse wie beispielsweise Demonstrationen gegen die Israelische Gaza-Politik, zum Beispiel in den Jahren 2014 und 2021, wo auch immer in Europa, oder Attentate auf Jüd\*innen, in Frankreich, Belgien oder Großbritannien, scheinen diese Verlagerung der Aufmerksamkeit auf den arabisch-muslimischen, »neuen« Antisemitismus zu rechtfertigen.

Indessen bietet die Forschung zu diesem Thema andere Erkenntnisse. Eine systematische Befragung unter Migrant\*innen in Deutschland führte erstens zu dem Ergebnis, dass in diesem Personenkreis die Haltung gegenüber Jüd\*innen und Israel »ähnlich wie in der deutschen Mehrheitsgesellschaft sehr vielfältig« ist, bzw. ein »Kausalzusammenhang zwischen religiöser Identität als Muslim oder Muslima und antisemitischen Ein-

---

21 Robert Wistrich, *A Lethal Obsession: Antisemitism from Antiquity to the Global Jihad*, New York, Random House 2010

stellungen nicht festgestellt werden« kann.<sup>22</sup> Zweitens wurde ermittelt, dass »sich keine Belege für einen auf die Geflüchteten aus den MENA-Ländern [Nahost und Nordafrika] zurückzuführenden Anstieg antisemitischer Vorfälle« fanden.<sup>23</sup> Ähnlich das Urteil in David Feldmans oben erwähntem Bericht zu fünf westeuropäischen Ländern: »Es gibt keinen Beweis für einen wesentlichen Beitrag der MENA-Migranten zum Antisemitismus auf der Gesellschaftsebene« und auch: »Antisemitismus ist ein Problem, das aus der Mehrheitsbevölkerung und nicht nur oder überwiegend aus Minderheitsgruppen kommt.«<sup>24</sup> Auch das Kantor Center der Universität Tel Aviv, dessen Hauptaufgabe es ist, seine Befunde über den Antisemitismus Jahr für Jahr warnend zu präsentieren, bemerkte im Bericht von 2018, also nach Ankunft der großen Welle von Geflüchteten und Migrierenden in Europa, dass die Zahl antisemitischer Gewalttaten in den Jahren nach 2016 etwa halb so hoch war wie im Durchschnitt der Jahre 2004 bis 2016 und dass 2020 ein weiterer (wahrscheinlich coronabedingter) Rückgang festzustellen war. Im Jahr 2015 wies das Zentrum sogar auf einen Rückgang von 46 Prozent (insbesondere in Europa) im Vergleich zum Vorjahr hin und verdeutlichte so die schwankende Situation in diesem Bereich.<sup>25</sup>

Mit ziemlicher Gewissheit kann man jedoch in den vergangenen Jahren von einem »neuen« Antisemitismus sprechen, der nicht allein mit der Ausdehnung des Begriffs oder mit der Migration nach Europa zu tun hat. Er manifestiert sich auch einerseits in der neuen Qualität der populistischen Angriffe auf die liberale Demokratie (die sich auch gegen Juden richten), etwa in Polen und in Ungarn.<sup>26</sup> Andererseits ist er auf modernen Kom-

---

22 Sina Arnold & Jana König, Antisemitismus im Kontext von Willkommens- und Ablehnungskultur Jahrbuch für Antisemitismusforschung Bd. 26, 2017, S. 323

23 Mathias Berek, Importierter Antisemitismus? Zum Zusammenhang von Migration, Islam und Antisemitismus in Deutschland, Jahrbuch für Antisemitismusforschung Bd. 26, 2017, S. 327, 360

24 David Feldman, Antisemitism and Immigration in Western Europe Today: Is there a connection? Findings and recommendations from a five-nation study, London 2018, S. 29

25 Artzot Ha-Brit »movila« et Ha-Olam be-Iru'im antischemiim alimim (Die USA bei gewalttätigen antisemitischen Vorfällen weltweit »führend« | Israeli Life USA; <https://www.tau.ac.il/news/kantor-center-11-4-18>; <https://www.tau.ac.il/news/kantor-center-4-21>

26 Dazu die Aufsätze von András Kovács, Rafal Pankowski, Jan T. Gross in: D. Rabinovici et al. (Hrsg.), Neuer Antisemitismus? Fortsetzung einer globalen Debatte, Berlin 2019

munikationsplattformen – Internet und soziale Netzwerke – zu beobachten, die für die Verbreitung antisemitischer und anderer Inhalte genutzt werden.

Es geht also einerseits um die Allianz zwischen Rechtspopulismus und Antisemitismus: So wies der Jahresbericht des ADL 2021 auf die offen antisemitische Rhetorik im polnischen Wahlkampf ebenso wie auf den »kodierte[n] Antisemitismus«, der in Ungarns offizieller Kritik an der europäischen Einwanderungspolitik und in der Diffamierung von George Soros zum Vorschein kam.<sup>27</sup> Beide Regierungen versprachen sich von dieser Taktik Rückhalt in der Bevölkerung: Tatsächlich waren laut dem ADL Global 100 Survey von 2019 75 Prozent der Pol\*innen der Meinung, dass »die Juden noch immer zu viel über den Holocaust reden« und 40 Prozent, dass »die Juden zu viel Kontrolle über die internationale Politik ausüben«. 48 Prozent der Pol\*innen zeigten eine antisemitische Einstellung: der höchste Prozentsatz im europäischen Vergleich und 11 Prozentpunkte mehr als 2015. Ein Viertel der Befragten in Ungarn ging davon aus, so der ADL-Bericht, dass »die Juden unsere nationale Kultur unterwandern wollen, indem sie sich für mehr Einwanderung in unser Land einsetzen«. Auch bei rechtspopulistischen Parteien im Westen waren antisemitische Andeutungen zu verzeichnen. Der Dissonanz zwischen dieser Tatsache und ihrer bekundeten Unterstützung für Israel sind sich diese Kräfte nicht bewusst – auch, weil sogar die israelische Politik, um die Unterstützung durch diese Kräfte nicht zu gefährden, angesichts dieses Verhaltens ein Auge zudrückt. Das war auch bei den ungarischen Angriffen auf den »gemeinsamen Feind« George Soros der Fall.

Andererseits geht es um digitalen Antisemitismus, um Online-Informationen und um die sozialen Netzwerke. Es ist vor allem diese Plattform, die die Enttabuisierung des Antisemitismus voranbringt und schnell, aggressiv und effektiv zur Verbreitung des »Gerüchtes über die Juden« (Adorno) beiträgt. Das DFG-Projekt »Antisemitismus 2.0« versuchte die Besonderheiten dieses Aspekts des deutschen Antisemitismus zu beleuchten, um zu quantifizierbaren Ergebnissen zu gelangen.<sup>28</sup> Als Fazit des Projekts wurde die These aufgestellt, dass »Antisemitismen in den letzten zehn Jahren stark zugenommen haben, wobei eine semantische Radikalisierung stattgefunden hat«. Ob dieses Fazit mit Blick auf die Benutzer der digitalen Welt

---

27 ADL Report 2021, Choosing Antisemitism: Instrumentalization and Tolerance of Antisemitism in Contemporary European Politics (bezieht sich auf das Jahr 2019), ADL Global 100 Index.

28 Monika Schwarz-Friesel, Antisemitismus 2.0 und die Netzkultur des Hasses Berlin 2018

methodologisch einwandfrei ist und ob es auch außerhalb des digitalen Kosmos gilt, ist eine noch offene Frage.

Auch andere Recherchen weisen auf ein immer größer werdendes Aufkommen an antisemitischen Botschaften auf Facebook, Twitter und dergleichen hin. Eine Mehrheit der Westeuropäer\*innen scheint Antisemitismus im Netz und in den sozialen Medien für eine echte Herausforderung für ihr Land zu halten.<sup>29</sup> Die Corona-Pandemie hat 2020/21 für einen weiteren, starken Anstieg antisemitischer Äußerungen auf Online-Plattformen gesorgt. Und doch bedarf es für die Bewertung und Auslegung dieser Zahlen eines differenzierenden methodologischen Zugangs.

Eines ist aber klar: Im Netz fallen Hemmungen weg, die bei traditionellen Kommunikationskanälen für Zurückhaltung gesorgt haben. Die Öffentlichkeit dafür zu sensibilisieren, ist eine wichtige Aufgabe. Indessen scheint der Begriff Antisemitismus in der Berichterstattung und in der statistischen Auswertung überstrapaziert zu werden, vor allem, was den »israelkritischen Antisemitismus« und den muslimischen Antisemitismus angeht.

Ein Beispiel dazu: Die Behauptung, Israel betreibe »Pinkwashing« ist nicht unbedingt eine antisemitische »Verschwörungphantasie«. Allerdings scheint die Aufzählung der »positiven Werte« (wie Demokratie, unabhängige Justiz, freie Presse und humanitäre Hilfsaktionen) die als für Israel charakteristisch dargestellt werden, in Anbetracht der israelischen Regierungspolitik der vergangenen Jahre an Glaubhaftigkeit zu verlieren und zur Widerlegung des »Pinkwashing«-Vorwurfs ungeeignet zu, ja kontraproduktiv zu sein.<sup>30</sup>

Alle Versuche, Präsenz und Ausmaße der antisemitischen Gefahr richtig einzuschätzen, ergaben einen entscheidenden Unterschied zwischen Jüd\*innen und Nichtjüd\*innen. Während nur etwa ein Viertel der nicht-jüdischen Gesellschaft in Europa die Präsenz des Antisemitismus als ein Problem einschätzt oder dieses Problem überhaupt zur Kenntnis nimmt, waren es unter jüdischen Befragten drei Viertel. Selbstverständlich ist bei den Objekten eines Vorurteils größere Empfindlichkeit zu erwarten, doch werfen diese Zahlen die Frage auf, ob beide Gruppen dieselbe Definition von Antisemitismus haben. Opfergruppen tendieren dazu, ihre Gruppen-

---

29 Antisemitism on the internet in the EU 2018 | Statista (hilbert.edu). So denken 78 Prozent der Schweden, 74 Prozent der Franzosen und 67 Prozent der Deutschen; The European Commission, The Rise of Antisemitism Online During the Pandemic – A Study of French and German Content, 2021

30 Vgl. Schwarz-Friesel (Anm. 28), S. 52

zugehörigkeit als Erklärungsmuster für die Verhaltensweisen ihrer Umgebung zu verstehen. In den Interviews, die in diesem Band erscheinen, sickert diese Voreingenommenheit der potenziellen Opfer durch. Meines Erachtens ist das folgende Zitat aus einem Interview in diesem Band (mit Shimrit Schreiber) in dieser Hinsicht exemplarisch: »Als Privatperson habe ich also keinen Antisemitismus erfahren, doch bei meiner Arbeit in Synagogen und in Dachau fallen doch ab und zu Sätze wie ›Ihr Juden heiratet gerne unter euch.« Wie so oft beruht der Verdacht des Antisemitismus nicht auf eigener Erfahrung, sondern wird von Informationen aus den Medien oder aus dem sozialen Umfeld abgeleitet. Oft bleibt auch unklar, ob ein Vorfall, den man für antisemitisch hält, auch tatsächlich antisemitisch motiviert ist. Darüber hinaus: Die Bemerkung zur Endogamie ist an und für sich keine Überschreitung der faktischen Erkenntnisse. Endogamie galt in der Vergangenheit und gilt für die Orthodoxie heute noch als Garant gegen Assimilation. Sie war und ist noch immer kein »Gerücht«, sondern eine Taktik kollektiven Zusammenhalts. Als klares Zeichen für Antisemitismus kann dieses Beispiel nicht bewertet werden.

Wichtig ist eine Sichtweise, die in den Interviews deutlich zum Ausdruck kommt, nämlich, dass man den Antisemitismus nicht isoliert und schon gar nicht als *sui generis* bekämpfen kann. »Wer Jüdinnen und Juden hasst, hasst andere Minderheiten auch«, sagt Bernadette Alpern aus Ungarn. »Insofern sehe ich eine klare Korrelation zwischen Antisemitismus und der Ablehnung anderer Minderheiten«, meint die in Polen geborene Miri Freilich. Diese Sichtweise gilt für Deutschlands Lehren aus der Geschichte wie für die Lehren anderer Länder. Wenn man aus der Geschichte des Antisemitismus etwas lernen kann, so ist es nicht nur, dass Antisemitismus zur Katastrophe führen kann, wie es zwischen 1933 und 1945 passiert ist, sondern auch, dass die Objekte von Hass und Vorurteilen auswechselbar sind. Bleiben Fragen unbeantwortet, ist die Gesellschaft herausgefordert. Hass und Diskriminierung richten sich gegen mehr als nur eine Gesellschaftsgruppe – Schwarze, Behinderte, Homosexuelle etc. Auch hier sind Vergleiche aufschlussreich. Europäer\*innen lehnen heute die Nachbarschaft von Schwarzafrikaner\*innen, Muslim\*innen, Homosexuellen etc. mehr ab als die von Jüd\*innen.<sup>31</sup> Oder wie es Mili Pecherer (in Netanja gebo-

31 FRA – ANTISEMITISM – OVERVIEW OF ANTISEMITIC INCIDENTS RECORDED IN THE EUROPEAN UNION 2009–2019, Luxemburg 2020, S. 8–9. Hierzu sind die Unterschiede innerhalb Europas bedeutend. Zu denjenigen, die jüdische Nachbarn am wenigsten ablehnen, gehören Briten, Franzosen und Schweden, und zu den sie am meisten ablehnenden Rumänen, Ungarn und Polen.

ren und in Marseille wohnhaft) in ihrem Interview (S. 82) formuliert: »Im Moment finde ich es zum Beispiel viel beängstigender, eine Frau als Jüdin zu sein.«

Vor allem aber ist die Erinnerungspolitik herausgefordert. Seit Ende des Krieges 1945 bemüht sich die kollektive europäische und christliche Erinnerung darum, vor Antisemitismus, Rassismus und Faschismus zu warnen. In den vergangenen Jahren wird jedoch an dieser Erinnerungskultur gerüttelt. Beispiele gibt es reichlich. Der Extremfall, eindeutig im Bereich des sekundären Antisemitismus, ereignete sich in Deutschland im Januar 2017, als der AfD-Politiker Björn Höcke den folgenden Satz aussprach: »Wir Deutschen [...] sind das einzige Volk der Welt, das sich ein Denkmal der Schande in das Herz seiner Hauptstadt gepflanzt hat.« Die Absicht des Redners ist unverkennbar: Mit der Entfernung des Denkmals soll der Weg für das Vergessen des extremsten Ausbruchs von Antisemitismus in der Geschichte bereitet werden. So meinte es der Redner und so verstanden es seine Zuhörer\*innen: »Wir brauchen nichts anderes als eine erinnerungspolitische Wende um 180 Grad.« Wenn dies geschehen sollte, können wir die Geschichte des Antisemitismus da capo anfangen. Da eine Revision der Erinnerungskultur bezüglich der »Judenfrage« mutatis mutandis auch in anderen Ländern angestrebt wird, handelt es sich nicht nur um ein deutsches, sondern um ein europäisches Problem.

**Moshe Zimmermann**, Studium der Geschichte und Politologie an der Hebräischen Universität Jerusalem, 1986 bis zur Emeritierung 2012 dort Professur für Neuere Geschichte und Direktor des Richard Koebner Minerva Center for German History; wiederholte Forschungstätigkeit in Deutschland, Gastprofessuren in Deutschland und den USA; u. a. Mitglied der Historikerkommission zur Aufarbeitung der Geschichte des Auswärtigen Amtes.

## Ausgewählte Veröffentlichungen

- \* Deutsch-jüdische Vergangenheit. Der Judenhass als Herausforderung, Paderborn 2005

## In Berlin viel Neues: das Berliner Modell der Antisemitismusbekämpfung

### 1 Einleitung

Die Geschichte des Antisemitismus in der Bundesrepublik Deutschland ist lang, die Geschichte der systematischen Bekämpfung von Antisemitismus durch staatliches Handeln hingegen sehr kurz. Zwar war Antisemitismus immer wieder Gegenstand der punktuellen Auseinandersetzung im parlamentarischen, juristischen und medialen Kontext, und in der bundesdeutschen Geschichte finden sich zahlreiche Beispiele klarer Positionierungen staatlicher Repräsentant\*innen gegen Antisemitismus. Die institutionalisierte Bekämpfung von Antisemitismus ist aber erst seit gut fünf Jahren zum Gegenstand staatlichen Handelns in Deutschland geworden, und zwar mit dem zweiten Bericht des Unabhängigen Expertenkreises Antisemitismus aus dem Jahr 2017 (vgl. Salzborn 2019).

Inzwischen haben der Bund und fast alle Länder (Bremen hat sich in Abstimmung mit der dortigen Jüdischen Gemeinde dagegen entschieden) Antisemitismusbeauftragte eingesetzt. Deren ministerielle Ansiedlung – von den Staatskanzleien über die Innen- und Justizressorts bis hin zu Kultusministerien – differiert, ebenso wie ihre Kompetenzen und ihre finanzielle und personelle Ausstattung, zum Teil erheblich. Das gilt auch für den Grad ihrer Bindung an eine konkrete Regierungskoalition. Ihre Arbeit ist durch die »Gemeinsame Bund-Länder-Kommission zur Bekämpfung von Antisemitismus und zum Schutz jüdischen Lebens« (BLK) unter Vorsitz des Bundesbeauftragten und mit Co-Vorsitz desjenigen Landes, das im Vorsitz in der Ministerpräsidentenkonferenz (MPK) amtiert, vernetzt und wird in zentralen Fragen abgestimmt. Insgesamt aber ist die Lage der Bekämpfung von Antisemitismus im Bundesvergleich hoch disparat – was auch damit zu tun haben dürfte, dass Berlin das erste Bundesland mit einem eigenen, ressortübergreifenden Konzept zur Antisemitismusbekämpfung ist.

## 2 Das Berliner Modell der Antisemitismusbekämpfung

Am Berliner Vorbild orientieren sich inzwischen zahlreiche Bundesländer, allerdings ist das System der Antisemitismusbekämpfung noch nirgendwo so ausgeprägt wie in Berlin: Mit dem *Berliner Landeskonzzept zur Weiterentwicklung der Antisemitismus-Prävention* (2019) hat Berlin als erstes Bundesland ein ressortübergreifendes Konzept zur Antisemitismusbekämpfung vorgelegt. Das *Berliner Landeskonzzept* wird auch von der Europäischen Kommission ausdrücklich als »best practice« gewürdigt. Als »best practice« benannte die Kommission zudem die Ernennung einer Antisemitismusbeauftragten bei der Berliner Generalstaatsanwaltschaft und die Arbeit der Recherche- und Informationsstelle Antisemitismus Berlin (RIAS) (vgl. Europäische Kommission 2021).

Auf Antrag der Fraktionen von SPD, CDU, Die Linke, Bündnis 90/ Die Grünen und FDP hatte das Berliner Abgeordnetenhaus am 31. Mai 2018 den Antrag »Gegen jeden Antisemitismus! – Jüdisches Leben in Berlin schützen« beschlossen und den Senat aufgefordert, ein Landeskonzzept zur Antisemitismusprävention zu entwickeln. Am 12. März 2019 hat der Senat von Berlin dieses Konzept unter dem Titel »*Berlin gegen jeden Antisemitismus! Berliner Landeskonzzept zur Weiterentwicklung der Antisemitismus-Prävention*« beschlossen und mit einer Handlungsgrundlegung versehen, die an die mittlerweile auf Bundes- wie Länderebene weit verbreitete Arbeitsdefinition der International Holocaust Remembrance Alliance (IHRA) anschließt. In der Handlungsgrundlegung heißt es:

*»Die Arbeitsdefinition Antisemitismus der Internationalen Allianz für Holocaust-Gedenken in ihrer durch die Bundesregierung erweiterten Form bildet die Grundlage des Berliner Verwaltungshandelns zur Auseinandersetzung mit Antisemitismus. Sie ist damit Ausgangspunkt für Präventionskonzepte sowie für Fort- und Ausbildungsprogramme des öffentlichen Dienstes in Berlin. Die einzelnen Berliner Verwaltungseinheiten werden angeregt, in Zusammenarbeit mit zivilgesellschaftlichen Akteuren und jüdischen Organisationen Leitfäden mit Praxisbeispielen zur Anwendung der Arbeitsdefinition zu erstellen.*

*Die Arbeitsdefinition im Wortlaut: »Antisemitismus ist eine bestimmte Wahrnehmung von Juden, die sich als Hass gegenüber Juden ausdrücken kann. Der Antisemitismus richtet sich in Wort oder Tat gegen jüdische oder nichtjüdische Einzelpersonen und/oder deren Eigentum sowie gegen jüdische Gemeindeinstitutionen oder religiöse Einrichtungen. Darüber hinaus kann auch der Staat Israel, der dabei als jüdisches Kollektiv verstanden wird, Ziel solcher Angriffe sein.«*

*(Senat von Berlin 2019, 4).*



Das *Berliner Landeskonzzept zur Weiterentwicklung der Antisemitismus-Prävention* umfasst fünf Handlungsfelder:

- »Bildung und Jugend: Frühkindliche Bildung, Jugendarbeit, Schule und Erwachsenenbildung«
- »Justiz und Innere Sicherheit«
- »Jüdisches Leben in der Berliner Stadtkultur«
- »Wissenschaft und Forschung«
- »Antidiskriminierung, Opferschutz und Prävention«

Damit verknüpft das Berliner Konzept die drei zentralen Säulen – Prävention, Intervention und Repression – integral und schließt in seinem Antisemitismusverständnis an den wissenschaftlichen Erkenntnisstand an (vgl. Salzborn 2010; Rensmann & Schoeps 2011; Schwarz-Friesel & Reinharz 2013), wobei die wissenschaftliche Expertise in der Planung und Vorbereitung des *Landeskonzeppts* ebenso einbezogen wurde wie eine Konsultation mit jüdischen Organisationen und Einrichtungen sowie zivilgesellschaftlichen Akteuren im Bereich der Antisemitismusprävention in Berlin. Der Senat kam im *Landeskonzzept* darin überein, dass die Wirksamkeit des Kampfes gegen Antisemitismus von einem abgestimmten Vorgehen aller Beteiligten abhängt. Die erforderliche Abstimmung solle durch Einrichtung der Stelle eines Ansprechpartners des Landes Berlin zu Antisemitismus erfolgen. Diese Stelle wurde im Mai 2019 zunächst kommissarisch und im August 2020 hauptamtlich besetzt.

Aufgabenbereiche des genannten Ansprechpartners sind neben der Koordinierung die Identifizierung von Weiterentwicklungspotenzialen der Berliner Antisemitismusprävention, die Koordinierung eines Expert\*innenkreises aus Wissenschaft, Bildung und Zivilgesellschaft, der regelmäßige Austausch mit jüdischen Organisationen und Akteuren aus Verwaltung und Zivilgesellschaft, die Kooperation mit bestehenden Präventionsnetzwerken, die Zusammenarbeit mit Fach- und Beratungsstellen zu Antisemitismus, die Zusammenführung der Daten und Ergebnisse der verschiedenen Erfassungsquellen zu Antisemitismus in Berlin sowie die regelmäßige Erstellung eines Umsetzungsberichts zu Fragen der Intervention und der Prävention von Antisemitismus im Land Berlin.

Hierfür wurde neben der Einsetzung des Expert\*innenkreises 2019 eine systematische Vernetzung der Senatsverwaltungen des Landes Berlin etabliert. Im Jahr 2020 wurde auch auf Bezirksebene ein Gremium mit ähnlicher Funktion eingerichtet, das auf die Abstimmung und Erweiterung der Maßnahmen zur Antisemitismusprävention auf der Ebene der zwölf Berliner Bezirke hinwirkt.

Die enge Verzahnung von staatlicher und zivilgesellschaftlicher Arbeit gegen Antisemitismus stellt einen wichtigen Baustein des Berliner Modells dar, da ein wesentlicher Aspekt auch in der Vertrauensbildung besteht. Wie die Agentur der EU für Grundrechte (FRA) auf Basis eines empirischen Vergleichs staatlicher und nicht-staatlicher Erfassung antisemitischer Taten in den EU-Mitgliedsländern von 2009 bis 2019 nämlich gezeigt hat, besteht das zentrale Problem darin, dass antisemitische Hasskriminalität erst gar nicht gemeldet bzw. nicht erfasst wird (vgl. FRA 2020).

Hierbei spielt die Frage des Vertrauens von Jüdinnen und Juden in staatliches Handeln eine gewichtige Rolle. Dieses Vertrauen steht nicht nur wegen der Tradierung einer Nichtaufarbeitung des Nationalsozialismus und der Schoah immer wieder infrage, sondern auch wegen des Handelns der Exekutive und der Judikative in der Gegenwart. Leuchtturmurteile wie dasjenige zu den antisemitischen Anschlägen auf die Wuppertaler Synagoge 2014, in dem das Gericht die antisemitischen Motive der Täter ignorierte, lösen immer wieder fundamentale Erschütterungen im Realvertrauen von Jüdinnen und Juden in die Justiz aus. Und auch Ereignisse wie der antisemitische Terroranschlag von Halle, bei dem die zuständige Polizei den Schutzbedarf der Synagoge an Jom Kippur, dem höchsten jüdischen Feiertag, ignoriert und der zuständige Nachrichtendienst im Vorfeld des Anschlags offenbar keine Erkenntnisse über einen rechtsterroristischen Täter erlangt hatte, führen nicht nur lokal, sondern auch bundesweit dazu, dass das Vertrauen von Jüdinnen und Juden in die Ermittlungsbehörden und damit in Exekutive und Judikative nachhaltig erschüttert wird.

Beim Anschlag von Halle hatte ein bewaffneter Rechtsextremist im Oktober 2019 versucht, an Jom Kippur, dem höchsten jüdischen Feiertag, in die Synagoge einzudringen und einen Massenmord an den Betenden zu verüben. Nachdem er die an der schweren Eingangstür gescheitert war, ermordete er eine Passantin und einen Imbiss-Gast.

### 3 Die Landesebene

Vor diesem Hintergrund folgt das Berliner Modell dem Grundgedanken, dass eine Stärkung zivilgesellschaftlicher Akteure als unverzichtbar gilt. Dieser Gedanke kommt zum Ausdruck in der Etablierung des »Landesprogramms für Demokratie. Vielfalt. Respekt«, durch das etwa 70 zivilgesell-

schaftliche Projekte im Bereich »Prävention von Rechtsextremismus, Rassismus und Antisemitismus« jährlich gefördert werden. Davon entfallen auf Antisemitismusprävention durchschnittlich 15 bis 20 Projekte.

Die Stärkung der Zivilgesellschaft wird auch deshalb als zentral erachtet, weil der Prozess der Vertrauensgewinnung nicht allein Top-Down, sondern maßgeblich auch Bottom-Up vollzogen werden muss, und zwar durch Akteure, die innerhalb der jüdischen Community Vertrauen genießen, damit »die Stimmen und Perspektiven jüdischer Betroffener von Antisemitismus stärker berücksichtigt werden als bislang« (Poensgen/Steinitz 2019, 26). Zu diesem Zweck fördert das Land Berlin zahlreiche Träger im Bereich der Antisemitismuspräventionsarbeit, agiert aber auch selbst auf Landesebene in vielen Bereichen mit strukturierten Maßnahmen zur Antisemitismusbekämpfung.

Grundlage dieses Vorgehens bildet die Erfassung und Dokumentierung antisemitischer Einstellungen in der Berliner Bevölkerung sowie antisemitischer Taten inklusive Straftaten. Der Berlin-Monitor (vgl. Pickel/Reimer-Gordinskaya/Decker 2019), eine vom Land finanzierte repräsentative Befragung der Berliner Bevölkerung, bei der das Thema Antisemitismus 2019 einen Schwerpunkt bildete, hat gezeigt, dass die antisemitischen Einstellungen in der Berliner Gesamtbevölkerung insgesamt geringer ausgeprägt sind als im gesamten Bundesgebiet. Eine weitere Erkenntnis besagte, dass der Anteil der Berliner\*innen, die antisemitische Einstellungen vertreten, bei denjenigen ohne deutsche Staatsbürgerschaft signifikant höher ist als bei Befragten deutscher Staatsangehörigkeit. Im Rahmen einer Ergänzung zum Berlin-Monitor wurde zudem in einer qualitativen Studie – bundesweit erstmalig – 2020 auch die Sicht der von Antisemitismus Betroffenen untersucht (vgl. Reimer-Gordinskaya/Tzschiesche 2020). Dabei zeigte sich, dass Jüdinnen und Juden in Berlin Antisemitismus in allen Lebensbereichen erfahren und einen Mangel an Solidarität von Nichtjuden und an deren Bereitschaft wahrnehmen, sich gegen Antisemitismus zu positionieren und Jüdinnen und Juden zu stärken. Die zentrale Defizitwahrnehmung der Berliner Jüdinnen und Juden besteht der Studie zufolge darin, in allen Lebensbereichen nicht ohne Einschränkungen und ohne Diskriminierung und damit nicht selbstbestimmt leben zu können. Antisemitische Aggressionen gehen dabei von fast allen Bevölkerungsgruppen aus, wobei die Aggressionen von nonverbalen Gesten über Kommentare und Beleidigungen bis hin zu körperlichen Angriffen reichen.

Antisemitische Taten inklusive Straftaten stehen im Bereich »Justiz und Innere Sicherheit« insgesamt im Fokus: In diesem Bereich war die Berliner Generalstaatsanwaltschaft (GStA) bundesweit die erste, die im Septem-

ber 2018 eine Antisemitismusbeauftragte ernannt hat (Bayern und Baden-Württemberg folgten). Gleiches gilt für den Antisemitismusbeauftragten der Berliner Polizei (seit August 2019).

Mit der Recherche- und Informationsstelle Antisemitismus (RIAS) arbeitet zudem seit 2015 ein zivilgesellschaftlicher Akteur an der Dunkelfelderhellung und der Sensibilisierung für antisemitische Taten auch unterhalb der Strafbarkeitsgrenze. Mittlerweile orientieren sich zahlreiche Bundesländer an diesem Modell und haben eigene RIAS-Stellen eingerichtet oder planen es. Die dokumentarische Arbeit von RIAS wird um die Beratungstätigkeit von OFEK ergänzt: Während RIAS, wie erwähnt, antisemitische Taten auch unterhalb der Strafbarkeitsgrenze erfasst und dokumentiert und mit dem Projekt »Regishut« zugleich bei der Berliner Polizei die Sensibilisierung für Antisemitismus in Aus- und Weiterbildung unterstützt, berät OFEK Berlin bei antisemitischer Diskriminierung und Gewalt Betroffene, deren Angehörige und ratsuchende Institutionen. So werden Erfassung und Dokumentierung sowie Sensibilisierung und Beratung von zivilgesellschaftlichen Organisationen wahrgenommen, die ein hohes Maß an Glaubwürdigkeit in der jüdischen Community genießen – was zur Wiedergewinnung und Stärkung von Vertrauen elementar wichtig ist. Zum Austausch zwischen Zivilgesellschaft, jüdischen Gemeinden und Senatsverwaltung hat die Senatsverwaltung für Inneres und Sport (SenInnDS) im September 2019 einen seitdem regelmäßig tagenden »Runden Tisch gegen antisemitische Gewalt« etabliert.

Die zivilgesellschaftliche Initiative »Solidarisch gegen Hass«, die sich 2019 nach Übergriffen gegen Berliner Rabbiner auf Initiative von Chabad Lubawitsch Berlin, der Jüdischen Gemeinde zu Berlin und »Jehi 'Or. Jüdisches Bildungswerk für Demokratie – gegen Antisemitismus« gegründet hatte, wird vom Land finanziert und vom Regierenden Bürgermeister begleitet. Der Ansprechpartner des Landes Berlin zu Antisemitismus gehört zum Trägerkreis der Initiative »Solidarisch gegen Hass«, die das zivilgesellschaftliche Engagement bei antisemitischen und anderen Übergriffen stärken will.

Darüber hinaus haben die Antisemitismusbeauftragten der Polizei Berlin und der Generalstaatsanwaltschaft (GStA) Berlin einen Leitfaden entwickelt, der als praxisorientierte Handlungsempfehlung für die Verfolgung antisemitischer Straftaten für die Ermittlungsbehörden dienen soll (vgl. Polizei Berlin & Generalstaatsanwaltschaft Berlin 2021). Dies wird mit einer fortlaufenden Sensibilisierung von Polizei und Justiz für das Themenfeld Antisemitismus verbunden. Auf polizeilicher Ebene heißt das, dass sämtliche Sachverhalte mit Bezug zu Antisemitismus – neben Straf-

taten auch Versammlungen und Schutzmaßnahmen – einer Meldepflicht unterliegen. Die Berliner GStA bejaht zudem »grundsätzlich ein öffentliches Interesse an der Verfolgung der Taten« (Vanoni 2021, 8), wenn es um Antisemitismus geht und verweist nicht auf den Privatklageweg.

Zu den Sensibilisierungen gehört auch die fortlaufende Prüfung des Schutzes jüdischer Einrichtungen – die Verantwortung hierfür wurde bereits durch den Staatsvertrag vom 19. November 1993 verankert – und einer erhöhten Aufmerksamkeit an hohen jüdischen Feiertagen. Ferner gehören zu dem Berliner Modell kontinuierliche Fortbildungsmaßnahmen zu Antisemitismus für Richter\*innen und Staatsanwält\*innen, die antisemitisch motivierte Straftaten bearbeiten, sowie für Rechtsreferendar\*innen, unter anderem im Rahmen der Justizakademie in Königs Wusterhausen und der Deutschen Richterakademie ebenso wie in der polizeilichen Aus- und Fortbildung an der Hochschule für Wirtschaft und Recht Berlin (HWR) und der Polizeiakademie Berlin.

Neben der regelmäßigen Teilnahme an Gedenkveranstaltungen im Rahmen historisch-politischer Bildung hat sich die Berliner Polizei 2021 mit einem eigenen Forschungsprojekt dem Thema »Jüdisches Leben und Polizei – Vergangenheit trifft Gegenwart« (JLUP) zugewandt, in dessen Rahmen eine Wanderausstellung sowie eine Gedenktafel konzipiert wurden und der regelmäßige Austausch von Polizeischüler\*innen mit jungen Jüdinnen und Juden in Berlin initiiert wird.

Die Stärkung der Perspektive der von Antisemitismus Betroffenen hat zudem ihren Niederschlag auf legislativer Ebene im 2020 verabschiedeten Berliner Landesantidiskriminierungsgesetz (LADG) gefunden, das – außerhalb des Strafgesetzbuches (StGB) – bundesweit erstmalig auf einfachgesetzlicher Ebene »antisemitische Zuschreibungen« zum Gegenstand juristischer Diskriminierungsverbote (LADG § 2) gemacht hat. Die Neufassung des Gesetzes über die Versammlungsfreiheit in Berlin (2021) wurde überdies um einen Passus ergänzt, der das Verbot von Versammlungen vereinfacht, die auf internationale Kampagnen Bezug nehmen, die zum Hass aufrufen (§ 14, Abs. 2). Das kann für die antisemitischen Großkundgebungen anlässlich des sogenannten Al-Quds-Tages, die jährlich in Berlin angemeldet werden, relevant werden.

Darüber hinaus wurde im Gesetz über die Erwachsenenbildung im Land Berlin (EBiG vom 7.6.2021) ausdrücklich geregelt, dass der Zugang zur Erwachsenenbildung – neben anderen Gründen – nicht aufgrund einer »rassistischen oder antisemitischen Zuschreibung, der Religion oder Weltanschauung« (EBiG § 2) eingeschränkt werden darf. Und zu den Grundsätzen des Gesetzes zur Neuordnung der Partizipation im Land Ber-

lin (PartMigG vom 5.7.2021) gehört: »Das Land Berlin stellt sich jeder Form von Rassismus, Antisemitismus und anderen Formen von Diskriminierung entgegen und wirkt auf die Beseitigung bestehender Nachteile für Personen mit Migrationsgeschichte hin.« (PartMigG § 2 Abs. 4). Im Gesetz zur Stärkung der Berliner Wissenschaft (14.09.2021), das das Berliner Hochschulgesetz (BerlHG) ändert, werden die Berliner Hochschulen ausdrücklich dazu verpflichtet, neben anderen Diskriminierungsformen auch »Diskriminierungen insbesondere wegen [...] einer rassistischen oder antisemitischen Zuschreibung [...] zu verhindern und bestehende Diskriminierungen zu beseitigen« (§ 5b Abs. 2). Damit ist das Land Berlin das erste deutsche Bundesland, das auf einfachgesetzlicher Ebene in mittlerweile vier Gesetzen das Eintreten gegen Antisemitismus bzw. die Verhinderung antisemitischer Diskriminierung ausdrücklich zur rechtlichen und damit staatlichen Aufgabe erklärt hat.

Komplementär zum Bereich der Justiz und Inneren Sicherheit erfolgt mit Blick auf schulische und außerschulische Bildung neben der Lehrkräftefortbildung zu den Themen Antisemitismus und jüdisches Leben eine intensive Begleitung des Themenfeldes im schulischen Kontext durch eine Aufbereitung von Angeboten im monatlich erscheinenden Newsletter »Prävention von Antisemitismus in der Schule« der Senatsverwaltung für Bildung, Jugend und Familie (SenBJF). Der Newsletter verweist auch auf Veranstaltungen, Bildungsangebote und neue Bildungsmaterialien und umfasst sowohl historische als auch gegenwartsbezogene Themenfelder. Die öffentlichen Schulen werden dabei durch finanzielle Sondermittel im Rahmen des Programms »Politische Bildung« unterstützt, die ausdrücklich auch im Bereich der Antisemitismusprävention eingesetzt werden können. Ferner wurde eine Handreichung für Lehrkräfte zur Antisemitismusprävention an Grundschulen entwickelt (vgl. SenBJF 2020). Für antisemitische Vorfälle besteht an Berliner Schulen Meldepflicht. Darüber hinaus unterstützt das Land die Schulen bei der Organisation und Durchführung von Exkursionen zu außerschulischen Lernorten wie Gedenkstätten und führt Fortbildungsreisen für Berliner Lehrkräfte an die Internationale Gedenkstätte Yad Vashem durch.

Zudem fördert das Land Berlin das zivilgesellschaftliche Projekt »ACT – Acceptance, Commitment, Training« des Kompetenzzentrums für Prävention und Empowerment der Zentralwohlfahrtsstelle der Juden in Deutschland (ZWST), das im Kontext von Schule, Jugendhilfe und Jugendsozialarbeit für den Umgang mit Antisemitismus sensibilisieren soll. Im Bereich der Jugendarbeit wird die »Praxisstelle für antisemitismus- und rassismuskritische Jugendarbeit« (ju:an) der Amadeu Antonio Stiftung gefördert, deren

Ziel die Schaffung von Handlungskompetenz pädagogischer Fachkräfte ist und die überbezirklich arbeitet. Im Bereich der Erwachsenenbildung werden an den Berliner Volkshochschulen Fortbildungen für Kursleitende konzipiert, um diese für das Themenfeld Antisemitismus zu sensibilisieren. Ferner wurde ein Arbeitsheft zum Thema »Orte der Erinnerung – Denkmal für die zerstörte Synagoge Lindenstraße und Jüdisches Museum Berlin« als Unterrichtsmaterial für Integrations- und Orientierungskurse aufgelegt, herausgegeben von der Berliner Landeszentrale für politische Bildung (LpB) mit Unterstützung des Jüdischen Museums Berlin und von den Volkshochschulen Berlin Mitte und Neukölln. Die Volkshochschulen (VHS) entwickeln ein Konzept zur Erhöhung der Sichtbarkeit jüdischen Lebens in ihren Programmen. Die Themenfelder Antisemitismus und jüdisches Leben sind zudem Publikationsschwerpunkte der LpB und werden kontinuierlich auch in Veranstaltungen thematisiert.

Im Bereich der Antisemitismusforschung unterstützt Berlin das Arthur Langerman Archiv für die Erforschung des visuellen Antisemitismus (ALAVA) an der Technischen Universität Berlin (TU). Dort befindet sich die umfangreichste Sammlung antisemitischer Bilder. Von 2017 bis 2019 hatte das Land zudem eine Gastprofessur für Antisemitismusforschung am Zentrum für Antisemitismusforschung (ZfA) der TU Berlin eingerichtet, die – erstmalig in der Geschichte der Bundesrepublik – auf politikwissenschaftliche Antisemitismusforschung abzielte und so das historisch ausgerichtete ZfA zweijährig mit Gegenwartskompetenz erweiterte.

Im Bereich der digitalen Antisemitismusprävention werden – neben spezifischen Angeboten der Senatsverwaltungen wie etwa des Ansprechpartners des Landes Berlin zu Antisemitismus, der GStA-Antisemitismusbeauftragten oder des Antisemitismusbeauftragten der Polizei – zivilgesellschaftliche Projekte gefördert wie »Civic.net – Aktiv gegen Hass im Netz« der Amadeu Antonio Stiftung oder »Online gegen Antisemitismus« von Bildung in Widerspruch e. V. (vgl. Fischer u. a. 2020). Auch die Bekämpfung antisemitischer Strukturen im Internet, respektive in den sozialen Netzwerken wird durch den Ausbau der Ermittlungsstrukturen bei der Polizei verstärkt.

Regelmäßig unterstützt werden die Jüdischen Kulturtage sowie die Stiftung Neue Synagoge – Centrum Judaicum. Darüber hinaus wurde im Rahmen des Jubiläumsjahres 1700 Jahre Jüdisches Leben in Deutschland, das 2021 zeitlich mit 350 Jahren Jüdischer Gemeinde zu Berlin zusammenfiel, die Tätigkeit des Vereins »321–2021, 1700 Jahre jüdisches Leben in Deutschland e. V.« unterstützt und begleitet. Dabei haben sich rund 60 Projekte aus Berlin für Veranstaltungen beworben.

## 4 Die Bezirksebene

Der staatliche Ansatz muss aufgrund der Verwaltungsstruktur des Landes Berlin zugleich auf die integrale Herausforderung reagieren, dass das Land eine Stadt mit zwölf Bezirken ist, die, jeweils für sich genommen, Großstadtcharakter haben. Mehr als das: Aufgrund differenter Sozialstrukturen, unterschiedlicher soziokultureller Tradierungen – die in Berlin oftmals noch innerhalb der 97 Stadtteile existieren, die verwaltungsrechtlich die nächste Subebene unterhalb der Bezirke bilden, ist die Stadt ganz maßgeblich durch die Kieze geprägt und auch durch Ost-West-Tradierungen in hohem Maß heterogen. Zu dieser Heterogenität gehört auch, dass die Herausforderungen, denen die Bezirke sich mit Blick auf die unterschiedlichen Artikulationsformen von Antisemitismus gegenübersehen, differenziert sind. Ist ein rechtsextrem motivierter Antisemitismus in den Ostbezirken, insbesondere den Stadtrandlagen, stärker ausgeprägt, so ist die Signifikanz von islamischem Antisemitismus in Neukölln größer. Auch Faktoren wie touristische Relevanz oder die Lage von Verkehrsknotenpunkten, an denen zahlreiche Berliner\*innen und Nicht-Berliner\*innen verkehren, spielen eine Rolle, wenn etwa in Mitte und Charlottenburg-Wilmersdorf die Zahl der antisemitischen Vorfälle im bezirklichen Gesamtvergleich oft am höchsten ist (vgl. VDK/RIAS Berlin 2021).

Die Arbeit der Berliner Bezirke lässt sich, angelehnt an die Systematik des *Berliner Landeskonzpts* zur Weiterentwicklung der Antisemitismus-Prävention, vor allem in den Tätigkeitsfeldern Grundlagenarbeit, historische Bildungsarbeit und Gedenken, Bildung und Jugend, Jüdisches Leben in der Berliner Stadtkultur sowie im Querschnittsbereich der Antidiskriminierung und des Opferschutzes erfassen. Dazu muss gesagt werden, dass bestimmte Aufgaben – wie Justiz, Innere Sicherheit, Schule – in die Zuständigkeit des Landes und nicht der Bezirke fallen.

Die folgende Darstellung kann nur exemplarischen Charakter haben, auch vor dem Hintergrund, dass in den 97 Stadtteilen der zwölf Berliner Bezirke zahlreiche zivilgesellschaftliche Akteure tätig sind, die punktuell mit bezirklichen Stellen, etwa in der Bildungsarbeit, kooperieren, deren systematische und vollständige Erfassung aber nicht möglich ist. Exemplarisch sei an eine Filmvorführung über die Geschichte des Antisemitismus gedacht, die an einer Volkshochschule stattfindet und dabei von einem Vortrag begleitet, mit einem Büchertisch einer lokalen Buchhandlung unterstützt und von einem veranstaltenden Bündnis aus mehreren Organisationen getragen wird.

Der Gesamtblick auf die bezirkliche Arbeit gegen Antisemitismus zeigt, dass diese zwar zeitlich an zahlreichen Stellen bereits vor dem Beschluss des



*Berliner Landeskonzeps zur Weiterentwicklung der Antisemitismus-Prävention* existierte, das *Landeskonzep*t aber einen dezidiert initiiierenden und koordinierenden Effekt für staatliches Handeln auf der bezirklichen Ebene hatte und hat. Am deutlichsten lässt sich das bei der Grundlagenarbeit zur Antisemitismusbekämpfung erkennen. So hat der Berliner Bezirk Friedrichshain-Kreuzberg das *Landeskonzep*t in einem Bezirksamtsbeschluss unmittelbar auf Bezirksebene implementiert. Die Bezirksverordnetenversammlung hat eine eigene »Bezirkliche Strategie gegen Antisemitismus« (2019) beschlossen, zu der auch gehört, einen eigenen bezirklichen Antisemitismusbeauftragten zu benennen und ein bezirkliches Bündnis gegen Antisemitismus mit Akteur\*innen der Bezirke, der jüdischen Community und der Antisemitismusprävention zu etablieren.

Neben dem Plan von Friedrichshain-Kreuzberg hat der Bezirk Tempelhof-Schöneberg ein solches Bündnis bereits initiiert, und die Bezirke Mitte und Neukölln planen es. Sämtliche Berliner Bezirke haben in ihrem Zuständigkeitsbereich das Themenfeld Antisemitismus konkreten Abteilungen zugewiesen. Teilweise ist auch die explizite Einrichtung der Stelle eines\*r bezirklichen Antisemitismusbeauftragten geplant (Friedrichshain-Kreuzberg) oder bereits umgesetzt (Lichtenberg, Pankow und Steglitz-Zehlendorf). Eigenständige bezirkliche Berichte über die Antisemitismusedwicklung und Antisemitismusprävention sind bei mehreren Bezirken in Planung, wobei man berücksichtigen muss, dass es in Berlin mit den bezirklichen Partnerschaften für Demokratie (PfD), gefördert durch das Bundesprogramm »Demokratie leben!« und unterstützt durch das Landesdemokratiezentrum Berlin bei der Senatsverwaltung für Justiz, Vielfalt und Antidiskriminierung/SenJustVA) und mit den bezirklichen Registerstellen, die Diskriminierung und Gewalt dokumentieren und erfassen, bereits etablierte Strukturen gibt, die die Entwicklung von Antisemitismus auch dokumentieren und mit den landesweit agierenden Akteuren RIAS und OFEK zusammenarbeiten.

Die historische Bildungsarbeit und die Gedenkarbeit wurden auf Bezirksebene lange vor dem Entstehen des *Berliner Landeskonzeps* aufgenommen und sind auch am umfangreichsten entwickelt. Alle Bezirke halten historische Gedenkveranstaltungen ab, etwa anlässlich des 27. Januar, des 8. Mai oder des 9. November, wobei hervorzuheben ist, dass der 8. Mai im Jahr 2020 einmalig gesetzlicher Feiertag im Land Berlin war. Es finden umfangreiche Gedenkstättenbesuche und Bildungsveranstaltungen im Bereich der Erinnerung an den Nationalsozialismus und die Schoah statt. Historische Gedenkorte in bezirklicher Verantwortung werden unterstützt bzw. unterhalten, beispielsweise die Dauerausstellung in den Räumen der Janusz-Korczak-Bibliothek zum Jüdischen Waisenhaus in Pankow, der

Gedenkort SA-Gefängnis Papestraße in Tempelhof-Schöneberg, die historischen Gedenkort(e) Eichborndamm und Krumpuhler Weg in Reinickendorf und eine digital angebotene Geodatenbank »Karte der Gedenkort(e)« in Treptow-Köpenick. Orte der NS-Verfolgung werden in Berlin in umfangreichem Maße durch Erinnerungstafeln sichtbar gemacht. Es gibt zudem mehr als 8 400 Stolpersteine in der gesamten Stadt. Ihre Pflege wird oft in bezirklicher Verantwortung übernommen, auch durch Kooperationen mit Schulen. Im Pankower Stadtteil Weißensee, in dem auch der größte erhaltene jüdische Friedhof Europas gelegen ist, wurden die Hintergründe des Stolperstein-Projekts, das auf den Künstler Gunter Demnig zurückgeht, im Rahmen einer Ausstellung präsentiert.

Ebenfalls in bezirkliche Verantwortung im Kontext historischer Erinnerungsarbeit fällt die Umbenennung antisemitischer Straßennamen bzw. die proaktive Benennung von Straßen oder Plätzen nach lokal bedeutsamen jüdischen Persönlichkeiten. Bundesweit bekannt ist Berlin hier vor allem wegen der wiederkehrenden Debatten um die Treitschkestraße oder die Pacelliallee, deren Umbenennung immer wieder gefordert wird. Weniger bekannt sind erfolgte Umbenennungen wie beispielsweise die des ehemaligen Versammlungsortes für neonazistische Rudolf-Heß-Demonstrationen (vor dem Kriegsverbrechergefängnis) in »Platz der Weißen Rose« in Spandau oder die Benennung der Edith-Kiss-Straße in Friedrichshain-Kreuzberg. Da die Umbenennung von Straßennamen in die Verantwortung der Bezirksverordnetenversammlungen fällt und hier – nach einmal erfolgter Benennung – die Hürden lange Zeit hoch waren, hat der Berliner Senat mit der Änderung der Ausführungsvorschriften zu § 5 des Berliner Straßengesetzes (AV Benennung) die Rahmenbedingungen geschaffen, um auch Straßen, die nach Antisemit\*innen benannt sind, leichter umbenennen zu können. Hierzu wurde im Auftrag des Ansprechpartners des Landes Berlin zu Antisemitismus zusätzlich ein Dossier zum Thema Straßen- und Platznamen mit antisemitischen Bezügen in Berlin erstellt, in dem sämtliche Straßen und Plätze Berlins untersucht wurden, um so für weitere Initiativen zur Auseinandersetzung mit Namensgebungen mit antisemitischen Bezügen eine systematische Erkenntnisgrundlage zu schaffen (vgl. Sassmannshausen 2021).

Das Thema Bildung und Jugend tangiert primär den außerschulischen Bereich, da die Verantwortung für das Feld Schule auf Senatsebene liegt und insofern auf bezirklicher Ebene eher der Komplex einer Bedarfsermittlung konkreter Problemfelder im schulnahen Umfeld angesprochen wird (vgl. Salzborn/Kurth 2021, 34f.), wobei hier vor allem die Implementierung von antisemitismuskritischer Bildungsarbeit in der (Jugend-) Bildung im bezirklichen Fokus steht. Diese Bildungsarbeit erfolgt in meh-

renen Berliner Bezirken in Zusammenarbeit mit dem bereits erwähnten Projekt ju:an durch Schulung von Multiplikator\*innen und wird durch die Thematisierung von Antisemitismus in Sozialraum-AGs bzw. in Bildungsnetzwerken auf der Ebene bezirklicher Jugendämter ergänzt.

Die bereits auf Senatsebene angesprochene Arbeit der zwölf Berliner Volkshochschulen im Bereich der Breitenbildung umfasst praktisch ein weitreichendes Bildungsangebot sowohl zu Antisemitismus, als auch zu jüdischer Religion, Kultur und Geschichte, zu israelischer Landeskunde und hebräischer Sprache, beispielsweise aber auch Ausstellungen wie »L'Chaim – Auf das Leben!« der VHS Marzahn-Hellersdorf, Stadtrundgänge durch Kieze mit jüdischer Geschichte und Gegenwart bei der VHS Pankow oder Führungen auf jüdischen Friedhöfen der VHS Mitte. Mit Fokus auf internationale Bildungs- und Austausch Aspekte sind überdies die umfangreichen Städtepartnerschaftsprojekte der Berliner Bezirke mit israelischen Städten zu nennen. Acht der zwölf Bezirke unterhalten solche Partnerschaften, einer davon sogar mit zwei israelischen Städten (Spandau mit Ashdod, Reinickendorf mit Kfar Saba, Charlottenburg-Wilmersdorf mit Karmiel und mit Or-Jehuda, Steglitz-Zehlendorf mit Sderot, Pankow mit Ashkelon, Mitte mit Holon, Tempelhof-Schöneberg mit Naharija, Neukölln mit Bat-Jam).

Jüdisches Leben in der Berliner Stadtkultur wird von den Bezirken neben der Zusammenarbeit mit der Jüdischen Gemeinde und den Synagogengemeinden oft im Zusammenhang mit jüdischen Feiertagen praktiziert, etwa zu Chanukka [Lichterfest, s. Glossar] durch das Aufstellen einer Chanukkia am Pariser Platz (am Brandenburger Tor) in Mitte oder am Bayerischen Platz in Tempelhof-Schöneberg, gemeinsame Feiern von Chanukka oder Sukkot [Laubhüttenfest, s. Glossar] mit begleitenden Aktivitäten der Stadtteilgesellschaften, wie sie in Treptow-Köpenick intensiv mit dem Projekt »TKVA – Treptow-Köpenick für Vielfalt gegen Antisemitismus« verfolgt werden, die Entwicklung eines Audiorundgangs »Jüdische Geschichte(n) in Prenzlauer Berg« in Pankow, die gemeinsame Begehung des »Mitzvah Day« in Marzahn-Hellersdorf durch die Bezirkspolitik und die Jüdische Gemeinde oder auch temporäre Projekte wie in Spandau, wo der Bezirk das jüdische Theaterschiff MS Goldberg bei der Suche nach einem Dauerliegeplatz unterstützt.

Als Querschnittsaufgabe tangiert das Handlungsfeld »Antidiskriminierung, Opferschutz und Prävention« auf bezirklicher Ebene zahlreiche Themenbereiche. Die Zusammenarbeit mit zivilgesellschaftlichen Akteuren, die PfdDs und die bezirklichen Registerstellen wurden bereits erwähnt, seit der Explorativstudie des American Jewish Committee »Einstellungen von Geflüchteten aus Syrien und dem Irak zu Integration, Identität, Juden und Shoah« (vgl. Jikeli 2017) in Berliner Unterkünften für Geflüchtete zeigt

sich aber auch dieses Thema als wichtiges Handlungsfeld, und zwar in doppelter Hinsicht: zum einen als Schutz der Geflüchteten vor antisemitischer Diskriminierung und zum anderen als Wachsamkeit gegenüber antisemitischer Diskriminierung durch Geflüchtete. Unter anderem in Pankow werden interkulturelle Erinnerungsprojekte für Geflüchtete auf Deutsch und Arabisch angeboten. Auch Workshops des Integrationsbeirates thematisieren ausdrücklich Antisemitismus.

## 5 Resümee

Da Antisemitismusbekämpfung als systematisches Staats- und Verwaltungshandeln noch ein extrem junges Politikfeld ist und Berlin als erstes Bundesland ein systematisches Verwaltungskonzept hierzu entwickelt hat, ist vergleichende Darstellung zwar extrem wünschenswert, faktisch jedoch mangels realer Vergleichsmöglichkeiten (noch) nicht möglich. Daher können Effizienz- und Steuerungsfragen an dieser Stelle nicht abschließend beantwortet werden.

Darüber hinaus liegt eine grundsätzliche Herausforderung in der validen Messung von politischem Handeln, insbesondere im Bildungskontext: Jede Evaluation »misst« kurzfristige Effekte, die tatsächliche Langzeitwirkung ist aber aus wissenschaftstheoretischen Gründen nur extrem schwer zu bestimmen – denn bei der Antisemitismusprävention werden ja Erfolge angestrebt, die pädagogisch in erster Linie zu Nicht-Handeln führen sollen: zur Vermeidung von Antisemitismus in Wort und Tat. Während biografisch ermittelbar ist, warum sich ein aktives Engagement gegen Antisemitismus bei Individuen als handlungsleitend konstituiert hat, ist es beim einstellungsbezogenen Abbau von antisemitischen Ressentiments methodisch ungleich schwieriger, den konkreten Einfluss einzelner Erfahrungen und/oder Projekte zu bestimmen.

Gleichwohl lässt sich die potenzielle Bandbreite staatlichen Handelns gegen Antisemitismus am Berliner Modell auf unterschiedlichen innenpolitischen Handlungsfeldern (im Sinne eines traditionellen Innenpolitikbegriffs, der an dieser Stelle vor allem darauf abhebt, dass es um innerstaatliches Handeln in vielfältigen Ressorts und Politikfeldern geht) zeigen, wie auch die integrative Vernetzung von staatlichem und zivilgesellschaftlichem Handeln als potenzielle Bedingung für eine erfolgreiche Antisemitismusprävention die Mehrebenenperspektive zumindest andeutet. Die Verzahnung von Landes- und Bezirksebene ist dabei fraglos eine Spezifik des Berliner Modells. Für

einen späteren Vergleich mit anderen Ländern könnte hierin bereits der Hinweis angedeutet sein, dass in Flächenländern eine reine Top-Down-Policy, die die Ebene der Stadt-Land-Differenzierung nicht reflektiert, das Verwaltungshandeln gegen Antisemitismus massiv konterkarieren könnte.

Als Schlüsselfrage für die weitere Entwicklung des Politikfeldes »Antisemitismus« bleibt überdies ein Spannungsverhältnis zu nennen: Die reale Entwicklung des Antisemitismus in Deutschland zeigt unmissverständlich, dass es der Antisemitismusbeauftragten als Institutionen bedarf, um das Themenfeld dauerhaft als strukturelle Herausforderung der bundesdeutschen Politik zu erfassen – und nicht nur anlassbezogen (bei antisemitischen Vorfällen) kurzfristig und damit tendenziell effizienzlos zu reagieren.

In diesem Zusammenhang stellte Lorenz Korgel fest:

*»In den vergangenen zwei Jahren hat sich in der Antisemitismusprävention in Deutschland, auch durch die Arbeit der Antisemitismusbeauftragten, viel bewegt: So wurde die zivilgesellschaftliche Erfassung antisemitischer Vorfälle vorangebracht, es wurden Beratungsstrukturen geschaffen, Expert\*innengremien einberufen, Berichte verfasst und eine Bund-Länder-Konferenz eingerichtet, die die Prävention von Antisemitismus als dauerhaftes Thema im Regierungshandeln von Bund und Ländern vorantreibt und am Leben hält.«*

*(Korgel 2020, 149).*

Korgel betont dabei sehr deutlich, eine markante Funktion bestehe darin, »Antisemitismus in allen seinen Formen zu benennen und zu seiner Ächtung beizutragen« (ebenda), was eine dezidiert öffentliche bzw. mediale Aufgabe ist, die zugleich aber auch intern in Verwaltungsstrukturen hineinwirkt und damit Veränderungen auf der Ebene von Politik, Verwaltung und Recht anstoßen oder unterstützen kann.

Die Kehrseite besteht jedoch auch darin, dass der Prozess der kritischen Auseinandersetzung mit Antisemitismus in Deutschland mittlerweile – endlich – als politische Herausforderung begriffen wird. Zugleich ist aber die gesellschaftliche Abwehr gegen das Thema nach wie vor massiv und auch das Gewaltpotenzial im Antisemitismus wird immer größer. »[...] auf Dauer werden die Mahnungen von Antisemitismusbeauftragten nicht ausreichen, es braucht vielmehr eine gesamtgesellschaftliche Haltung, die Antisemitismus in allen Formen ächtet und solidarisch an der Seite der jüdischen Community steht« (ebd., 153). Hierzu gehört auch, dass antisemitische Vorfälle – von der Einzeltat bis hin zu öffentlichkeitswirksamen Großereignissen (Al-Quds-Demonstrationen, BDS-Aktionen [s. Glossar], Coronaleugner\*innen-Versammlungen und dergleichen) – auch in ihrer

Struktur begriffen werden, und zwar als Artikulation von Antisemitismus, der sich Vorwände und Anlässe als Gelegenheitsstrukturen sucht, um sich in Wort und Tat auszuagieren. Dabei liegt jeder antisemitischen Tat ein antisemitisches Weltbild zugrunde, ohne das es keine dieser Taten geben würde.

In der Zukunft wird eine der Herausforderungen darin bestehen, diese Erkenntnis in unterschiedlichen Bereichen noch stärker zu verankern:

- im Bereich der Erinnerungspolitik im Hinblick auf »Tradierungen von Antisemitismus« mit Blick auf den kausalen Zusammenhang von Antisemitismus und Verschwörungsdenken, das sich anlassbezogen fortlaufend reaktualisieren kann,
- bezogen auf das Themenfeld Antisemitismus für die schulische Präventionsarbeit, die als Querschnittsaufgabe verstanden werden muss und neben dem Geschichtsunterricht auch in anderen Fächern, insbesondere im thematisch primär zuständigen Politikunterricht, verbindlich verankert werden sollte,
- bezüglich einer proaktiven Integration der umfangreichen Tätigkeiten der jüdischen Community Berlins in den Berliner Alltag, die nicht anlassbezogen, sondern kontinuierlich und selbstverständlich erfolgen muss.

## Literatur

Adorno, Theodor W. (1951), *Minima Moralia*, Reflexionen aus dem beschädigten Leben, in: *Gesammelte Schriften* Bd. 4, Frankfurt, Suhrkamp 1997

Europäische Kommission (Hrsg.), *Handbuch zur praktischen Anwendung der IHRA-Arbeitsdefinition von Antisemitismus*, Luxemburg, Amt für Veröffentlichungen der Europäischen Kommission, 2021

Fischer, Ruth/Harig, Jan/Holler, Malte/Zwilling, Catarina, *Mehrfachnennungen möglich. Umfragen zu jugendlichen, pädagogischen und jüdischen Perspektiven auf Antisemitismus und Bildungsarbeit*, Berlin, Bildung in Widerspruch, 2020

FRA/European Union Agency for Fundamental Rights, *Antisemitism. Overview of antisemitic incidents recorded in the European Union 2009–2019*, Wien, FRA, 2020

Ionescu, Dana, *BDS-Bewegung/Antisemitische Boykottkampagnen gegen Israel*, Berlin, Senatsverwaltung für Justiz, Verbraucherschutz und Antidiskriminierung, 2020 [https://www.berlin.de/sen/lads/schwerpunkte/rechtsextremismus-rassismus-antisemitismus/ansprechpartner-fuer-antisemitismus/dossier\\_ionescu.pdf](https://www.berlin.de/sen/lads/schwerpunkte/rechtsextremismus-rassismus-antisemitismus/ansprechpartner-fuer-antisemitismus/dossier_ionescu.pdf)

- Jikeli, Günther, Einstellungen von Geflüchteten aus Syrien und dem Irak zu Integration, Identität, Juden und Shoah, Berlin, American Jewish Committee 2017
- Kienzl, Gabriele, Orte der Erinnerung – Denkmal für die zerstörte Synagoge Lindenstraße und Jüdisches Museum, Berlin, Berliner Landeszentrale für politische Bildung, 2018
- Korgel, Lorenz, Einmischen im staatlichen Auftrag. Seit zwei Jahren gibt es in Bund und Ländern erste Antisemitismusbeauftragte: Zeit für erste (selbst-)kritische Beobachtungen, Demokratie gegen Menschenfeindlichkeit, 2020, 2, S. 149–153
- Pickel, Gert/Reimer-Gordinskaya Katrin/Decker, Oliver, Der Berlin-Monitor 2019, Vernetzte Solidarität – Fragmentierte Demokratie, Magdeburg/Leipzig, FH Magdeburg-Stendal/Universität Leipzig, 2019
- Poensgen, Daniel/Steinitz, Benjamin, Alltagsprägende Erfahrung, in: Samuel Salzborn (Hrsg.), Antisemitismus seit 9/11, Ereignisse, Debatten, Kontroversen (S. 13–28), Baden-Baden, Nomos, 2019
- Polizei Berlin/Generalstaatsanwaltschaft Berlin, Leitfaden zur Verfolgung antisemitischer Straftaten in Berlin, Berlin, Polizei & Generalstaatsanwaltschaft, 2021
- Reimer-Gordinskaya, Katrin/Tzschiesche, Selana, Antisemitismus, Heterogenität, Allianzen, Forschungsbericht zum ersten Schwerpunkt der Aktivierenden Befragung im Berlin-Monitor, Magdeburg/Leipzig, FH Magdeburg-Stendal/Universität Leipzig, 2020
- Rensmann, Lars/Schoeps, Julius H. (eds.), Politics and Resentment. Antisemitism and Counter-Cosmopolitanism in the European Union, Leiden/Boston, Brill, 2021
- Salzborn, Samuel/Kurth, Alexandra, Antisemitismus in der Schule. Erkenntnisstand und Handlungsperspektiven, in: Samuel Salzborn (Hrsg.), Schule und Antisemitismus. Politische Bestandsaufnahme und pädagogische Handlungsmöglichkeiten (2. Aufl.), S. 9–49, Weinheim, Beltz Juventa, 2021
- Salzborn, Samuel, Antisemitismus als negative Leitidee der Moderne Sozialwissenschaftliche Theorien im Vergleich, Frankfurt/New York, Campus, 2010
- Salzborn, Samuel, Das Instrument des Antisemitismusberichts und die aktuelle Entwicklung von Antisemitismus in Deutschland, in: Anita Haviv-Horiner (Hrsg.): In Europa nichts Neues? Israelische Blicke auf Antisemitismus heute, S. 20–34, Bundeszentrale für politische Bildung, Bonn 2019
- Salzborn, Samuel, Globaler Antisemitismus – Eine Spurensuche in den Abgründen der Moderne (2. Aufl.), mit einem Vorwort von Josef Schuster, Weinheim, Beltz Juventa, 2020
- Salzborn, Samuel, Antisemitismus zwischen Tat und Straftat. Zur Dunkelfelderhellung am Beispiel des Berliner Modells der Antisemitismusbekämpfung, in: Recht und Politik, 2021, 57:2, 221–227

- Sassmannshausen, Felix, Straßen- und Platznamen mit antisemitischen Bezügen in Berlin, Berlin, Senatsverwaltung für Justiz, Vielfalt und Antidiskriminierung, 2021
- Schwarz-Friesel, Monika/Reinharz, Jehuda, Die Sprache der Judenfeindschaft im 21. Jahrhundert, Berlin/New York, de Gruyter, 2013
- Senat von Berlin, Berlin gegen jeden Antisemitismus! Berliner Landeskonzept zur Weiterentwicklung der Antisemitismus-Prävention, Berlin, Senat, 2019
- SenBJF/Senatsverwaltung für Bildung, Jugend und Familie (Hrsg.), Umgang mit Antisemitismus in der Grundschule. Alltag von Jüdinnen und Juden in Berlin, Auseinandersetzung mit antisemitischen Vorurteilen, Thematisierung des Holocaust, Berlin, SenBJF, 2020
- Unabhängiger Expertenkreis Antisemitismus (2017), Bericht, BT-Drs. 18/11970 v. 07.04.2017
- Vanoni, Claudia, Bericht der Antisemitismusbeauftragten der Generalstaatsanwaltschaft Berlin, Berichtszeitraum: 1. Januar 2020 bis 31. Dezember 2020, Berlin, GStA, 2021
- VDK (Verein für Demokratische Kultur in Berlin) & RIAS Berlin (Recherche- und Informationsstelle Antisemitismus Berlin), Antisemitische Vorfälle in Berlin 2020, Berlin, VDK & RIAS, 2021
- Zentralrat der Juden in Deutschland/Bund-Länder-Kommission der Antisemitismusbeauftragten/Kultusministerkonferenz, Gemeinsame Empfehlung des Zentralrats der Juden in Deutschland, der Bund-Länder-Kommission der Antisemitismusbeauftragten und der Kultusministerkonferenz zum Umgang mit Antisemitismus in der Schule, Berlin, Sekretariat der Ständigen Konferenz der Kultusminister der Länder in der Bundesrepublik Deutschland, 2021

**Samuel Salzborn**, hat Politikwissenschaft, Soziologie, Psychologie und Rechtswissenschaft studiert (Uni Hannover), in Politikwissenschaft promoviert (Uni Köln) und habilitiert (Uni Gießen). Er ist Ansprechpartner des Landes Berlin zu Antisemitismus und apl. Professor für Politikwissenschaft an der Justus-Liebig-Universität Gießen

## Ausgewählte Veröffentlichungen

- Globaler Antisemitismus. Eine Spurensuche in den Abgründen der Moderne. Mit einem Vorwort von Josef Schuster, 3. Auflage, Weinheim 2022
- Demokratie. Theorien – Formen – Entwicklungen, 2. Auflage, Baden-Baden 2021
- Kollektive Unschuld. Die Abwehr der Shoah im deutschen Erinnern, Leipzig 2020.



## »Du bist der erste lebendige Jude, dem ich begegne« – Antisemitismus an Schulen in Deutschland

Im Koalitionsvertrag der neuen Bundesregierung verpflichten sich die Regierungsparteien zur Bekämpfung des Antisemitismus und zum Schutz von Jüdinnen und Juden sowie ihrer Einrichtungen. Dass diese dauerhaft geschützt werden müssten, sei ein »beschämender und schmerzlicher Zustand«. Um dem Antisemitismus, und damit diesem Zustand entgegenzuwirken, setzen die Regierungsparteien unter anderem auf »Prävention und sensibilisierende Aus- und Fortbildungen« (SPD/Grüne/FDP 2021, S. 119).

Diese Verpflichtung spiegelt die demokratischen Leitwerte, die Verantwortung Deutschlands angesichts der Shoah und damit den Anspruch wider, Antisemitismus zu ächten. Doch bezieht sich dieser Anspruch auf eine Gesellschaft, in der Antisemitismus seine Ächtung fortwährend unterläuft, in der über einen abstrahierend als »beschämend und schmerzlich« beschriebenen Zustand geredet wird, während Antisemitismus für Jüdinnen und Juden ein überaus konkretes Problem ihres Alltags darstellt.

Dieses Problem ergibt sich aus Erfahrungen mit Feindseligkeiten und Angriffen, aus daraus resultierenden Verletzungen und Verunsicherungen und beeinflusst den Blick auf eine Zukunft in Deutschland. Dass dieser Blick mit Sorgen und Unsicherheiten verbunden ist, belegen Forschungen aus den vergangenen Jahren, in denen aus der Wahrnehmung von Jüdinnen und Juden ein Anstieg des Antisemitismus um 79 Prozent (Zick et al. 2017a, S. 13) bzw. 89 Prozent (FRA 2018, S. 19) in Deutschland rekonstruiert wurde. Im Jahr 2017 haben 62 Prozent der im Rahmen der Studie »Jüdische Perspektiven auf Antisemitismus in Deutschland« befragten Jüdinnen und Juden angegeben, mit versteckten antisemitischen Andeutungen konfrontiert gewesen zu sein, 29 Prozent mit antisemitischen Beleidigungen und 3 Prozent mit körperlichen Angriffen. Bei 81 Prozent der körperlichen Angriffe wurden muslimische Personen oder Gruppen, in 25 Prozent Linksextreme und in 19 Prozent Rechtsextreme als Urheber wahrgenommen (Mehrfachnennungen waren möglich; vgl. Zick et al. 2017, S. 21). 58 Prozent der Befragten vermieden es angesichts die-

ser Bedrohungskulisse, bestimmte Stadtteile zu betreten, und 70 Prozent unterließen es, jüdische Symbole in der Öffentlichkeit zu tragen (vgl. Zick et al. 2017, S. 32). 61 Prozent der befragten Jüdinnen und Juden gaben an, in der Vergangenheit darüber nachgedacht zu haben, aus Deutschland auszuwandern, weil sie sich als jüdische Person hier nicht sicher fühlen (vgl. Zick et al. 2017a, S. 35).

Wie weit Antisemitismus in Deutschland verbreitet ist und in welchem Maß er zunimmt, belegen auch Einstellungsforschungen, die Entwicklung antisemitischer Straftaten und die Dokumentation antisemitischer Vorfälle. Antisemitische Einstellungen zeigen sich in der deutschen Bevölkerung konstant. Insbesondere der Schuldabwehr- und der israelbezogene Antisemitismus finden weite Verbreitung (vgl. Zick et al. 2017b, S. 26 ff.; Zick 2021, S. 192). Israelbezogener Antisemitismus hat 2018/2019 Zustimmungswerte (inklusive teilweiser Zustimmung) von circa 50 Prozent erhalten (vgl. Zick 2021, S. 192). Für das Jahr 2021 ergibt eine Studie des World Jewish Congress, dass jeder fünfte Deutsche antisemitischen Aussagen zustimmt, in der Altersgruppe der 18–29-Jährigen ist es jeder dritte (WJC 2022, S. 17). Dass der Antisemitismus zunimmt, folgt daraus, dass 2018/2019 12,5 Prozent der deutschen Bevölkerung klassisch-antisemitischen Äußerungen vollumfänglich oder in Teilen zustimmten, während es 2020/2021 21,2 Prozent waren (vgl. Zick 2021, S. 192). Auch die Zahl antisemitischer Straftaten ist in den vergangenen Jahren gestiegen (vgl. BMI 2021, S. 7; Jansen 2022). Damit wird jedoch nur ein kleiner Teil der antisemitischen Vorfälle erfasst, da viele antisemitische Äußerungen als nicht strafrechtlich relevant gelten oder strafrechtlich relevante Taten nicht zu beweisen sind. Circa ein Viertel (vgl. Zick et al. 2017, S. 30) bzw. ein Fünftel aller Betroffenen (vgl. FRA 2018, S. 56) zeigen antisemitische Vorfälle an oder melden sie. Auch deshalb ist die Dokumentation antisemitischer Vorfälle durch Monitoring von großer Bedeutung (vgl. RIAS 2020). Während der Corona-Pandemie wurde durch Monitoring eine Zunahme des Antisemitismus rund um Verschwörungsmythen und die Bagatellisierung der Schoah festgestellt (vgl. RIAS 2022; European Commission 2021; WJC 2022).

In dieser Konstellation kommt der Schule als Bildungsinstitution eine Schlüsselstellung zu. Einerseits sollen Kinder und Jugendliche entsprechend dem Bildungs- und Erziehungsauftrag über Antisemitismus aufgeklärt und dazu befähigt werden, als mündige Bürger\*innen seine ideelle Ächtung einzulösen. Andererseits verdichtet sich Antisemitismus als gesellschaftliches Problem dort, wo ihm mit Bildung und Erziehung, durch »Prävention und sensibilisierende Aus- und Fortbildungen«, entgegengewirkt

werden soll, selbst zu einem spezifischen Problem. Die Schule gerät als gesellschaftlicher Mikrokosmos, in dem Antisemitismen wie unter einem Brennglas zutage treten, in den Fokus.

Auf Grundlage von Befunden einer soziologisch-qualitativen Studie über Antisemitismus an Schulen<sup>1</sup> (Bernstein 2020), die auf einem Vergleich der Perspektiven und Erfahrungen von Betroffenen und den Orientierungsmustern von nichtjüdischen Lehrkräften basiert, soll im Folgenden geschildert werden, wie sich dieses Problem konkret darstellt. Die häufig nicht beachteten Perspektiven und Erfahrungen der Betroffenen werden mit Fokus auf Differenz- und Feindbildkonstruktionen (Kapitel 1) sowie auf Schuldabwehr- und israelbezogenen Antisemitismus (Kapitel 2) dargestellt, um so die Manifestationen des Antisemitismus in Schüler- und Lehrerschaft zu skizzieren. Die Darstellung der Orientierungsmuster von nichtjüdischen Lehrkräften zeigt, dass sich ein defizitärer pädagogischer Umgang mit Antisemitismus etabliert hat (Kapitel 3). Wie diesem Missstand beizukommen wäre, wird abschließend in einem Resümee und mithilfe von Handlungsempfehlungen angesprochen (Kapitel 4).

## 1 Wie Jüdinnen und Juden zu Fremden und Feinden erklärt werden

Jüdische Schüler\*innen und Lehrer\*innen werden im Schulalltag mit zahlreichen widersprüchlichen antisemitischen Bildern konfrontiert, mit denen sie als nicht zugehörig, fremd und sogar als Feind\*innen ausgewiesen werden. Der Logik des Antisemitismus folgend werden jüdische Kinder und Jugendliche als vermeintlich moralisch unterlegen und religiös rückständig der »Wir-Gruppe« gegenübergestellt und abgewertet und gleichzeitig als vermeintlich finanziell überlegen und politisch machtvoll der »Wir-Gruppe« entgegengestellt und zum »Bösen« erklärt. Sinnfällig wird das an den Erfahrungen zweier jüdischer Jugendlicher: Während eine jüdische Schülerin von ihrer Lehrerin mit den Worten »Du sollst dich europäischer verhalten« für vermeintlich zu lautes Sprechen auf dem Gang getadelt wurde (vgl. Bernstein 2020, S. 126), wurde ein jüdischer Schüler von einem

---

1 Im Rahmen der Studie sind zwischen 2017 und 2019 insgesamt 251 Interviews mit jüdischen Schüler\*innen, ihren Eltern sowie mit jüdischen und nichtjüdischen Lehrkräften an 171 Schulen in ganz Deutschland geführt und ausgewertet worden (vgl. Bernstein 2020, S. 24ff.).

Mitschüler durch eine rhetorische Frage auf die angebliche Allmachtposition des »jüdischen Kollektivs« als Weltherrschaftsinstanz verpflichtet: »Ihr Juden wisst schon, dass ihr die Welt regiert?« (vgl. Bernstein 2020, S. 111). An diesen Beispielen wird ersichtlich, wie weit sich antisemitische Differenz- und Feindbildkonstruktionen und damit der Erfahrungsraum der Betroffenen aufspannen. In der Terminologie des Politikwissenschaftlers Lars Rensmann lässt sich die Struktur des Antisemitismus in eine generalisierbare und eine spezifische Dimension differenzieren (2018, S. 93).

Die generalisierbare Dimension des Antisemitismus zielt auf die Wahrnehmung von Jüdinnen und Juden als Angehörige einer Minderheit. Aus der Perspektive der Betroffenen werden sie aus der Mehrheitsformation heraus entlang stereotypisierender Vorstellungen über jüdische Praxis und Identität als dieser nicht zugehörig oder als fremd ausgewiesen. Der Sinnhorizont der »Fremdheit« wird dabei mitunter durch exotisierende und philosemitische Bezugnahmen auf Jüdinnen und Juden sowie Judentum hergestellt, etwa, als eine Schülerin aufgefordert wurde, für ein Klassen-event »jüdisches Frühstück« mitzubringen (vgl. Bernstein 2020, S. 90). Der Anspruch, »Fremdheit«, also die Differenz im Intergruppenverhältnis zwischen der Mehrheitsformation auf der einen und Jüdinnen bzw. Juden auf der anderen Seite, schafft durch diesen Popanz ein übersteigertes Zerrbild. Es wird angestrebt, dieses zu überwinden, tatsächlich aber wird es perpetuiert, und zwar im als außeralltäglich zelebrierten interkulturellen Miteinander oder mitunter auch in philosemitischen Absurditäten. Eine solche schildert ein jüdischer Lehrer in seiner Beschreibung einer Weihnachtsfeier, bei der Chanukka-Musik gespielt und Händchen haltend getanzt wurde (vgl. Bernstein 2020, S. 67; dazu auch Merlini 2022).

Eine Befragte der Studie »Jüdische Perspektiven auf Antisemitismus« beschreibt das Gefühl, als Jüdin von und vor der Mehrheitsformation exponiert und »wie im Zoo« (Zick et al. 2017a, S. 43) vorgeführt zu werden. Ein jüdischer Schüler wurde von seinem Lehrer vor der Klasse, die bis dahin nichts von seiner jüdischen Identität gewusst hatte, gefragt, warum er denn keine Kippa trage. Damit wurde er als Repräsentant des Judentums am mehrheitsgesellschaftlichen Judenbild gemessen (vgl. Bernstein 2020, S. 98). Eine solche Repräsentationslogik ist vermeintlich harmlosen Differenzkonstruktionen immanent. Sie bezieht sich nicht nur auf die Zuschreibung von Stellvertreter\*innen- und Expert\*innenrollen im Zusammenhang mit dem Judentum, sondern insbesondere auf solche im Zusammenhang mit der Schoah und Israel.

In der Regel gehen der Sinnhorizont der »Fremdheit« und die Zuschreibung von Repräsentationsrollen mit der Abwertung jüdischer Praxis und

Identität und damit mit der spiegelbildlichen Aufwertung der »Wir-Gruppe« einher. Einem jüdischen Grundschüler wurde von seiner Lehrerin untersagt, außerhalb des Segensspruchs beim Frühstück eine Kippa zu tragen. Sie nutzte ein gegen Religion gerichtetes Dammbruchargument und setzte den Wunsch des Kindes in Zusammenhang mit einem imaginierten Bedrohungsszenario, dann kämen ja auch die »muslimischen Kinder 5-mal am Tag mit ihren Teppichen« (Bernstein 2020, S. 94). Die Frage eines Religionslehrers an eine jüdische Schülerin vor der ganzen Klasse, was »ihr Juden immer noch nicht am Christentums akzeptieren könnt« (vgl. Bernstein 2020, S. 128), exemplifiziert dieses Moment der Repräsentationslogik und deren Verwobenheit mit tradierten antisemitischen Topoi – in diesem Fall mit der antijudaistischen Vorstellung, Jüdinnen und Juden verweigerten sich dem christlichen Erlösungsversprechen.<sup>2</sup> Die Lehrkraft scheint sich gar nicht bewusst gewesen zu sein, dass sie selbst mit dem Vorwurf, Juden akzeptierten das Christentum nicht, Juden und dem Judentum Akzeptanz verweigert. Eine solche Abwertung folgt häufig daraus, dass die religiöse oder kulturelle Praxis der Mehrheitsformation in Normalitätsentwürfen verallgemeinert und jegliche Differenz als störende Abweichung wahrgenommen sowie sanktioniert wird. Sowohl jüdische Schüler\*innen als auch jüdische Lehrer\*innen werden mit der Erwartung konfrontiert, sich den Normen anzupassen. Wird die Assimilationserwartung verletzt, ist schnell die Grenze der Toleranz erreicht, wie eine jüdische Lehrkraft<sup>3</sup> berichtet (Bernstein 2020, S. 68): »Solange ich und mein Mann die »netten Juden« waren, die alles mitgemacht haben, war alles ok. [...], doch sobald man nicht mehr gleich war – nicht mehr zu der Weihnachtsfeier ging, die am Freitagabend war – war es ein Problem.« Insbesondere dann, wenn jüdische Schüler\*innen oder Lehrer\*innen jüdische Feier- oder Ruhetage einhalten wollen, stoßen sie mitunter auf Unverständnis, Missgunst oder offene Ablehnung durch ihre Lehrer\*innen bzw. Kolleg\*innen oder Vorgesetzten (vgl. Bernstein 2020, S. 180 ff.).

2 Ronny Hollaender spricht in ihrem äußerst lesenswerten Interview ebenfalls eine Erfahrung an, bei der eine Situation, in der jüdisch-religiöse Praxis sichtbar wird, nicht nur auf Unverständnis bei ihrem Gegenüber stößt, sondern dazu führt, dass ihr ein tradiertes antisemitisches Feindbild entgegengebracht wird.

3 Für jüdische Lehrkräfte, die über Antisemitismuserfahrungen in der Schule berichten, sprechen über ihren Arbeitsplatz und das Verhältnis zu Kolleg\*innen oder Vorgesetzten. Dass der Arbeitsplatz häufig ein Ort ist, an dem Jüdinnen und Juden Antisemitismus entgegengebracht wird, geht auch aus den eindrücklichen Schilderungen der Erfahrungen von Ofer Waldman hervor.

Im Zusammenhang mit der Schoah kommt eine weitere Dimension der Repräsentationslogik zum Vorschein. Jüdische Identität gilt nicht nur im kulturellen oder religiösen Sinn als »fremd«. Vielmehr führt jüdische Präsenz an sich schon zu Irritationen. Das kommt in an jüdische Schüler\*innen gerichteten Aussagen ihrer Mitschüler\*innen zum Ausdruck, wie etwa die folgenden Beispiele zeigen: »Ich wusste gar nicht, dass es Juden noch gibt überhaupt« oder »Du bist der erste lebendige Jude, den ich treffe« (Bernstein 2020, 329). Diesen Äußerungen liegt die Prämisse zugrunde, nach der Schoah gebe es keine Juden mehr, die von den Nazis erstrebte Judenvernichtung bzw. die Vision vom »judenreinen« Deutschland wäre also Realität geworden.

Indifferenz und Einfühlungsverweigerung gegenüber Jüdinnen und Juden als handelnden Subjekten zeigt sich auch dann, wenn Nachkommen aus dem Täterkollektiv jüdischen Nachkommen von Schoah-Opfern und -überlebenden eine Stellvertreter\*innenrolle als Opfer zuschreiben. Das tritt in mehreren Fällen hervor und wird am folgenden Beispiel deutlich (vgl. Bernstein 2020, S. 99): Eine jüdische Schülerin berichtet davon, wie ihr Lehrer beim Unterricht über die Schoah von seinen Schüler\*innen forderte, sich trauen aufzustehen, wenn sie Juden seien. Dies bedeutet eine Aufforderung dazu, sich vor der gesamten Klasse und vor dem Lehrer als möglichen Nachkommen von Mitläufer\*innen oder Täter\*innen zum Opferstatus zu bekennen.

Die Festlegung der Nachkommen von Schoah-Opfern und -überlebenden auf den Opferstatus bringt nicht nur ein instrumentelles, bis ins Voyeuristische ragendes Interesse an jüdischen Schüler\*innen und ihren leidvollen, häufig mit Traumata verbundenen Familiengeschichten zum Ausdruck (vgl. Grünberg 2012). Sie erfolgt in einem strikt dafür eingeräumten verkürzten Setting des Schulunterrichts und dazu in einer gesellschaftlichen Umgebung, in der häufig im Zusammenhang mit dem Nationalsozialismus und der Schoah nur über die Opfer, aber nicht über die Täter\*innen gesprochen und die Auseinandersetzung mit dem Nationalsozialismus »schuldneutral« und »entpersonalisiert« (Brockhaus 2008, S. 33) gerahmt wird. Das Interesse am Opferstatus geht mit der dethematisierenden Entledigung von familien- und kollektivbiografischen Verstrickungen in den Nationalsozialismus und die Schoah auf Seiten der Täter\*innengesellschaft einher. Jüdinnen und Juden werden zum Reden über die Familie aufgefordert, die Nachkommen von Mitläufer\*innen oder Täter\*innen dagegen nicht. Auch die Familiengeschichten der Lehrkräfte werden in aller Regel nicht angesprochen.

Am anderen Ende des Kontinuums der Repräsentationslogik stehen Zuschreibungen von Stellvertreter\*innen- und Expert\*innenrollen im Zusammenhang mit Israel und dem Nahostkonflikt. Unabhängig davon,

ob oder welchen Bezug jüdische Schüler\*innen in Deutschland zu Israel haben, werden sie von Mitschüler\*innen und Lehrer\*innen in die Position gebracht, zu tatsächlichen oder imaginierten Sachverhalten im Nahostkonflikt oder für Handlungen Israels Stellung zu nehmen oder sich dafür zu rechtfertigen. Nicht selten werden sie als vermeintliche »Aggressoren« und »Täter« angegriffen (vgl. Bernstein 2020, S. 100 ff.).

Damit zeigt sich, dass die Wahrnehmung jüdischer Kinder und Jugendlicher sich den Maßstäben eines sonst geteilten Normalitätsentwurfs entzieht. Vielmehr ist sie auf sie als Repräsentant\*innen eines jüdisch-israelisch homogenisierten Kollektivs gerichtet und changiert so zwischen der als Opfer oder Täter\*innen.

Die vermeintlich harmlose Repräsentationslogik und die Differenzkonstruktionen legen häufig den Grundstein dafür, dass jüdische Schüler\*innen von Mitschüler\*innen mit tradierten antisemitischen Feindbildern konfrontiert und angegriffen werden. Das schulspezifische Arrangement dafür ist häufig der Ethik-, Geschichts- oder Politikunterricht, in dem die jüdische Identität der Schüler\*innen bekannt wird. Danach folgen häufig Angriffe außerhalb des Unterrichts, die oft von mehreren Mitschüler\*innen ausgehen und über einen längeren Zeitraum anhalten (vgl. Bernstein 2020, S. 103 ff.). Diese Angriffe reichen von Bloßstellungen als Jüdin/Jude – zum Beispiel wurde einem jüdischen Schüler am ersten Tag an seiner neuen Schule ein Zettel mit der Aufschrift »Jude« auf den Rücken geklebt (vgl. Bernstein 2020, S. 104) – über Beleidigungen, antisemitische Dämonisierungen inklusive des Ausspruchs »Scheißjude« (vgl. Bernstein 2020, S. 121) und Bedrohungen bis hin zu physischen Angriffen. Einem jüdischen Schüler wurde gedroht, ihn abzustechen, später wurde er mit einer Eisenkette verprügelt (vgl. Bernstein 2020, S. 120).

Mehrere Interviewpartner\*innen berichten davon, dass sie nach Angriffen die Schule verlassen mussten, weil sie sich nicht mehr sicher fühlten, nachdem die Angreifer\*innen ohne weiterreichende Konsequenzen an der Schule verblieben, es wenig Reaktionen seitens der Lehrkräfte auf die Vorfälle gab und das Handeln als nicht antisemitisch eingestuft wurde. Zwei Schüler\*innen, die im Rahmen der Studie interviewt wurden, sind aufgrund von Antisemitismuserfahrungen nach Israel ausgewandert (vgl. Bernstein 2020, S. 120 ff.).

In welchem Maße tradierte antisemitische Feindbilder in der Schülerschaft, aber auch in der Lehrerschaft verbreitet sind, ist ebenfalls an den Erfahrungen der Betroffenen erkennbar. Mit den antisemitischen Feindbildern ist die spezifische Dimension des Antisemitismus angesprochen (vgl. Rensmann 2018, S. 94), die sich seit mehr als 2000 Jahren in unterschiedlichen, sich entlang von den die Gemeinschaft konstituierenden

Identitätsdimensionen wie Religion, »Rasse« oder Nation wandelnden aber strukturgleichen Erscheinungsformen entwickelt hat: vom Antijudaismus über den modernen Antisemitismus in seiner rassistischen Variante und den nationalsozialistischen Antisemitismus bis hin zum Schuldabwehr- und israelbezogenen Antisemitismus als dominierende Formen der Gegenwart.<sup>4</sup>

Alle Erscheinungsformen des Antisemitismus strukturieren einen Ordnungsentwurf der Welt, in dem Jüdinnen und Juden als bis ins Übernatürliche übersteigertes, personifiziertes Übel und absolutes Böse einer religiös, kulturell, »rassisch«, politisch oder national definierten Gemeinschaft entgegengesetzt werden. Jüdinnen und Juden werden dabei nicht als eine Minderheit unter vielen wahrgenommen. Vielmehr werden sie außerhalb des Verhältnisses zwischen als »fremd« verstandenen Gruppen verortet. Sie werden der das »absolute Gute« verkörpernden Gemeinschaft als ein diese unterminierendes und bedrohendes Prinzip entgegengesetzt.

Darauf gründet der Herrschaftsanspruch gegenüber Jüdinnen und Juden, die in Wahnbildern und Legenden als existenzbedrohendes Gegenbild der Gemeinschaft, als omnipotent, herrschend, verschwörerisch übermächtig, naturhaft diabolisch, listig, manipulativ oder allgemein böse dämonisiert werden (vgl. Adorno/Horkheimer 1944/2008, Postone 1991). Dabei werden gesellschaftliche Verhältnisse im antisemitischen Judenbild personifiziert, jedes Übel als Ausdruck »jüdischer Übermacht« verdammt und ins manichäische Szenario des ersehnten Kampfes der imaginierten Opfergemeinschaft gegen das »jüdische Böse« überführt (vgl. Haury 2002, S. 106 ff.; Sartre 1945/1979, S. 127).

Der Antisemitismus legitimiert damit nicht nur Gewalt gegen Jüdinnen und Juden als »gute Tat«, ihm ist das Ziel der Vernichtung der das Böse verkörpernden Jüdinnen und Juden eigen. Die Ermordung von rund sechs Millionen Jüdinnen und Juden durch das nationalsozialistische Deutschland markiert den historischen Gipfel der eliminatorischen Dimension des Antisemitismus.

---

4 Wenngleich jede Erscheinungsform historisch das Verhältnis zu Juden entlang verschiedener Identitätsdimensionen, in Passung zu je zeitgemäß gesellschaftlich anerkannten Autorität und damit auch in Distanzierung von je vorigen Erscheinungsformen konturiert wurde, sind sie doch strukturgleich. Das gilt auch für den Post-Holocaust-Antisemitismus (vgl. Schwarz-Friesel 2019, S. 41 ff.), der die ideelle Ächtung des Antisemitismus durch Codierungen und Umwegkommunikation in Bezugnahmen auf Israel und den Nahostkonflikt sowie als Schuldabwehrantisemitismus unterläuft (vgl. Longerich 2021, S. 373 ff.)



Diese ideologische Struktur des antisemitischen Weltbildes ist insofern bedeutend, als dass sie durch einzelne im kollektiven Wissen tradierte Feindbilder stets aktiviert wird. Wie virulent solche Feindbilder – trotz ihrer Ächtung – in der Schüler\*innenschaft, aber auch in der Lehrer\*innenschaft verbreitet sind, sollen einige Beispiele aufzeigen: Antijudaismus zeigt sich etwa in der an eine jüdische Schülerin gerichteten Frage eines Mitschülers, ob er mal ihre Hörner anfassen dürfe, oder in der von einer Lehrkraft geäußerten Gottesmordlegende<sup>5</sup> (vgl. Bernstein 2020, S. 108 & 128).<sup>6</sup> Antisemitische Bilder von Jüdinnen und Juden zeigen sich auch in rassistischer Variation, etwa, wenn Mitschüler\*innen eine jüdische Schülerin wegen ihrer »für Juden typische« Nase verspotteten oder eine Lehrerin auf die Frage, ob sie jüdisch sei, nur erwiderte, ob sie denn so aussähe (vgl. Bernstein 2020, S. 53). In der Schüler\*innenschaft sind, wie es dem Expertenwissen der Lehrkräfte folgt, Verschwörungsmythen weitverbreitet, in denen Jüdinnen und Juden oder imaginierte Entitäten wie das »Weltjudentum« als Herrschaftsinstanz und Ursache aller Übel dämonisiert werden (vgl. Bernstein 2020, S. 161 f.). Jüdischen Schüler\*innen wird auch eine als »typisch jüdisch« imaginierte naturhafte Nähe zu Geld, Kapitalismus und Reichtum unterstellt (vgl. Bernstein 2020, S. 47 f.).

Auch manche Lehrkräfte haben Feindbilder und Legenden rund um »jüdische Macht« verinnerlicht. So berichtete ein Lehrer vom vermeintlichen Einfluss jüdischer Unternehmer und erklärte im Hinblick auf ein imaginiertes Szenario jüdischen Herrschaftswirkens, dass »das halt auch was ist, was ja tatsächlich nicht ganz von der Hand zu weisen ist« (vgl. Bernstein 2020, S. 157). In Einzelfällen sind offen antisemitische Vernichtungsfantasien formuliert worden. Ein Lehrer etwa meinte, er könne Hitler schon verstehen, wenn alle Juden so seien wie der angesprochene Schüler (vgl. Bernstein 2020, S. 349). Eine Schülerin gab laut ihrem Lehrer an, »sehr tolerant« zu sein, schloss dann aber Jüdinnen und Juden aus dem Referenzrahmen akzeptierter interkultureller Differenz als Gegenbild aus und erklärte (vgl. Bernstein 2020, S. 139): »Nur nicht zu Juden, die gehören vergast.«

Überdeutlich zeigt sich der Antisemitismus in der Schüler\*innenschaft im Schimpfwortgebrauch von »Du Jude« (Bernstein 2020, S. 86 f.). Mit die-

5 Die Kleinschreibung beruht darauf, die christlichen Prämisse dieser antijudaistischen Legende, Gott sei durch seinen Sohn Jesu Mensch geworden, als solche offenzulegen.

6 Die Konfrontation mit beiden antijudaistischen Motiven und ihre Auswirkungen auf ein Kind beschreibt Lydia Aisenberg eindrucksvoll in der Schilderung ihrer Schulzeit in Großbritannien.

sem Schimpfwortgebrauch werden antisemitische Feindbilder aktiviert. Jude zu sein, steht synonym für »geizig«, »gierig« »listig« »hinterhältig«, »illoyal« und »verräterisch«, kurzum für alles, was verachtet wird und als Übel gilt. Es bedarf keiner weiteren Zuschreibung. Für viele nichtjüdische Schüler\*innen gilt es als eine Beleidigung, »wie ein Jude« zu sein, was das freie Ausleben jüdischer Identität für Schüler\*innen im öffentlichen Raum erschwert und zu innerlichen Identitätskonflikten sowie zum Verheimlichen ihrer jüdischen Zugehörigkeit führt. Jüdische Identität wird in Deutschland auch 77 Jahre nach der Schoah stigmatisiert.

## 2 Naziechos und israelbezogener Antisemitismus

Als gegenwärtig dominierende Erscheinungsformen der Judenfeindschaft – das belegen empirische Forschungen zu antisemitischen Einstellungen in der deutschen Bevölkerung (Zick et al. 2017b, S. 26 ff.) – sind der Schuldabwehr- und der israelbezogene Antisemitismus auch in der Schule am weitesten verbreitet. Das, was der Historiker Peter Longerich auf allgemeiner Ebene für das postnationalsozialistische Deutschland feststellt, gilt auch und insbesondere für die Schule und den israelbezogenen Antisemitismus (2021, S. 428): »[...] die negative Einstellung zu Juden und Judentum bildet auch heute noch, unter völlig veränderten Voraussetzungen, bei einem erheblichen Teil der Bevölkerung ein wesentliches Element der kollektiven deutschen Identität.« Nach der Schoah überdauern nicht nur tradierte antisemitische Feindbilder oder Vernichtungsfantasien. Vielmehr gehen die häufig verdrängten und verschwiegenen kollektiv- und familienbiografischen Verstrickungen in den Nationalsozialismus und in die Schoah in Schuld- und Erinnerungsabwehr über und damit in Ressentiments und Groll gegen Jüdinnen und Juden. Vernichtungsfantasien werden etwa nicht offen ausgesprochen, sondern in Anspielungen kommuniziert, wie gegenüber einer jüdischen Schülerin, die im unverkennbaren Bezug auf die nationalsozialistische Vernichtungspraxis gefragt wurde, ob sie heute schon geduscht habe (vgl. Bernstein 2020, S. 92).

Jüdinnen und Juden werden als Hindernis für eine »unbeschadete Identität« (Chernivsky 2017, S. 274) wahrgenommen. Durch uneingestandene Weitergaben von Emotionen wird Identität auf familiärer und national-kollektiver Ebene von der Täter\*innen- oder Mitläufer\*innenschaft an der nationalsozialistischen Judenvernichtung entkoppelt. Jüdinnen und Juden werden so zu einer auf Entlastung von der Täter\*innenschaft und vom Erbe des Na-

tionalsozialismus sowie auf Abwehr von Schuld und Erinnerung, aber auch auf Abwertung gerichtete Projektionsfläche (vgl. Bernstein 2020, S. 310 ff.).

Eine Schlussstrichmentalität, also das Bedürfnis, sich der Auseinandersetzung mit dem Nationalsozialismus und der Schoah, dem Erinnern und Gedenken ihrer Opfer zu entziehen, ist unter Schüler\*innen und Lehrer\*innen (vgl. Bernstein 2020, S. 313), aber auch in der Gesamtgesellschaft weit verbreitet. Im Januar 2020 stimmten 53 Prozent der Befragten bei einer im Auftrag der Wochenzeitung *Die Zeit* durchgeführten repräsentativen Umfrage der Aussage zu »75 Jahre nach dem Ende des Zweiten Weltkrieges sollten wir Deutsche einen Schlussstrich unter die Vergangenheit des Nationalsozialismus ziehen« und 43 Prozent der Aussage »Gemessen an der langen Geschichte unseres Landes nehmen die 12 Jahre Nationalsozialismus in der öffentlichen Auseinandersetzung einen viel zu großen Stellenwert ein« (*Zeit* 2020, S. 18 & 39).

Schüler\*innen und Lehrer\*innen wähen sich mitunter in emotionaler und zeitlicher Distanz zum Nationalsozialismus und zur Schoah und als unbeteiligte Akteure, doch setzen ihnen Erinnerung und Auseinandersetzung trotzdem zu: »Schließlich »muss [es] auch mal irgendwann wirklich kompakt und abgeschlossen sein«, wie es eine Lehrkraft im Hinblick auf die zum »Thema« erklärte Schoah formulierte (Bernstein 2020, S. 314). Aber auch mit schuldneutralen und entpersonalisierten Auseinandersetzungen, wie sie auf gesellschaftlicher Ebene den erinnerungskulturellen Konsens rahmen (vgl. Salzborn 2020), wird implizit im Sinnhorizont einer bereits erfolgten Läuterung an der Geschichte der Anspruch angemeldet, einen Schlussstrich zu ziehen. Der Schlussstrichmentalität entspricht an den Schulen ein Zustand, in dem die Kontinuität des Antisemitismus in banalisierenden und glorifizierenden Bezugnahmen auf den Nationalsozialismus und auf die Schoah von ganz unterschiedlichen Schüler\*innen zum Ausdruck kommt – und zwar auch solchen, die sich keinesfalls als Neonazis betrachten, auf renommierte Gymnasien gehen, gegenüber jüdischen Schüler\*innen und Lehrer\*innen aber »Holocaustwitze« erzählen, den Hitlergruß machen oder Hakenkreuze malen (vgl. Bernstein 2020, S. 337 ff.). Fallübergreifend hat sich rekonstruieren lassen, dass auch Vernichtungsfantasien gegenüber jüdischen Schüler\*innen und Lehrkräften offen geäußert werden, beispielsweise durch den Ausspruch, man habe vergessen, sie zu vergasen (vgl. Bernstein 2020, S. 349 ff.).

Der Schuldabwehrantisemitismus nimmt die tradierten antisemitischen Feindbilder auf (dazu Schwarz-Friesel 2019, S. 39 f.) und modifiziert sie im Rahmen der Bestimmung des Verhältnisses von Deutschen zu Jüdinnen und Juden entlang eines vermeintlichen Tabubruchs, der Selbstviktimisierung

und des infamen Wahnbilds, Juden seien als Nachkommen der Schoah-Opfer und -überlebenden privilegiert. Der vermeintliche Tabubruch erhält seinen Sinn durch die Unterstellung, als Deutscher könne man sich nicht offen äußern, ohne unberechtigterweise einen »Antisemitismusvorwurf« zu provozieren, was im deutschen Kontext als sehr schwerwiegende Beschuldigung gilt. Bei einigen Lehrkräften zeigt sich dieses Moment, wenn sie ein Recht auf »Israelkritik« gegenüber dem imaginierten Popanz eines »Kritikverbotes« einfordern (vgl. Bernstein 2020, S. 215). Eine nichtjüdische Schülerin beklagt, dass die heutige Generation immer noch mit dem Nationalsozialismus in Verbindung gebracht werde, schildert aber auch, dass Mitschüler den Hitlergruß machten (vgl. Bernstein 2020, S. 344).

Die Selbstviktimisierung folgt dem Anspruch, kollektiv- oder familienbiografisch eine alleinige oder mit den Jüdinnen und Juden geteilte Opferposition einzunehmen, und folgt der Relativierung des Nationalsozialismus als dem deutschen Volk aufgezwungen oder auch der Relativierung der Schoah durch die Universalisierung von Leid im Sinnhorizont eines zur Naturgewalt stilisierten Krieges, der seiner Ursache, seines Charakters als Vernichtungskrieg und seiner Akteurskonstellationen enthoben ist.

Diesem Muster entsprechend werden auch über die Schule hinausgehend familienbiografische Verstrickungen in den Nationalsozialismus in kontraevidenten Rollenzuschreibungen der Familienangehörigen als Opfer, Helfer\*innen oder Held\*innen zur Entlastung umgedeutet bzw. ausgeblendet (vgl. Welzer/Moller/Tschuggnall 2002, 40 ff.).

Dies geht etwa aus dem »Multidimensionalen Erinnerungsmonitor« des Instituts für interdisziplinäre Konflikt- und Gewaltforschung und der Stiftung »Erinnerung. Verantwortung. Zukunft« hervor (vgl. Zick et al. 2018 & 2019 & 2020). Im Jahr 2018 gaben 54,5 Prozent der Befragten an, ihre Vorfahren seien im Zweiten Weltkrieg unter den Opfern gewesen. Im Jahr 2019 waren es 35,9 Prozent und im Jahr 2020 35,8 Prozent. Auf der Grundlage, die Familienangehörigen als Opfer wahrzunehmen, werden die Täter zum Verschwinden gebracht. Lediglich 17,6 Prozent (2018), 19,6 Prozent (2019) und 23,2 Prozent (2020) weisen auf Täter aus ihrer Familie hin. Dagegen bemühen 18 Prozent (2018), 28,7 Prozent (2019) bzw. 32,2 Prozent (2020) ein Bild von Familienangehörigen, die Opfern geholfen hätten. Dass es sich dabei um entlastende Zerrbilder handelt, folgt nicht nur aus daraus, dass es genauso viele Täter wie Helfer gegeben hätte (2018), sondern auch daraus, dass der Anteil der Täter an der Gesamtbevölkerung viel höher als derjenige innerhalb der eigenen Familie geschätzt wird (2019: 34,0 Prozent bzw. 2020 33,6 Prozent), der der Helfer aber viel niedriger auf die Gesamtbevölkerung als auf die Familie bezogen (2019: 15,8 Prozent bzw.

2020: 15,4 Prozent). Eine Umfrage der Wochenzeitung »Die Zeit« zeigt, dass lediglich 3 Prozent der Befragten ihre Vorfahren als Befürworter des Nationalsozialismus, aber 30 Prozent als Gegner ansehen (Zeit 2020, S. 44). Bei derselben Umfrage stimmten 64 Prozent der Befragten der Aussage zu: »Meine Familie, meine Eltern, Großeltern oder Urgroßeltern haben sich während der NS-Zeit keinerlei nationalsozialistische Verbrechen zu Schulden kommen lassen.« (Zeit 2020, S. 43)

Solche entlastenden Selbstbilder und Selbstviktimisierungen werden auch in Bildungskontexten präsentiert. So etwa von einer Lehrkraft, die in ihren Ausführungen impliziert, es gebe ein Problem mit Schoah-Überlebenden, denen sie Hassgefühle unterstellt, und konstatiert, man dürfe nicht alle Täter verteufeln. Sie benennt aber nur die Kategorie »Kriegsüberlebende«, der sie auch Täter\*innen zurechnet (vgl. Bernstein 2020, S. 160). Auch nach einer als »Witz« inszenierten Vernichtungsfantasie – auf einer Klassenfahrt wurden jüdische Schüler von ihren Mitschülern in den Waschraum gezogen, wo »sie ihnen auf den Kopf furzten« und riefen »Wir vergasen euch« (vgl. Bernstein 2020, S. 355) – bediente sich die Mutter eines Angreifers beim anschließenden Elterngespräch dieses Musters. Sie entschuldigte sich, verwies aber darauf, dass es ihre Familie im Zweiten Weltkrieg auch nicht leicht gehabt habe, da ihr Vater an der Front habe kämpfen müssen.

Jüdinnen und Juden wird aber nicht nur Einfühlung verweigert. Sie werden dort, wo Täter\*innen dethematisiert werden, als Opfer oder ihre Nachkommen zum Verschwinden gebracht. Zudem werden sie mit dem Wahnbild, als Nachkommen von Schoah-Opfern oder -überlebenden erführen sie eine Privilegierung, nicht nur geschmäht, sondern auch mehr oder minder subtil angefeindet. Einer jüdischen Schülerin gegenüber wurde das antisemitische Ressentiment auf die Schoah bezogen. Sie sei schon darauf angesprochen worden, dass Juden mit »Limousinen« zu »goldenen Gräbern« führen (vgl. Bernstein 2020 S. 110). Fallübergreifend lässt sich zudem erkennen, dass der Glaube, Jüdinnen und Juden müssten keine Steuern zahlen, weit verbreitet ist. Ihnen wird aufgrund der Schoah eine finanzielle Bevorteilung unterstellt, die mit dem tradierten Feindbild der Geldnähe zusammengeht und wiederum das Phantasma von Macht aktiviert (vgl. Bernstein 2020, S. 185 f.).

Mit dem israelbezogenen Antisemitismus wird der Schuldabwehr ein weiterer Ausdruck verliehen. Dieser oft als »Kritik« im Zusammenhang politischer Meinungen und Diskussionen legitimierte Antisemitismus zielt auf die Entlastung deutscher Kollektividentität und damit auf Täter-Opfer-Umkehrungen, indem die Schoah durch Gleichsetzungen Israels mit Nazi-deutschland bzw. militärischer Handlungen Israels im Nahostkonflikt mit

der Judenvernichtung relativiert wird und indem sowohl Schuld als auch das Erbe des Nationalsozialismus abgewehrt werden (vgl. Bernstein 2020, S. 219). Exemplarisch dafür steht die Äußerung einer bereits mit einer Schlusstrichforderung zitierten Lehrkraft, die Israels Handeln im Nahostkonflikt mit einem »Teufelskreis« erklärt, in dem Jüdinnen und Juden sich befänden und nun als Täter\*innen gleich den Nationalsozialisten das, was ihnen angetan wurde, »weitertreiben« würden (vgl. Bernstein 2020, S. 221). Auch gegenüber jüdischen Schüler\*innen werden diese dämonisierenden Gleichsetzungen geäußert, zum Teil äußerst aggressiv und bedrohlich. Diese jüdischen Jugendlichen werden im Land der Täter\*innen, in dem sich die Mehrzahl der Menschen dieses Erbes entzogen wähnt, als »Nazis« oder als genauso schlimm dämonisiert.

Das legt die vorgebliche »Kritik« als Legitimationsmodus des Antisemitismus offen. Dieser folgt der häufig nur scheinbaren Orientierung an goutierten Leitwerten wie Wahrung der Menschenrechte, Frieden oder friedlicher Koexistenz, zielt aber oft weniger auf konkretes Tun, auf die dafür Verantwortlichen oder auf eine differenzierte Bewertung, sondern auf ein negatives Pauschalurteil ab. Dieses Urteil ist in einseitigen, verzerrten oder wahnhaften Bildern über den jüdischen Staat als Ganzes angelegt und dient der Bestätigung der »Kritik«, ungeachtet der Realität. Im Gegensatz zu Kritik im eigentlichen Sinne basiert die »Israelkritik« als Phänomen auf einer Besonderung des jüdischen Staats und einem von der Wirklichkeit entkoppelten Pauschalurteil, das sich nicht auf Handlungen des vermeintlichen Kritikobjekts Israel, sondern in der Konsequenz auf dessen Verfasstheit und Existenz als jüdischer Staat bezieht und sich damit als differenzierte Kritik konkreter Ereignisse oder Handlungen disqualifiziert (zum Kritikbegriff und Antisemitismus Schwarz-Friesel/Reinharz 2012, S. 199; Salzborn 2013).

Der »Israelkritik« im Namen der Geschichte, wie sie von einigen Lehrkräften begründet wird (Bernstein 2020, S. 209), können auch scheinbar harmlose Äußerungen zugeordnet werden, die prima facie als tatsächlich kritisch und kontrovers, als Konstituens der demokratischen Gesellschaft Israels selbst und deshalb unbedingt schützenswert erscheinen, in Wirklichkeit aber als »Israelkritik« ein antisemitisches Ressentiment ausdrücken und lediglich dem Zweck dienen, den jüdischen Staat zu inkriminieren und seine Verfasstheit oder Sicherheitsinteressen zu desavouieren. Die »Israelkritik« basiert auf doppelten Standards der Wahrnehmung oder Bewertung. Eine Handlung oder ein Sachverhalt wird erst dann zum Kritikobjekt, wenn sie tatsächlich oder vermeintlich dem jüdischen Staat oder seinen Akteuren zuzurechnen ist, nicht jedoch, wenn sie einen anderen Staat oder dessen Akteure zum Urheber hat (vgl. Sharansky 2004).

Die »Israelkritik« mündet in den für die ideologische Struktur des Antisemitismus charakteristischen Antagonismus zwischen dem jüdischen Staat als Aggressor, Unterdrücker und Verkörperung des Bösen auf der einen und den Palästinenser\*innen als Opfer, Unterdrückte und Verkörperung des Guten auf der anderen Seite.<sup>7</sup> Sie soll die Grundlage dafür bieten, sich gegen jüdische Schüler\*innen und Lehrkräfte in Deutschland als vermeintliche Repräsentant\*innen Israels und Verkörperung des Bösen ungeachtet ihrer Staatsangehörigkeit, ihrer politischer Überzeugungen oder ihrer Deutung des Nahostkonflikts zu wenden (vgl. Bernstein 2020, S. 265). Eine jüdische Schülerin stellt heraus, dass es sich ungeachtet der Versicherung, es sei »Kritik«, in Wirklichkeit um Antisemitismus handelte, wenn ihre Lehrkräfte über Israel schimpften, da sie tradierte antisemitische Feindbilder aufgriffen und dem jüdischen Staat beispielsweise Rachsucht unterstellten (vgl. Bernstein 2020, S. 127).

In der Schüler\*innenschaft zeigt sich dieses Moment in der Aktualisierung der mittelalterlichen Ritualmordlegende durch die Dämonisierung »Kindermörder Israel«, aber auch in Verschwörungsmythen, die Israel oder Zionisten Allmacht und Herrschaftswirken unterstellen. Einer jüdischen Schülerin wurde vorgehalten (vgl. Bernstein 2020, S. 127): »Ihr Juden seid doch scheiße. Schau mal nach Israel, da essen Soldaten Kinder.« Die Aggression, die Israel in der Aktualisierung tradierter antisemitischer Feindbilder zugeschrieben wird, wird in Aggression gegenüber Jüdinnen und Juden in Deutschland übersetzt.

Die als »Kritik« verhüllte oder aber offene Dämonisierung des jüdischen Staats zielt auf dessen Delegitimierung, ob als implizite Schlussfolgerung oder als offen formulierte Leugnung seines Existenzrechts. Manche Schüler\*innen formulieren offene Vernichtungsfantasien, auch gegenüber jüdischen Kindern, oder heißen den Tod von Israelis gut (vgl. Bernstein 2020, S. 268). Besorgniserregend ist, dass von Lehrkräften häufig geäußerte »Israelkritik« mit aggressiven Formen des Antisemitismus in der Schüler\*innenschaft zusammenfällt und Lehrkräfte mitunter auch dann »Kritikanspruch« einlösen, wenn jüdische Schüler\*innen angefeindet werden (vgl. Bernstein 2020, S. 271 ff.).

7 Aus den eindrücklichen Schilderungen von Silvia Dadusc-Bublil wird deutlich, wie verletzend Solidaritätsbekundungen mit Palästina von Unbeteiligten in einer Kriegssituation wirken, in der man sich um die Sicherheit der Familie sorgt, aber auch, dass mitunter Terror gegen Israel aufgrund tradierter antisemitischer Feindbilder goutiert wird.

### 3 Die Orientierungsmuster nichtjüdischer Lehrkräfte

Ausgehend davon, wie sich Antisemitismus an Schulen aus den Perspektiven der Betroffenen darstellt, lässt sich das Problem konturieren, mit dem Lehrkräfte einen pädagogischen Umgang finden müssen. Jedoch ist das Problem Antisemitismus an Schulen auch darauf zurückzuführen, dass sich ein defizitärer pädagogischer Umgang im Problembezug etabliert hat. Dieser hat sich aus Orientierungsmustern nichtjüdischer Lehrkräfte, das heißt aus problembezogenen Wahrnehmungs-, Denk- und Handlungsmustern, rekonstruieren lassen, bei denen weder Antisemitismus als spezifisches Problem in den Fokus gerät noch den Perspektiven der Betroffenen Genüge getan wird (vgl. Bernstein 2020, S. 129 ff.). Sie lassen sich als verzerrte Problemdefinitionen, als professionelle Defizite und Abwehrhaltungen konkretisieren und führen zu einer Bagatellisierung des Antisemitismus.

Eine in den Orientierungsmustern vieler Lehrkräfte eingelagerte verzerrte Problemdefinition ergibt sich daraus, dass Antisemitismus als Unterkategorie des Rassismus verstanden, auf seine rassistische Erscheinungsform verkürzt oder dem Rassismus oder der Diskriminierung überhaupt gleichgesetzt wird (vgl. Bernstein 2020, S. 289 ff.). Eine Lehrkraft bezeichnet Antisemitismus als »exakt das Gleiche« wie Rassismus. Eine andere betont, überhaupt keinen Unterschied zwischen Antisemitismus und »Diskriminierung aller Art« zu erkennen (Bernstein 2020, S. 292). In der Folge verunmöglicht sich ein pädagogischer Umgang mit Antisemitismus, da dessen dominierende Erscheinungsformen, und zwar Schuldabwehr- und israelbezogener Antisemitismus, auf der Grundlage einer Problemdefinition, die auf die generalisierbare Dimension des Antisemitismus verkürzt ist, nicht wahrgenommen werden können und Antisemitismus zudem als ein Vorurteil unter vielen missdeutet wird. Eine Lehrkraft erklärt, ein solches Vorurteil beruhe darauf, dass falsche Pauschalisierungen zu Fremdbildern und Vorbehalten führten, die in Einsicht dessen, wie Juden, die sie mit anderen Minderheiten vergleicht, wirklich seien, verworfen werden könnten (vgl. Bernstein 2020, S. 307). Dieser Ansatz verkennt, dass es sich bei antisemitischen Feindbildern nicht um die Pauschalisierung tatsächlicher Eigenschaften handelt, sondern um projektiv hergeleitete Wahnbilder und imaginierte Legenden.

Eine weitere verzerrte Problemdefinition unter Lehrkräften lässt sich auf die Auffassung beziehen, Antisemitismus sei ein Problem einzelner Gruppen bzw. ein importiertes Phänomen. Manche Lehrkräfte nehmen Antisemitismus lediglich bei tatsächlich oder vermeintlich muslimischen oder



nichtdeutschen Schüler\*innen wahr, wobei damit mitunter rassistische Zuschreibungen einhergehen und das Motiv hervortritt, sich als Angehöriger des deutschen Kollektivs entlasten zu wollen (vgl. Bernstein 2020, S. 165). Gegenläufig dazu lässt sich eine Tendenz feststellen, dass Lehrkräfte Antisemitismus von muslimischen oder arabischen Schüler\*innen nicht als Problem benennen oder ihn mitunter sogar als verständliche, ideologisch motivierte Wut rationalisieren. Die Hemmung, islamischen Antisemitismus als eine spezifische Erscheinungsform zu benennen (dazu Küntzel 2020) und auf eine konkrete Gruppendynamik und Akteurskonstellation zu beziehen, folgt der Annahme, allein eine Benennung des Problems käme einer Diskriminierung einer Minderheit aus der Mehrheitsformation gleich (vgl. Bernstein 2020, S. 170). In der Folge wird Antisemitismus lediglich in der Mehrheitsformation als ein Problem der rechtsextremen Szene betrachtet, bei Angehörigen von Minderheiten aber mitunter toleriert. Vor dem Hintergrund, dass Angriffe auf jüdische Schüler\*innen viel häufiger von muslimischen Schüler\*innen ausgehen und sich bei diesen insbesondere der israelbezogene Antisemitismus aggressiv zeigt, verstetigt dieses Orientierungsmuster das Problem Antisemitismus an Schulen (vgl. Bernstein 2020, S. 119 ff.). In den Denkmustern mancher Lehrkräfte zeichnet sich gar eine Rationalisierung des Antisemitismus von Muslim\*innen oder Palästinenser\*innen ab, denen eine Feindschaft gegen Juden ob des tatsächlichen oder imaginierten Wirkens Israels zugestanden wird. Exemplarisch dafür stehen die Einlassungen einer Lehrkraft, mit denen sie die Einstellung einer palästinensischen Schülerin aufgrund ihrer Identität nicht etwa auf Israel, sondern auf Juden bezieht und ratifiziert, dass »die [Schülerin] natürlich keine Juden mag und da auch keinen Hehl draus macht« (vgl. Bernstein 2020, S. 218).

Die professionellen Defizite im Umgang mit Antisemitismus richten sich darauf, ob oder wie dem Antisemitismus als einem Problem in der pädagogischen Praxis begegnet wird. Mangelndes Wissen über israelbezogenen Antisemitismus führt mitunter dazu, dass Lehrkräfte sich nicht zum Umgang damit befähigt sehen und dann etwa vermeiden, den Nahostkonflikt im Unterricht zu besprechen (vgl. Bernstein 2020, S. 172 ff.). Solche professionellen Defizite sind durchaus struktureller Art, verweisen sie doch auf eine Ausbildung, in der die Lehrkräfte nicht angemessen auf den Umgang mit Antisemitismus vorbereitet werden. Auf der Ebene der Schulöffentlichkeit gilt häufig weniger der Antisemitismus als vielmehr dessen Thematisierung als Problem. Das Ideal der Ächtung des Antisemitismus wird dann als Schema über die Wirklichkeit gelegt, um ein positives Selbstbild zu wahren. Ein Problem, das es nicht geben darf, wird oft

geleugnet und dethematisiert (vgl. Bernstein 2020, S. 397). In der Folge werden Hinweise auf Antisemitismus oft als »Vorwurf« bagatellisiert, und auch der Handlungsrahmen engagierter Lehrkräfte gegen Antisemitismus wird eingeeengt (vgl. Bernstein 2020, S. 141).

Professionelle Defizite zeichnen sich dadurch aus, Antisemitismus als Problem zwar anzuerkennen, dieses aber in seinen Manifestationen und Ursachen zu verwischen und außerhalb der Schule oder des eigenen Aufgabenbereichs zu verorten. So rahmen Lehrkräfte ihre Wahrnehmung des Antisemitismus so, dass sie diesen in der Schüler\*innenschaft »aufgeschnappt« hätten oder dieser sich »eingeschlichen« habe (vgl. Bernstein 2020, S. 140). Andere Lehrkräfte sehen sich nicht als »Polizisten« und begründen damit ihr bis zur Untätigkeit reichendes Handeln (vgl. Bernstein 2020, S. 391). Zudem wird Antisemitismus dethematisiert und bagatellisiert, indem er in alltagsweltliche sowie kinder- und jugendspezifische Verhaltensweisen oder Konflikte überführt wird. Lehrkräfte berichten dann etwa von antisemitischen Äußerungen und Handlungen ihrer Schüler\*innen, verstehen diese aber nicht als antisemitisch oder konstatieren, eigentlich gebe es an ihrer Schule keinen Antisemitismus. Sie sprechen dann Äußerungen oder Handlungen den antisemitischen Charakter ab, indem sie ihren Schüler\*innen andere Motive oder ein von den Äußerungen oder Handlungen entkoppeltes gutes Wesen attestieren (vgl. Bernstein 2020, S. 388).

Auch der Schimpfwortgebrauch »Du Jude« wird von einigen Lehrkräften als nicht antisemitisch verstanden, bilde er doch eine übliche, »nicht böse gemeinte« Beleidigungspraxis ab. Damit wird Antisemitismus ob seiner im Schimpfwortgebrauch angelegten Normalisierung weitergehend normalisiert (vgl. Bernstein 2020, S. 147 ff.). Insofern Angriffe auf jüdische Schüler\*innen als kinder- und jugendspezifischer Konflikt fehlgedeutet werden, schlägt eine Situationsdefinition durch, die alle Beteiligten in die Pflicht nimmt und ihnen eine Verantwortung zuweist. Diese Situationsdefinitionen gehen gar mitunter in eine Täter-Opfer-Umkehr über. In klassisch antisemitischer Manier gelten dann Jüdinnen und Juden als Provokateur\*innen. Sinnfällig wird das an den Äußerungen eines Schuldirektors, der Anfeindungen gegen einen jüdischen Schüler damit zu begründen suchte, dieser komme aus schwierigen Familienverhältnissen und sei ungepflegt (vgl. Bernstein 2020, S. 105). Einem jüdischen Schüler wurde an einem Internat vorgehalten, Vandalismus dadurch provoziert zu haben, dass er während einer Fußballweltmeisterschaft eine israelische Fahne von außen sichtbar an seinem Wohnbereich platziert habe (vgl. Bernstein 2020, S. 133). Einem anderen jüdischen Schüler wurde an

seiner neuen Schule der Vorschlag unterbreitet, seine jüdische Identität als etwas »Intimes für sich zu behalten« (vgl. Bernstein 2020, S. 96). So wird die offene Kommunikation jüdischer Identität – und nicht der Antisemitismus, dem der Schüler später ausgesetzt war – als das eigentliche Problem gerahmt.

Teilweise ist eine solche Bagatellisierung des Antisemitismus in der Schüler\*innenschaft auf eine Abwehrhaltung von Lehrkräften zurückzuführen. Diese Haltung gründet in familien- und kollektivbiografischen Verstrickungen in die NS-Vergangenheit und die Schoah. Der Antisemitismus markiert eben einen Problembereich mit langer Kontinuität. Dieser Kontinuität wännen sich manche Lehrkräfte entkommen, sie streben mit dem in der Lehrer\*innenrolle verbrieften Anspruch auf Neutralität eine professionelle Distanz oder eine ausschließlich kognitive Auseinandersetzung unter der Prämisse an, persönlich nichts mit der NS-Geschichte oder Antisemitismus zu tun zu haben (vgl. Bernstein 2020, S. 312 ff.). Eine solche Abwehrhaltung kommt in ihrer gesteigerten Form dann als Weigerung zum Ausdruck, sich des Problems Antisemitismus in der Schüler\*innenschaft anzunehmen, wenn Lehrkräfte selbst zu antisemitischen Ressentiments neigen, wie es bei der »Israelkritik« und Schuldabwehr am häufigsten der Fall ist.

Beim pädagogischen Umgang mit israelbezogenem Antisemitismus sind denn auch professionelle Defizite von persönlichen Abwehrhaltungen schwer zu unterscheiden. Unbestritten ist, dass es unter Lehrkräften mangelndes Wissen und eine ausgeprägte Unsicherheit gibt, zwischen Antisemitismus und Kritik an Israel zu unterscheiden. Viele Lehrkräfte erkennen diese Erscheinungsform des Antisemitismus nicht (vgl. Bernstein 2020, S. 201).

Die Mehrzahl der Interviewten in diesem Band betont, dass nicht jede Kritik an Israel antisemitisch sei und weitere Bedingungen erfüllt sein müssten, damit kritische Äußerungen zu antisemitischen Aussagen werden, etwa der Handlungskontext, die Identität des Handelnden, die Verwobenheit mit tradiert antisemitischen Feindbildern oder Doppelstandards. Das bietet wertvolle und facettenreiche Einsichten und lädt dazu ein, entlang der Interviews die eigene Perspektive kritisch zu hinterfragen. Es macht auch deutlich, dass ein häufig vernehmbares Raunen, Kritik an Israel sei ungeachtet ihrer weiten Verbreitung in Deutschland nicht möglich, ohne gleich in Antisemitismusverdacht zu geraten, ins Leere läuft.

In der Wissenschaft wird die Frage, wann Kritik an Israel zu Antisemitismus wird, unterschiedlich beantwortet, sodass es wenig verwunderlich ist, dass es bei Lehrkräften eine Unsicherheit über die Unterscheidung

gibt.<sup>8</sup> Für den pädagogischen Umgang mit israelbezogenem Antisemitismus sollten die Kriterien für dessen Unterscheidung von Kritik herangezogen werden, wie sie etwa im 3-D-Test (Sharansky 2004), in der Einleitung zu diesem Band oder an anderer Stelle um Äußerungskontexte, Akteurskonstellationen und Funktionen von Äußerungen erweitert formuliert wurden (vgl. Bernstein 2021, S. 39ff.). Für den pädagogischen Umgang mit israelbezogenem Antisemitismus reicht es nicht aus, ihn nur dort als Problem wahrzunehmen, wo er tradierte antisemitische Feindbilder aufgreift.

Allerdings lässt sich genau eine solche Tendenz ausmachen, und zwar die Tendenz, die dem Antisemitismus zuzurechnende »Israelkritik« vom Antisemitismus abgrenzen zu wollen oder der »Israelkritik« das Wort zu reden, indem durch Katalogisierung von Standpunkten oder Äußerungen als per se unbedenklich die »Kritik« an Israel auch in Fällen verteidigt wird, in denen es eigentlich um eine Auseinandersetzung mit dem Problem Antisemitismus gehen müsste und darum, in welchem Verhältnis vermeintlich kritische Aussagen zu ihrem Äußerungskontext, ihnen möglicherweise unterliegenden und sie abbildenden Ressentiments oder verzerrten Bewertungsmaßstäben stehen.

## 4 Resümee und Handlungsempfehlungen

Antisemitismus an Schulen hat sich im Verhältnis seiner Manifestationen in der Schüler\*innenschaft zu einem in weiten Teilen als defizitär zu beschreibenden etablierten pädagogischen Umgang durch Lehrkräfte als Problem verstetigt. Dabei lässt sich festhalten, dass Antisemitismus an Schulen in den vergangenen Jahren in der Form zugenommen hat, als dass er sich offener und aggressiver gegen jüdische Schüler/-innen richtet. Da »flächendeckend

---

8 Mit der »Jerusalem Erklärung zum Antisemitismus« haben sich zuletzt öffentlich zahlreiche Wissenschaftler gegen eine ihrer Ansicht nach zu weite Definition des israelbezogenen Antisemitismus gewandt, die dazu führe, »legitime Kritik« unrechtmäßig und aus politischem Kalkül als Antisemitismus zu unterdrücken (online unter: [jerusalemdeclaration.org/](http://jerusalemdeclaration.org/)), zuletzt abgerufen am 16.01.2022. Damit wird nicht nur dem internationalen Standard der Antisemitismusforschung und Kriterien, wie der israelbezogene Antisemitismus zu erkennen ist, widersprochen, sondern Antisemitismus, insofern er sich als sozial akzeptierte »Israelkritik« darbietet, d. h. ohne offen antisemitischen Bedeutungsgehalt auf Aussageebene, für legitim erklärt und der Fokus weg vom Antisemitismus hin auf dessen Problematisierung verschoben (vgl. Bernstein/Rensmann/Schwarz-Friesel 2021).

keine oder unzureichende Meldesysteme für antisemitische Vorfälle – bei Schüler/innen wie Lehrer/innen – bestehen« (Salzborn/Kurth 2019, S. 39), das heißt antisemitische Vorfälle je nach Bundesland erfasst, nicht erfasst oder unter einer anderen Kategorie subsumiert und erfasst werden, gibt es – unabhängig davon, ob diese der Perspektive der Betroffenen gerecht werden können – keine aussagekräftigen Zahlen zur Entwicklung des Antisemitismus an Schulen. Um das Problem, wie es aus Sicht von Betroffenen besteht, sichtbar zu machen und mit den Fallzahlen eine notwendige Entwicklung zu dokumentieren, bedarf es eines solchen Meldesystems.

Auf der Grundlage der rekonstruierten problembezogenen Orientierungsmuster der nichtjüdischen Lehrkräfte wird deutlich, dass es für die Erfüllung des Anspruchs, der Situation der Betroffenen gerecht zu werden, nicht ausreicht, das Verhältnis zwischen Lehrkräften und Schüler\*innen zu fokussieren. Vielmehr sollte bei der Aus-, Fort- und Weiterbildung von Lehrkräften selbst angesetzt werden, um verzerrten Problemdefinitionen, professionellen Defiziten und Abwehrhaltungen entgegenzuwirken. Insbesondere die Reflexion der familien- und kollektivbiografischen Verstrickungen in den Nationalsozialismus und die Shoah sollte als vordringliche Aufgabe betrachtet werden, um Mechanismen und Funktionen von verzerrten Problemdefinitionen und vor allem Abwehrhaltungen bewusst zu machen und die Auseinandersetzung mit dem gegenwärtigen Antisemitismus in Verbindung mit seiner Kontinuität weiterzuführen (vgl. Bernstein 2020, S. 395). In diesem Zusammenhang ginge es auch darum, die biografischen Bedingtheiten und Vermittlungen von Lehrkräften in der Praxis zu erschließen und auf den mit dem Rollenhandeln verbundenen Anspruch auf Neutralität zu beziehen.

Im Verhältnis der Lehrkräfte zur Schüler\*innenschaft sollte der pädagogische Umgang mit Antisemitismus auf dem Dreischritt aus Prävention, Intervention und disziplinarischen Maßnahmen beruhen (Salzborn/Kurth 2019). Mit der Prävention sollte unabhängig von einer Manifestation des Antisemitismus angestrebt werden, Kinder und Jugendliche über die Erscheinungsformen des Antisemitismus, seine Kontinuität, seine Mechanismen und seine Funktionen aufzuklären. Dabei sollten auch die Perspektiven von Betroffenen einbezogen werden, um entlang deren Erfahrungen und Sichtweisen aufzuzeigen, was es bedeutet, im Land der Täter\*innen fortgesetzt antisemitischen Anfeindungen ausgesetzt zu sein (vgl. Bernstein 2020, S. 423 ff.).

Die Intervention richtet sich auf den Umgang mit antisemitischen Äußerungen und Handlungen. Diesen sollte eindeutig widersprochen werden, bevor sie im Kontext des Antisemitismus in seiner Kontinuität und Struk-

tur erklärt werden. Es geht also darum, Kindern und Jugendlichen beizubringen, was antisemitische Feindbilder sind, welche Botschaften sie kommunizieren und wie es auf Jüdinnen und Juden wirkt. Überdies sollten Mechanismen und Funktionen des Antisemitismus offengelegt werden. Wichtig ist es, nicht den Anspruch zu stellen, Antisemitismus ausschließlich wissensbasiert zu widerlegen. Auch gilt es, den Fallstrick zu meiden, antisemitische Feindbilder als falsche Pauschalisierungen dekonstruieren zu wollen. Denn dergestalt würde das im Ressentiment gründende irrationale Moment des Antisemitismus ausgeblendet und die Feindbilder, das heißt Wahnbilder oder Dämonisierung durch Legenden, als gültig unterstellt werden (vgl. Bernstein 2020, S. 402 ff.).

Eine Intervention sollte keinesfalls in dem Sinne moralisierend vorgenommen werden, dass einzelne Kinder oder Jugendliche als Person durch die Lehrkraft zum Selbstzweck der Profilierung gescholten werden. Vielmehr sollte ihnen ermöglicht werden, sich von ihren Aussagen glaubhaft zu distanzieren. Häufig gründen antisemitische Äußerungen von Kindern und Jugendlichen nicht auf einem geschlossen-antisemitischen Weltbild. Vielmehr greifen sie auf den kulturellen Wissensbestand und darin eingelagerte antisemitische Feindbilder zurück. Falls Schüler\*innen nicht auf Interventionen reagieren und ihre Äußerungen wiederholen, bedarf es einer vertiefenden Auseinandersetzung, die auch das soziale Umfeld der Schüler\*in einbeziehen könnten, um beurteilen zu können, inwiefern die Äußerungen aus einem bestimmten Milieu stammen oder in einem bestimmten Weltbild gründen. Bei Wiederholung antisemitischer Äußerungen sollten disziplinarische Maßnahmen in Erwägung gezogen werden. Das gilt vor allem dann, wenn jüdische Schüler\*innen oder Lehrer\*innen angegriffen werden und ihre gleichberechtigte Teilhabe am Schulleben gefährdet wird (vgl. Bernstein 2020, S. 425 ff.). Wichtig ist es vor allem, eine Sensibilität für die Situationen der Betroffenen zu entwickeln. Dazu gehört es, vermeintlich harmlose Differenzkonstruktionen als Wegbereiter aggressiver und teils gewalttätiger Anfeindungen wahrzunehmen, der Stigmatisierung jüdischer Identität im Schimpfwortgebrauch von »Du Jude« entgegenzuwirken, die verletzende Wirkung banalisierender und glorifizierender Bezugnahmen auf den Nationalsozialismus und die Schoah zu beachten und Betroffene nicht allein zu lassen, wenn sie Anfeindungen ausgesetzt sind.

## Literatur

- Adorno, Theodor W./Horkheimer, Max, *Dialektik der Aufklärung*. Philosophische Fragmente, 17. Auflage, Frankfurt am Main, Fischer Taschenbuch Verlag, 1944/2008
- Bernstein, Julia, *Antisemitismus an Schulen in Deutschland. Befunde – Analysen – Handlungsoptionen*, Weinheim, Basel, Beltz Juventa, 2020
- Bernstein, Julia, *Israelbezogener Antisemitismus. Erkennen – Handeln – Vorbeugen*, Weinheim, Basel, Beltz Juventa, 2021
- Bernstein, Julia/Rensmann, Lars/Schwarz-Friesel, Monika, *Faktisch falsche Prämissen*. Hrsg. v. Jüdische Allgemeine, 2021. Online verfügbar unter [www.juedische-allgemeine.de/politik/faktisch-falsche-praemissen/](http://www.juedische-allgemeine.de/politik/faktisch-falsche-praemissen/), zuletzt abgerufen am 05.12.2021
- Bernstein, Julia/Grimm, Marc/Müller, Stefan, *Schule als Spiegel der Gesellschaft. Antisemitismen erkennen und handeln*, Frankfurt am Main, Wochenschauverlag (Antisemitismus und Bildung), 2022
- BMI (2021), *Politisch motivierte Kriminalität im Jahr 2020. Bundesweite Fallzahlen*. Online verfügbar unter [https://www.bmi.bund.de/SharedDocs/downloads/DE/veroeffentlichungen/2021/05/pmk-2020-bundesweite-fallzahlen.pdf?\\_\\_blob=publicationFile&v=4](https://www.bmi.bund.de/SharedDocs/downloads/DE/veroeffentlichungen/2021/05/pmk-2020-bundesweite-fallzahlen.pdf?__blob=publicationFile&v=4), zuletzt abgerufen am 02.02.2022.
- Brockhaus, Gudrun (2008), *Bloß nicht moralisieren! Emotionale Prozesse in der pädagogischen Auseinandersetzung mit dem Nationalsozialismus*, in: Bayerische Landeszentrale für politische Bildungsarbeit (Hrsg.), *Holocaust Education: Wie Schüler und Lehrer den Unterricht zum Thema Nationalsozialismus und Holocaust erleben*, S. 28–34
- Chernivsky, Marina, *Biografische Perspektiven auf Antisemitismus*, in: Mendel, Meron/Messerschmidt, Astrid (Hrsg.), *Fragiler Konsens. Antisemitismuskritische Bildung in der Migrationsgesellschaft*, Frankfurt am Main, Campus, 2017, S. 270–281
- Chernivsky, Marina/Lorenz, Friederike, *Antisemitismus im Kontext Schule: Deutungen und Umgangsweisen von Lehrer\*innen an Berliner Schulen*. Forschungsbericht zur Studie »Umgang mit Antisemitismus im Kontext Schule«, unter Mitarbeit von Johanna Schweitzer, Kompetenzzentrum Prävention und Empowerment, ZWST, Berlin 2020
- European Commission, *EU Strategy on Combating Antisemitism and Fostering Jewish Life*, 2021. Online verfügbar unter [ec.europa.eu/info/sites/default/files/eu-strategy-on-combating-antisemitism-and-fostering-jewish-life\\_october2021\\_en.pdf](http://ec.europa.eu/info/sites/default/files/eu-strategy-on-combating-antisemitism-and-fostering-jewish-life_october2021_en.pdf), zuletzt abgerufen am 02.02.2022
- FRA (2018), *Experiences and perceptions of antisemitism. Second survey on discrimination and hate crime against Jews in the EU*, European Union

- Agency for Fundamental Rights. Online unter: <https://fra.europa.eu/en/publication/2018/2nd-survey-discrimination-hate-crime-against-jews>, zuletzt abgerufen am 13.01.2022; Grünberg, Kurt, Szenisches Erinnern der Schoah. Über transgenerationale Tradierungen extremen Traumas, in: Psychoanalyse. Texte zur Sozialforschung 28, H. 1, 2012, S. 47–63
- Haury, Thomas, Antisemitismus von links, Hamburg, Hamburger Edition, 2002
- Jansen, Frank (2022), Judenhasser verüben 2021 mehr als 3000 Straftaten – vier Menschen sterben. Höchststand bei antisemitischer Kriminalität, in: Der Tagesspiegel. Online verfügbar unter [www.tagesspiegel.de/politik/hoechststand-bei-antisemitischer-kriminalitaet-judenhasser-verueben-2021-mehr-als-3000-straf-taten-vier-menschen-sterben/28077846.html](http://www.tagesspiegel.de/politik/hoechststand-bei-antisemitischer-kriminalitaet-judenhasser-verueben-2021-mehr-als-3000-straf-taten-vier-menschen-sterben/28077846.html) (zuletzt abgerufen am 19.02.2022)
- Küntzel, Matthias, Islamischer Antisemitismus. Bundeszentrale für politische Bildung, 2020 Online verfügbar unter [www.bpb.de/politik/extremismus/antisemitismus/307771/islamischer-antisemitismus](http://www.bpb.de/politik/extremismus/antisemitismus/307771/islamischer-antisemitismus) (zuletzt abgerufen am 30.01.2022)
- Longerich, Peter, Antisemitismus: eine deutsche Geschichte. Von der Aufklärung bis heute, 1. Auflage, München, Siedler, 2021
- Merlini, Yael C., Die Grenzen des Philosemitismus. Erfahrungen einer jüdischen Lehrerin an einer deutschen Schule, in: Julia Bernstein/Marc Grimm/Stefan Müller (Hrsg.), Schule als Spiegel der Gesellschaft: Antisemitismen erkennen und handeln. Frankfurt am Main, Wochenschauverlag, 2022
- Postone, Moishe, Nationalsozialismus und Antisemitismus. Ein theoretischer Versuch, in: Kritik & Krise, 1991 4–5, S. 6–10
- Rensmann, Lars, Antisemitismus in bewegten Zeiten. Zur kritischen Relevanz des Konzepts in Wissenschaft und demokratischer Praxis, in: Becker, Reiner/Borschel, Dierk/Broden, Anne (Hrsg.), Heuristiken. Demokratie gegen Menschenfeindlichkeit 1, Berlin, Wochenschau Verlag, 2018, S. 93–102
- RIAS (2021), Antisemitische Vorfälle in Deutschland 2020, Bundesverband der Recherche- und Informationsstellen Antisemitismus e. V. (Bundesverband RIAS). Online verfügbar unter [www.report-antisemitism.de/documents/Antisemitische\\_Vorfaelle\\_in\\_Deutschland\\_Jahresbericht\\_RIAS\\_Bund\\_2020.pdf](http://www.report-antisemitism.de/documents/Antisemitische_Vorfaelle_in_Deutschland_Jahresbericht_RIAS_Bund_2020.pdf), zuletzt abgerufen am 02.02.2022
- RIAS, Antisemitische Vorfälle und Erscheinungsformen im Kontext der aktuellen Proteste gegen die Corona-Maßnahmen in Deutschland, Bundesverband der Recherche- und Informationsstellen Antisemitismus e. V. (Bundesverband RIAS), 2022. Online verfügbar unter [https://report-antisemitism.de/documents/2022-01-28\\_rias-bund\\_Monitoring\\_CoronaProteste.pdf](https://report-antisemitism.de/documents/2022-01-28_rias-bund_Monitoring_CoronaProteste.pdf), zuletzt abgerufen am 02.02.2022
- Salzborn, Samuel, Israelkritik oder Antisemitismus? Kriterien für eine Unterscheidung, in: Kirche und Israel. Neukirchener Theologische Zeitschrift 2013,



- 28 (1). Online verfügbar unter [http://www.salzborn.de/txt/2013\\_Kirche-und-Israel.pdf](http://www.salzborn.de/txt/2013_Kirche-und-Israel.pdf) (zuletzt abgerufen am 13.01.2022)
- Salzborn, Samuel/Kurth, Alexandra, Antisemitismus in der Schule. Erkenntnisstand und Handlungsperspektiven, 2019. Online verfügbar unter [www.tu-berlin.de/fileadmin/i65/Dokumente/Antisemitismus-Schule.pdf](http://www.tu-berlin.de/fileadmin/i65/Dokumente/Antisemitismus-Schule.pdf). (zuletzt abgerufen am 05.12.2021)
- Sartre, Jean-Paul, Betrachtungen zur Judenfrage, in: ders., Drei Essays, Frankfurt am Main, Ullstein, 1945/1979, S. 108–190
- Schwarz-Friesel, Monika, Judenhass im Internet. Antisemitismus als kulturelle Konstante und kollektives Gefühl, Leipzig, Hentrich und Hentrich Verlag Berlin Leipzig, 2019
- Schwarz-Friesel, Monika/Reinharz, Jehuda, Die Sprache der Judenfeindschaft im 21. Jahrhundert, Berlin, de Gruyter, 2012
- Sharansky, Nathan, 3D Test of Anti-Semitism: Demonization, Double Standards, De-legitimization, in: Jewish Political Studies Review 2014, 16 (1–4), 5–8
- SPD/Grüne/FDP, Mehr Fortschritt wagen. Bündnis für Freiheit, Gerechtigkeit und Nachhaltigkeit. Koalitionsvertrag zwischen SPD, Bündnis 90/Die Grünen und FDP, 2021, Online unter [www.spd.de/fileadmin/Dokumente/Koalitionsvertrag/Koalitionsvertrag\\_2021-2025.pdf](http://www.spd.de/fileadmin/Dokumente/Koalitionsvertrag/Koalitionsvertrag_2021-2025.pdf) (zuletzt abgerufen am 13.01.2022)
- Welzer, Harald/Moller, Sabine/Tschuggnall, Karoline, »Opa war kein Nazi«, Nationalsozialismus und Holocaust im Familiengedächtnis, 3. Auflage, Frankfurt am Main 2002
- WJC, The 2022 WJC Report on Anti-Semitism in Germany, 2022. Online verfügbar unter <https://wjc-org-website.s3.amazonaws.com/horizon/assets/5qfkool9/220127-wjc-anti-semitism-survey-germany.pdf>, zuletzt abgerufen am 02.02.2022
- Die Haltung der Deutschen zum Nationalsozialismus. Ergebnisse einer repräsentativen Erhebung, im Auftrag von Die Zeit. Online verfügbar unter <https://www.zeit.de/2020/19/zeit-umfrage-erinnerungskultur.pdf>, zuletzt abgerufen am 02.02.2022
- Zick, Andreas, Herabwürdigungen und Respekt gegenüber Gruppen in der Mitte, in: Zick, Andreas/Küpper, Beate (Hrsg.), Die geforderte Mitte. Rechts-extreme und demokratiegefährdende Einstellungen in Deutschland 2020/21, 2021, S. 181–212
- Zick, Andreas/Hövermann, Andreas/Jensen, Silke/Bernstein, Julia (2017a), Jüdische Perspektiven auf Antisemitismus in Deutschland. Ein Studienbericht für den Expertenrat Antisemitismus, Universität Bielefeld, Institut für interdisziplinäre Konflikt- und Gewaltforschung, Bielefeld
- Zick, Andreas/Jensen, Silke/Marth, Julia/Krause, Danielai/Döring, Geraldine (2017b), Verbreitung von Antisemitismus in der deutschen Bevölkerung.

- Ergebnisse ausgewählter repräsentativer Umfragen, Expertise für den unabhängigen Expertenkreis Antisemitismus, Universität Bielefeld, Institut für interdisziplinäre Konflikt- und Gewaltforschung, Bielefeld
- Zick, Andreas/Rees, Jonas/Papendick, Michael/Wäschle, Franziska (2018), Multidimensionaler Erinnerungsmonitor (MEMO) I (Hrsg.), »Erinnerung, Verantwortung und Zukunft« (EVZ), Institut für interdisziplinäre Konflikt- und Gewaltforschung. Online verfügbar unter [https://www.stiftung-evz.de/fileadmin/user\\_upload/EVZ\\_Uploads/Stiftung/Publikationen/EVZ\\_Studie\\_MEMO\\_1\\_2018\\_dt.pdf](https://www.stiftung-evz.de/fileadmin/user_upload/EVZ_Uploads/Stiftung/Publikationen/EVZ_Studie_MEMO_1_2018_dt.pdf), zuletzt abgerufen am 29.03.2021
- Zick, Andreas/Rees, Jonas/Papendick, Michael/Wäschle, Franziska (2019), Multidimensionaler Erinnerungsmonitor (MEMO) II (Hrsg.), »Erinnerung, Verantwortung und Zukunft« (EVZ), Institut für interdisziplinäre Konflikt- und Gewaltforschung, 2019. Online verfügbar unter [https://www.stiftung-evz.de/fileadmin/user\\_upload/EVZ\\_Uploads/Projekte/EVZ\\_Studie\\_MEMO\\_2019\\_dt\\_20190423.pdf](https://www.stiftung-evz.de/fileadmin/user_upload/EVZ_Uploads/Projekte/EVZ_Studie_MEMO_2019_dt_20190423.pdf), zuletzt abgerufen am 29.03.2021
- Zick, Andreas/Rees, Jonas/Papendick, Michael/Wäschle, Franziska, Multidimensionaler Erinnerungsmonitor (MEMO) III (Hrsg.), »Erinnerung, Verantwortung und Zukunft« (EVZ), Institut für interdisziplinäre Konflikt- und Gewaltforschung, 2020. Online verfügbar unter [https://www.stiftung-evz.de/fileadmin/user\\_upload/EVZ\\_Uploads/Publikationen/Studien/EVZ\\_Studie\\_MEMO\\_2020\\_dt\\_Endfassung.pdf](https://www.stiftung-evz.de/fileadmin/user_upload/EVZ_Uploads/Publikationen/Studien/EVZ_Studie_MEMO_2020_dt_Endfassung.pdf), zuletzt abgerufen am 29.03.2021

**Julia Bernstein**, Professorin für soziale Ungleichheiten und Diskriminierungserfahrungen im Fach Soziale Arbeit an der Frankfurt University of Applied Sciences. Ihre Forschungsschwerpunkte sind u. a. Antisemitismus, Fremdenfeindlichkeiten und Rassismen in Institutionen, Interkulturalitätsfragen, jüdische Identität im gesellschaftlichen Wandel, Stereotypisierungs- und Ethnisierungsprozesse.

Zu ihren Publikationen gehört u. a. ein Studienbericht im Auftrag des zweiten Unabhängigen Expertenkreises Antisemitismus des Deutschen Bundestages: Jüdische Perspektiven auf Antisemitismus in Deutschland (in Kooperation mit Andreas Zick, Andreas Hövermann und Silke Jensen).

## Ausgewählte Veröffentlichungen

Antisemitismus an Schulen in Deutschland. Analysen – Befunde – Handlungsoptionen. Weinheim 2020

Israelbezogener Antisemitismus. Erkennen – Handeln – Vorbeugen. Weinheim 2021  
mit Stefan Müller und Marc Grimm (Hrsg.): Schule als Spiegel der Gesellschaft –  
Antisemitismen erkennen und handeln. Frankfurt am Main 2022

**Florian Diddens**, Soziologe und wissenschaftlicher Mitarbeiter am Fachbereich  
Soziale Arbeit und Gesundheit der Frankfurt University of Applied Sciences.  
Er arbeitet in den Bereichen qualitative Methoden der empirischen Sozial-  
forschung und Antisemitismus- und Vorurteilsforschung und hat in den letz-  
ten Jahren gemeinsam mit Julia Bernstein verschiedene Arbeiten zum Thema  
Antisemitismus an Schulen veröffentlicht

## Weiterführende Literatur

- Baier, Jakob, Antisemitismus in der BDS-Kampagne, Onlinebeitrag, Bundeszentrale für politische Bildung – bpb (Hrsg.), Bonn 2021
- Bauer, Yehuda, Der islamische Antisemitismus. Eine aktuelle Bedrohung, Münster, Lit-Verlag, 2018
- Belkin, Dimitrij, Germanija. Wie ich in Deutschland jüdisch und erwachsen wurde, Frankfurt am Main 2016
- Bernstein, Julia, Israelbezogener Antisemitismus. Erkennen – Handeln – Vorbeugen. Verlag Beltz Juventa, Weinheim 2021
- Bildungs- und Aktionswochen gegen Antisemitismus, Interview mit Professorin Monika Schwarz-Friesel: Antisemitismusbekämpfung kann und darf nicht leicht sein, sie muss wehtun, Belltower News, 12. November 2021
- Bundeszentrale für politische Bildung (Hrsg.), Israel, Informationen zur politischen Bildung, Heft 336, Bonn 2018
- Bundeszentrale für politische Bildung (Hrsg.) – bpb, Antisemitismus – Aus Politik und Zeitgeschichte, Nr. 26–27/2020, Bonn 2020
- Bundeszentrale für politische Bildung – bpb (Hrsg.), Handreichung: Kritische Auseinandersetzung mit Antisemitismus, 11 Aktivitäten für die schulische und außerschulische politische Jugend- und Erwachsenenbildung, Bonn 2021
- Butter, Michael, Antisemitische Verschwörungstheorien in Geschichte und Gegenwart, Onlinebeitrag, Bundeszentrale für politische Bildung – bpb (Hrsg.), 2020
- Butter, Prof. Dr. Michael/Deycke, Alexander/Hausteiner, Dr. Eva Marlene u. a. (Ausgabe Dezember 2021), Verschwörungstheorien in phänomenübergreifender Perspektive vor dem Hintergrund der Coronakrise, Bundesfachstelle Linke Militanz, Verschwörungstheorien in phänomenübergreifender Perspektive vor dem Hintergrund der Coronakrise ([linke-militanz.de](http://linke-militanz.de))
- Dachs, Gisela (Hrsg.) (2016), Länderbericht Israel, Bonn
- Grossmann, Juna (2018), Schonzeit vorbei. Über das Leben mit dem täglichen Antisemitismus, München
- Friedländer, Saul/Frei, Norbert Frei/Steinbacher, Sybille/Diner, Dan Diner, Ein Verbrechen ohne Namen. Anmerkung zum neuen Streit über den Holocaust C.H. Beck, 6468, [beck-shop.de](http://beck-shop.de), 2022
- Happe, Katja (2010), Zwischen Panik, Aufatmen und Ernüchterung – der Beginn der Besatzungszeit, Westfälische Wilhelms-Universität Münster. NiederlandeNet – Geschichte – Judenverfolgung – Beginn der Besatzungszeit ([uni-muenster.de](http://uni-muenster.de))

- Haviv-Horiner, Anita, Grenzen-los? Deutsche in Israel und Israelis in Deutschland, Bundeszentrale für politische Bildung – bpb (Hrsg.), Bonn 2016
- Haviv-Horiner, Anita/Sibylle Heilbrunn, Heimat? – Vielleicht. Kinder von Holocaustüberlebenden zwischen Deutschland und Israel, Bundeszentrale für politische Bildung – bpb (Hrsg.), Bonn 2013
- Heilbronn, Christian/Doron Rabinovici/Natan Sznajder (Hrsg.) (2019), Neuer Antisemitismus? Fortsetzung einer globalen Debatte. Zweite, erweiterte und überarbeitete Auflage, Berlin.
- Kleffner, Heike (Hrsg., Matthias Meisner (Hrsg.), Fehlender Mindestabstand. Die Coronakrise und die Netzwerke der Demokratiefeinde, Herder, Buch, Online kaufen, 2021
- Mayer, Nonna, Antisemitismus in Frankreich, Onlinebeitrag, Bonn. Antisemitismus in Frankreich, Bundeszentrale für politische Bildung – bpb (Hrsg.), 2021
- Pfahl-Traughber, Prof. Dr. Armin, Antizionistischer und israelfeindlicher Antisemitismus. Definitionen – Differenzierungen – Kontroversen, Onlinebeitrag, Bundeszentrale für politische Bildung – bpb (Hrsg.), Bonn 2021
- Rensmann, Lars, Israelbezogener Antisemitismus. Formen, Geschichte, empirische Befunde, Onlinebeitrag, Bundeszentrale für politische Bildung – bpb (Hrsg.), Bonn 2021
- Rocha Dietz, Rocío/Rathje, Jan, Antisemitismus im Internet und den sozialen Medien, Onlinebeitrag, Bundeszentrale für politische Bildung – bpb (Hrsg.), Bonn 2020
- Salzborn, Samuel, Globaler Antisemitismus. Eine Spurensuche in den Abgründen der Moderne, Bundeszentrale für politische Bildung – bpb (Hrsg.), 2. Aufl., Weinheim 2019
- Schneider, Richard C. (2021), Die Sache mit den Juden. 4-teilige Filmreihe von BR Fernsehen Die Sache mit den Juden – Videos der Sendung | ARD Mediathek
- Schwarz-Friesel, Monika (2018), Antisemitismus 2.0 und die Netzkultur des Hasses. Judenfeindschaft als kulturelle Konstante und kollektiver Gefühlswert im digitalen Zeitalter, Berlin.
- Schwarz-Friesel, Monika (2019), Judenhass im Internet. Antisemitismus als kulturelle Konstante und kollektives Gefühl, Berlin Leipzig, 2019
- Schwarz-Friesel, Monika/Jehuda Reinharz (2013), Die Sprache der Judenfeindschaft im 21. Jahrhundert, Berlin/New York.
- Sznajder, Natan (2022), Fluchtpunkte der Erinnerung: Über die Gegenwart von Holocaust und Kolonialismus, München
- Topçu, Özlem/Richard C. Schneider, Droemer (2022), Wie hättet ihr uns denn gerne? Ein Briefwechsel zur deutschen Realität. Muslimisch, jüdisch, deutsch – ein Erfahrungsbericht, Amazon.de – books, Droemer, 2022

- Uhlig, Tom David, Antisemitismus im linken Spektrum, Onlinebeitrag, Bundeszentrale für politische Bildung – bpb (Hrsg.), Bonn 2020
- Winiewski, Mikołaj/Bulska, Dominika, Antisemitismus in Polen, Onlinebeitrag, Bundeszentrale für politische Bildung– bpb (Hrsg.), Bonn 2020
- Yilmaz, Burak, Ehrensache. Kämpfen gegen Judenhass, Suhrkamp/Insel, 2021
- Zick, Andreas/Küpper, Beate, Antisemitische Einstellungsmuster in der Mitte der Gesellschaft, Onlinebeitrag, Bundeszentrale für politische Bildung – bpb (Hrsg.), Bonn 2020
- Zimmermann, Moshe, Deutsch-jüdische Vergangenheit: Der Judenhass als Herausforderung, Paderborn 2005

## Glossar

### Alija

wörtlich »Aufstieg«. Ursprünglich der Aufstieg frommer Juden zum Tempel in Jerusalem, später wurde der Begriff allgemein für die Einwanderung von Juden aus der Diaspora nach Palästina bzw. Israel verwendet. Auch die fünf Einwanderungswellen nach Palästina zwischen 1882 und 1948 werden jeweils Alija genannt. Das Gegenteil von Alija ist Jerida (hebr. Abstieg), die Auswanderung.

*Nach: Gisela Dachs, israel kurzgefasst, bpb, überarbeitete Auflage Juli 2013 (Glossar)*

### Aschkenasim und Misrachim

Aschkenasim und Misrachim sind die beiden größten jüdischen Bevölkerungsgruppen. Aschkenasim sind eine Anfang des 2. Jahrtausends nach der Zeitenwende in »Aschkenas« – im Wesentlichen das Rheinland und heutiges Nordostfrankreich – entstandene jüdische Gruppe, die sich im Laufe der Jahrhunderte auch in Osteuropa etablierte und vor allem im 19. und 20. Jahrhundert auch außereuropäische Länder, hauptsächlich die USA, erreicht hat.

Das Wort »Misrachim« bedeutet »Östliche« und ist im heutigen israelischen Sprachgebrauch ein Sammelbegriff für Nachkommen der Ende des 15. Jahrhunderts von der iberischen Halbinsel vertriebenen oder später von dort geflüchteten Juden sowie Juden nahöstlichen Ursprungs.

Nach Angaben des israelischen Zentralamts für Statistik lag die Landesbevölkerung im Jahr 2020 bei 9,2 Millionen. Hiervon waren 6,9 Millionen Juden, 1,9 Millionen Araber (arabische Israelis in den international anerkannten Grenzen Israels sowie arabische Einwohner Ostjerusalems und der Golanhöhen).

Eine weitere Gruppe waren rund 400 000 »Andere«. Zu diesen zählt die Amtstatistik Personen ohne amtlich definierte Religionszugehörigkeit und nichtarabische Christen.

Weltweit stellen die Aschkenasim die Mehrheit der jüdischen Bevölkerung, während sich in Israel die beiden Gruppen ungefähr die Waage halten. In Abwesenheit offizieller Erfassung lässt sich der Anteil der Misrachim und Aschkenasim an der jüdischen Bevölkerung nicht genau angeben, doch lässt sich für Israel zumindest eine Schätzung erstellen. Danach waren die Misrachim 2020 mit 3,4 Millionen Menschen die etwas größere Gruppe, der rund 3,1 Millionen Aschkenasim gegenüberstanden. Rund 400 000 Juden gehörten keiner der beiden Gruppen an.

*Nach: <https://www.cbs.gov.il/en/publications/Pages/2021/Population-Statistical-Abstract-of-Israel-2021-No.72.aspx>; <https://www.haaretz.com/israel-news/.premium-when-it-comes-to-education-israel-s-ashkenazi-mizrahi-divide-is-still-growing-1.9894471>*

### Bar Mizwa/Bat Mizwa

»Bar Mizwa« bedeutet auf Hebräisch für »Sohn des Gesetzes« oder »Sohn der Pflicht« und bezeichnet die Aufnahme des 13-jährigen Jungen als Erwachsenen in die jüdische Gemeinde. Am Schabbat nach seinem 13. Geburtstag wird der Junge in der Synagoge erstmals aufgerufen, aus der Thora zu lesen. Die Mädchen werden schon mit zwölf Jahren religionsmündig. Seit dem 19. Jahrhundert wird die »Bat Mizwa« (»Tochter des Gesetzes«) ebenfalls gefeiert, in einigen Reformgemeinden dürfen dann auch Mädchen aus der Thora lesen.

Nach: [www.bpb.de/izpb/7705/glossar](http://www.bpb.de/izpb/7705/glossar)

### BDS

Boycott, Divestment and Sanctions (BDS) ist eine 2005 von Palästinenserinnen und Palästinensern gegründete, international agierende Organisation, die einen totalen wirtschaftlichen, kulturellen und akademischen Boykott Israels und seiner Bürgerinnen und Bürger propagiert. Ihre Boykottkampagne gegen Israel ist vielfach durch Antisemitismus gekennzeichnet.

BDS lehnt die zionistische Idee ab und erkennt den Israel als einen jüdischen Staat nicht als legitim an. Dies kommt nicht zuletzt in ihrer Forderung zum Ausdruck, den palästinensischen Kriegsgeflüchteten und -vertriebenen von 1948/49 sowie deren Nachkommen das Recht auf die Wohnsitznahme in Israel einzuräumen.

Die Zahl der Palästinenserinnen und Palästinenser, die während des in diesen Jahren stattfindenden israelisch-arabischen Krieges geflohen sind oder vertrieben wurden, wird auf 700 000 geschätzt. Ursache der Konfrontation war der Überfall mehrerer arabischer Staaten auf Israel im Mai 1948. Diesen Krieg sieht Israel als seinen Unabhängigkeitskrieg an, während er von palästinensischer Seite als »Nakba« (»Katastrophe«) bezeichnet wird,

In einer für keine andere Flüchtlingsbevölkerung in der Welt geltenden Regelung erkennt die UNO nicht nur den geflüchteten bzw. vertriebenen Palästinenserinnen und Palästinensern, sondern auch all ihren nachfolgenden Generationen den Flüchtlingsstatus zu. Auf dieser Grundlage fordert BDS, 7,8 Millionen Palästinenserinnen und Palästinensern das Recht auf Übersiedlung nach Israel einzuräumen. Die Erfüllung dieser Forderung würde das Ende des Staates Israel bedeuten.

Nach: <https://www.bpb.de/themen/antisemitismus/dossier-antisemitismus/328693/antisemitismus-in-der-bds-kampagne/>; <https://bdsmovement.net/> <https://www.ajc.org/issues/bds>

### Chanukka

Lichter- und Weihefest (25. Kislew bis 2. Tevet, Mitte bis Ende Dezember), an dem an die Wiedereinweihung des Zweiten Tempels im Jahr 164 vor unserer Zeitrechnung erinnert wird. Die Makkabäer hatten die griechisch-syrischen Besatzer aus Judäa vertrieben. Nach einer Legende reichte das Öl für das ewige



Licht des Tempels, das nie erlöschen durfte, nur noch für einen Tag. Für die Herstellung neuen geweihten Öls benötigten die Tempeldiener jedoch acht Tage. Das Licht aber brannte mit einem Ölvorrat, der normalerweise nur für 24 Stunden reichte, volle acht Tage. Daran erinnern die acht Arme des Chanukkaleuchters. Jeden Tag des Festes zünden die Gläubigen im Gedenken an das Tempelwunder ein Licht an. Chanukka ist ein Freuden- und Familienfest.

Nach: <http://www.bpb.de/izpb/7706/juedische-fest-und-feiertage?p=all>

### Chanukkia

achtarmiger Chanukkaleuchter, siehe auch Chanukka

### Chuppa

Traubaldachin bei einer jüdischen Hochzeitsfeier sowie im übertragenen Sinn diese selbst

### Jeckes

deutschsprachige Juden (Sg.: Jecke), die in den 1930er-Jahren in das damalige britische Mandatsgebiet Palästina auswanderten, und deren Nachfahren im heutigen Israel. Osteuropäische Juden, die bereits früher nach Palästina gekommen waren, belegten die Neuankömmlinge mit diesem Begriff. Sie wollten damit spöttisch und durchaus auch abwertend auf die Verbundenheit der deutschsprachigen Juden mit der deutschen Kultur hinweisen, als deren stereotype Charakteristika Arroganz, Betonung von »Sekundärtugenden« wie Pünktlichkeit, Fleiß und Gründlichkeit sowie mangelnde Anpassungsfähigkeit galten. Mittlerweile benutzen die »Jeckes« den Begriff im Sinn einer liebevoll ironischen Selbstbezeichnung.

Vgl.: Anita Haviv-Horiner/Sibylle Heilbrunn (Hrsg.), *Heimat? – Vielleicht. Kinder von Holocaustüberlebenden zwischen Deutschland und Israel*, Bonn 2013

### Jeschiwa

Die Jeschiwa (Mehrzahl: Jeschiwot) ist seit der Antike eine Lehranstalt für das Studium des religiösen Schrifttums, vor allem der Thora und des Talmuds. Mit der Zeit breiteten sich die Jeschiwot von Babylonien (heute Irak) und dem Land Israel nach Europa aus. Die Jeschiwot, deren Studenten das Ideal des lebenslangen Lernens verfolgten, waren Hauptzentren des geistigen Lebens des jüdischen Volkes. Auch in der Neuzeit, in der säkulare jüdische Ideologien aufkamen, blieben die Jeschiwot Brennpunkte religiöser Gelehrsamkeit und sind es auch heute. Durch den Holocaust wurde die Welt der Jeschiwot in Osteuropa – dem führenden Standort der Jeschiwa-Kultur – unwiderruflich zerstört. Heute sind Jeschiwot nicht nur, vor allem aber in Israel und in den USA tätig.

Nach: *Jeschiwa*, in: *Jüdisches Lexikon*, Band III, Berlin 1927, S. 219ff; *Yeshivot*, in: *Encyclopaedia Judaica*, Band 16, Jerusalem (ohne Jahresangabe), S. 762ff

### Jom Kippur

höchster Feiertag im jüdischen Festkalender, an dem religiöse, aber auch viele nicht-religiöse Juden fasten und den ganzen Tag in der Synagoge verbringen. Es ist ein Tag der Versöhnung, an dem die Sünden des vergangenen Jahres vergeben werden.

Nach: <http://www.bpb.de/internationales/asien/israel/45183/glossar>

### Kibbuz

ländliche Kollektivsiedlung in Israel, die auf Gemeinschaftseigentum basiert(e).

### Kippa

vor allem in Ausübung der Religion gebräuchliche Kopfbedeckung des jüdischen Mannes. Sie besteht aus einem kreisförmigen Stück Stoff oder Leder, zuweilen reich verziert, das den Hinterkopf bedeckt und manchmal mit einer Metallklammer an den Haaren befestigt ist. Üblich ist die Kippa für Männer vor allem beim Gebet, in der Synagoge und auf Friedhöfen; orthodoxe Juden tragen sie auch im Alltag.

Nach: <https://www.juedische-allgemeine.de/glossar/>

### koscher

Bezeichnung für Nahrungsmittel und Getränke, die den rituellen Speisegesetzen entsprechen und deshalb zum Verzehr erlaubt sind. Das gesamte System der Speisegesetze heißt Kaschrut und ist ein hochkomplizierter Bereich der jüdischen Religionsgesetze mit zahlreichen Vorschriften. Zu den bekanntesten von ihnen gehört, dass nur Fleisch von Paarhufern, die zugleich Wiederkäuer sind, sowie von bestimmten Vogelarten kosher ist. Fleisch darf nur von einem rituell geschlachteten (geschächteten) Tier stammen. Der Verzehr von Fischen ohne Schuppen und Flossen ist verboten.

Milch- und Fleischprodukte dürfen nicht zusammengemischt werden. In der Küche sollen daher Töpfe und Pfannen, Geschirr und Besteck wie auch der Abwaschbereich streng nach »milchig« und »fleischig« getrennt sein.

Nach: *Dietary Laws*, in: *Encyclopaedia Judaica*, Band 6, Jerusalem, 1972, S. 26ff

### LSBTIQ

Abkürzung für L – lesbisch, S – schwul, B – bisexuell, T T – transsexuell und transgender, I – intersexuell, Q – queer.

### Matzen

ungesäuertes Brot aus Wasser und Mehl, siehe auch Pessach.

## Pessach

vom 14. bis 22. Nissan (Marz/April) gefeiertes, an den Auszug der Juden aus Ägypten erinnerndes Fest. Der Name bezieht sich auf einen der Höhepunkte der biblischen Exodus-Überlieferungen: Nachdem der Todesengel die männlichen Erstgeborenen aller ägyptischen Familien getötet hatte und dabei nur die Hebräer verschonte, entließ der Pharao das jüdische Volk aus Gefangenschaft und Sklaverei.

Zur Erinnerung an den überstürzten Aufbruch aus Ägypten – es war keine Zeit mehr, Teig für Brot gehen zu lassen – werden eine Woche lang Matzen, das ist ungesäuertes Brot aus Mehl und Wasser, gegessen.

*Nach: <http://www.bpb.de/izpb/7706/juedische-fest-und-feiertage?p=1>*

## Rosch Ha-Schana

Beginn des jüdischen Jahres am 1. und 2. Tischri (Mitte bis Ende September). Gedacht wird an diesem Tag der Erschaffung der Welt. Das jüdische Neujahr ist ein eher stilles Fest, an dem die Gläubigen beten. Morgens wird das Widderhorn (Schofar) geblasen, ein Mahn- und Weckruf des Gewissens.

*Nach: <http://www.bpb.de/izpb/7706/juedische-fest-und-feiertage?p=all>*

## Schabbat

Der Schabbat ist im Judentum – und auch im heutigen Staat Israel – der wöchentliche Ruhetag. Er beginnt am Freitagabend und endet am Samstagabend.

Der Schabbat wird feierlich begangen. Ein zentraler Punkt ist das Zünden von zwei Kerzen vor Eintritt des Schabbats. Sie symbolisieren das Schabbatgebot: Schamor we-Sachor, zu deutsch: bewahre und gedenke. Damit wird ausgedrückt, dass Gedenken und aktives Handeln untrennbar zueinander gehören.

Die Pflicht, den Schabbat einzuhalten, wird im vierten der Zehn Gebote begründet: »Sechs Tage sollst du arbeiten und all dein Werk verrichten, und am siebten Tag, dem Schabbat des HERRN deines Gottes, sollst du kein Werk verrichten.« Im Lauf der Zeit stellten jüdische Schriftgelehrte eine Liste von 39 »Haupttätigkeiten« auf, deren Verrichtung am Schabbat untersagt war, z.B. das Anzünden von Feuer, das Schreiben und das Ausradieren sowie das Nähen und das Zerreißen. Im Lauf der Jahrhunderte wurden die Schabbat-Regeln immer stärker spezifiziert und an neue Zeiten angepasst. So etwa ist die Nutzung der Elektrizität stark eingeschränkt, weil sie von rabbinischen Autoritäten in bestimmten Fällen als Anzünden von Feuer gedeutet wird.

An den meisten jüdischen Feiertagen gelten zwar nicht alle, aber doch der Großteil der Schabbatverbote, darunter auch das des Schreibens. Allerdings dürfen – und müssen – diese Verbote gebrochen werden, wenn das der Rettung von Menschenleben dient.

Der Schabbat hat nicht nur eine rein religiöse Komponente, sondern auch eine große traditionelle Bedeutung.

### Schawuot

ein stets ins Frühjahr (am 6. Siwan) fallende Fest, das im Judentum eine doppelte Bedeutung hat. Historisch handelt es sich um ein Erntedankfest, an dem aber nach religiöser Interpretation das aus Ägypten geflüchtete Volk Israel im Sinai die göttliche Offenbarung der Thora erhalten hat.

*Nach: Schawuot, in: Jüdisches Lexikon Band IV/2, Berlin 1927, S. 159ff.; Shavuot, in: Encyclopaedia Judaica, Band 14, Jerusalem (ohne Jahresangabe), S. 1319ff.*

### Schoah

hebräisch für »Katastrophe« oder »Zerstörung«. Schoah bezeichnet ursprünglich Judenverfolgungen und Pogrome und wurde erstmals 1942 in einer Erklärung der Jewish Agency für den millionenfachen Mord an den europäischen Juden im nationalsozialistischen Machtbereich verwendet. Spätestens mit der Staatsgründung 1948 hatte sich der Begriff als die in Israel übliche Bezeichnung für den Völkermord etabliert. Der Schoah wird in Israel alljährlich am Jom Ha-Schoah gedacht.

*Nach: Gisela Dachs, israel kurzgefasst, bpb, überarbeitete Auflage Juli 2013 (Glossar)*

### Schtetl

Siedlungen mit einem hohen Anteil jüdischer Bevölkerung in Osteuropa vor dem Zweiten Weltkrieg

### Sukkot

aus dem vorbiblischen Erntedank entstandenes Fest, das im September/Oktobre (15. bis 23. Tischri) gefeiert wird. Symbolisch gilt das Laubhüttenfest oder »Sukkot« auch als Fest der Freude über das im Leben Erreichte. Die Sukka (Laubhütte) soll daran erinnern, dass das irdische Leben generell unbeständig ist und nur Gott ob seiner Unvergänglichkeit absolutes Vertrauen verdiene.

*Nach: <http://www.bpb.de/izpb/7706/juedische-fest-und-feiertage?p=all>*

### Thora

hebräisch für »Lehre«, im weitesten Sinn die Bezeichnung für die Lehre des Judentums, im engeren Sinn die Bezeichnung für die fünf Bücher Mose (Pentateuch). In der Synagoge werden die Bücher Mose, die als Handschrift auf einer Pergamentrolle geschrieben sind und in einer besonderen Lade verwahrt werden, während eines Jahres im Gottesdienst verlesen.

*Nach: [www.bpb.de/izpb/7705/glossar](http://www.bpb.de/izpb/7705/glossar)*

### Vichy-Regime

Das Vichy-Regime war die Regierung des 1940 im südlichen Teil Frankreichs errichteten »État français« (»französischer Staat«) – eines formal unabhängigen, in Wirklichkeit aber dem »Dritten Reich« zu Willen stehenden Schein-Staates. An der Spitze der Vichy-Regimes stand Marschall Philippe Pétain. Der autoritär aufgebaute »État français« war unter anderem eifrig an der Verfolgung und Auslieferung von auf seinem »Staatsgebiet« lebenden Juden beteiligt. Er wurde 1944 aufgelöst.

*Nach: Deutsches Historisches Museum, Das Vichy-Regime <https://www.dhm.de/lemo/kapitel/zweiter-weltkrieg/kriegsverlauf/vichy/>; Encyclopédie Larousse, État français [https://www.larousse.fr/encyclopedia/divers/%C3%89tat\\_fran%C3%A7ais/118565](https://www.larousse.fr/encyclopedia/divers/%C3%89tat_fran%C3%A7ais/118565)*

### Yad Vashem

die Internationale Holocaustgedenkstätte in Jerusalem

Siehe: <https://www.yadvashem.org/de/node/53076.html>





